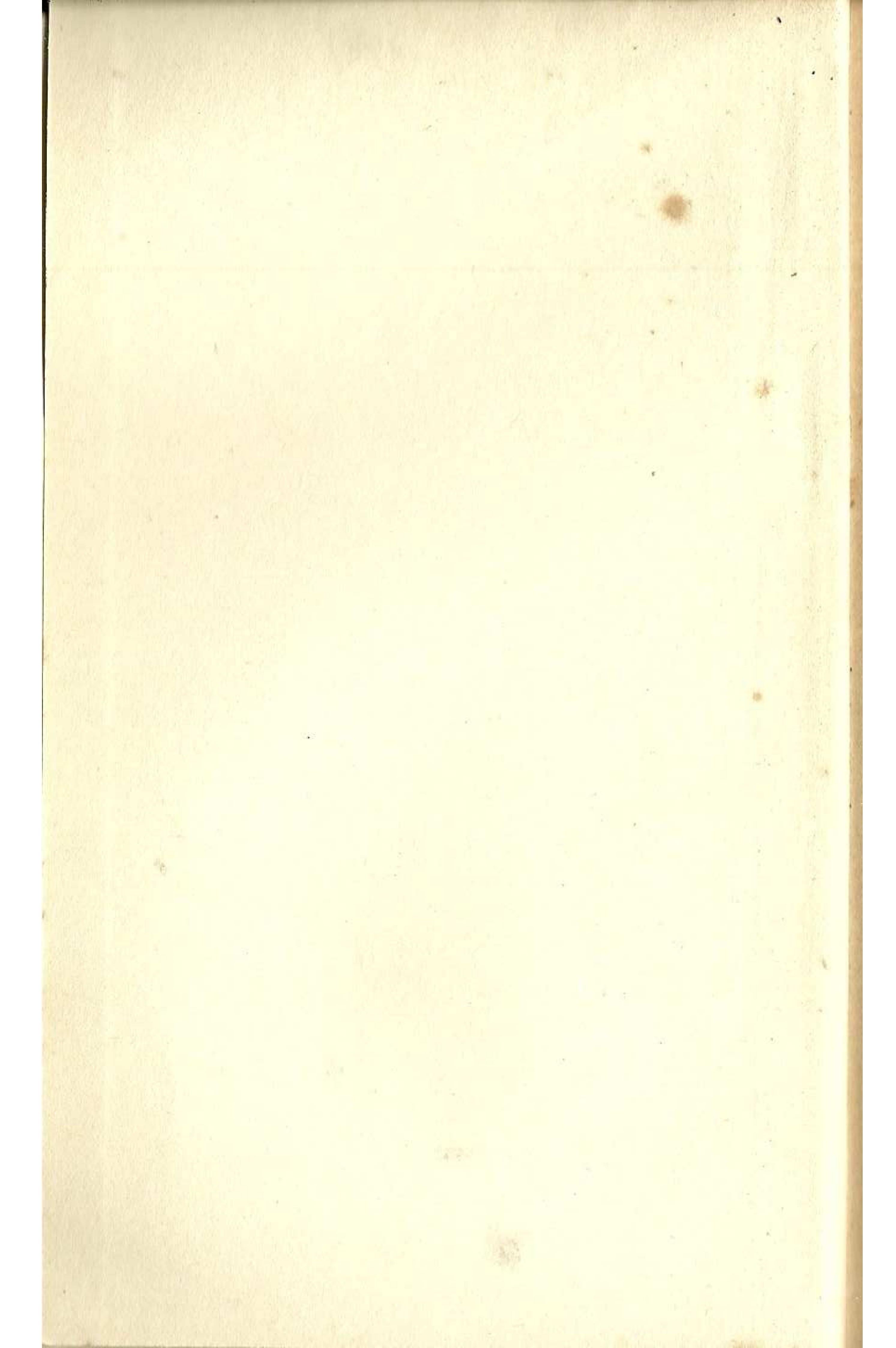

Gespenster
am
Toten Mann
VON P. C. ETTIGHOFFER

P. C. ETTIGHOFFER

Gespenster am Toten Mann

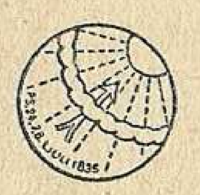


Gespenster am Toten Mann

Gespenster am Toten Mann

Von

P. C. Ettighoffer



Verlag C. Bertelsmann Gütersloh

121.–140. Tausend

Umschlag: Hans Liska. Einband: Siegfried Kortemeier
Druck von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Tausend Begeisterte marschieren

„Tritt — gefaßt!"

Unser Hauptmann wendet seinen Gaul, überblickt die lange Gruppenkolonne. Gesang bricht ab, mitten im Satz. Angehörige, Frauen, Bräute, Mütter, Väter, auch jüngere Brüder mit bunten Gymnasiastenmützen lösen sich aus den plötzlich stummen Reihen. Getragene Gewehre werden den Soldaten zurückgegeben. Unteroffiziere spritzen zu ihrer Korporalschaft. Zugführer begeben sich auf den rechten Flügel ihrer Abteilung. Alle Portepeeträger ziehen blank. Kolben werden gegen die dreiteiligen Patronentaschen gedrückt. Die ausgerichteten Gewehrmündungen schwanken im Takt der Schritte. Hie und da nestelt sich eine Blume von der Helmspitze, vom Koppelschloß, vom Knopfloch, fällt, fällt auf den Asphalt, wird von knarrend-neuen, rohledernen Stiefeln zertreten.

Rechts und links, auf den Bürgersteigen, gehen die Angehörigen, in Schritt und Tritt. Trommeln und Pfeifen locken. Über den Köpfen der Musiker schwebt der Taktstock mit den schwarz-weiß-roten Fransen. Aus allen Instrumenten wird es flott und mächtig gegen die Häuserfront geschleudert:

„. . . Spiegelblank sind unsre Waffen,
schwarz das Lederzeug . . ."

Jetzt geht unsere Gruppenkolonne tadellos ausgerichtet.

„Achtung — — Augen — rechts!"

Unsre Nagelsohlen schlagen den Takt auf der glatten städtischen Straße, und rechts, auf der Terrasse des Hotels, des Stabsquartiers, steht der Korpskommandeur mit seinem Adjutanten. Unsere Offiziere senken die Degenspitze.

Tausend Menschen marschieren, rumm — wumm, rumm — wumm . . .

Tausend Kriegsfreiwillige marschieren.

Tausend in aller Eile ausgebildete Schüler, Studenten, Arbeiter, Handwerker, Bauern und Lehrer marschieren rumm — wumm, rumm — wumm, rumm — wumm. Der Asphalt dröhnt unter unseren Schritten. Wir sind erstarrt in Gruß und Ehrerbietung. Bis der Kommandeur seine Mütze schwenkt: „Seine Majestät, unser oberster Kriegsherr, und das geliebte deutsche Vaterland, hurra, hurra!"

Unsere Arme fliegen hoch. Die Kehlen brüllen sich heiser, und ohne Übergang, ohne Befehl, hingerissen vom Augenblick, fallen wir in den Text der Marschweise:

„. . . siegreich wolln' wir Frankriech schlagen,
sterben als ein tapfrer Held . . ."

Die Zivilisten auf den Bürgersteigen brüllen es mit. Der General lächelt und winkt ganz unmilitärisch. Sein Adjutant lächelt und winkt. Tausend

Begeisterte marschieren, trunken vor Aufregung und Stolz. Besonders wir, die jüngeren Leute, die Schüler und Abiturienten, empfinden hoch die Schönheit des Augenblicks, der uns zu Männern in Waffen, zu Vaterlandsverteidigern stempelt, uns, die vor einigen Wochen noch die Schulbank drückten.

„. . . sterben als ein tapfrer Held. . ."

Wir marschieren und singen.

Unsere Stimmen jauchzen. Die Straßen sind erfüllt vom Mitsingen der Masse. Mühsam behaupten die Trommeln den Takt.

Um das gewaltige Tor aus der Römerzeit segeln aufgescheuchte Dohlen.

Es will Herbst werden.

Auszug der Jugend

Der geschmückte Militärzug gleitet an den Bahnsteigen entlang. Taschentücher flattern wie weiße Tauben. Die Musik spielt, aber kein Ton ist zu verstehen. Alles geht unter im Singen und Schreien der Menge. Keine Tränen, weil die Gerührten, die Weichen nicht mit an den Zug kamen. Sie konnten diesen Abschied wohl nicht ertragen.

Das Bahnhofsgebäude schiebt sich fort. Kleiner wird das Winken, dünner sind die Schreie der Zurückbleibenden. Bald hören wir nur noch unsere eigenen Stimmen. Dann kommt eine große Kurve. Alles aus! Noch die Vorstadthäuser mit winkenden Be-

wohnern. Ohne Unterbrechung singen wir: „Die Vöglein im Walde, die sangen so wunderschön, in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!"

Türme und Dächer der alten, guten Garnisonstadt drehen sich. Der Zug fährt nun schneller. Hinter den blauschwarzen Hügeln neben dem Fluß geht die Sonne unter. Vom Wasser her kriecht ein dünner Nebelschleier, legt sich über das Tal, nähert sich dem Bahndamm. Nach halbstündiger Fahrt müssen wir schon halten. Aus der Ferne, aus unserer Fahrtrichtung, rollen drei lange, langsame Transporte, folgen sich in kurzen Abständen — Lazarettzüge.

Wir sind auf einmal ganz stumm. Kein Rufen mehr, kein Gesang, kein Gespräch. Ein dummes Gefühl beschleicht die Eingeweide. Es ist plötzlich so kalt im Militärzug. Die vom Kampf Geweihten ziehen an der Jugend vorbei.

Fast im Schritt gleiten die drei Züge dahin. Nur einige Wagen sind erleuchtet. Dort liegen wohl die Schwerverwundeten oder gar Sterbende. Wir sehen weiße Betten, bleiche Menschen, blutbedeckte Verbände um Gesichter, Köpfe und Arme. Hin und wieder die freundliche Erscheinung einer weißgekleideten Schwester.

Ein dummes Gefühl schleicht uns über die Kopfhaut. Wir haben den ersten, ernsten Hauch des Krieges gespürt.

Die Nacht ist kalt und neblig. Wir halten für Minuten im Bahnhof von Diedenhofen, rollen dann zwischen feuerspeienden Hochöfen entlang und sind gegen Morgen in Metz.

„Kaffeeholer raus!"

Ehe der Tag graut, fährt unser Zug schon wieder, und mit dem Aufgehen der Sonne sehen wir erste zerstörte Häuser, ja ganze Dörfer, die nur noch aus geschwärzten Mauern bestehen.

„Der Krieg ist eigentlich verdammt scheußlich", meint Kientz. Fast alle widersprechen. Man dürfe den Gegner nicht so in Schutz nehmen, wie wäre es bei uns, wenn wir die Franzosen hereingelassen hätten!

„Na ja," hänselt Dohmen. „Der Kientz hält es mit den Franzosen, denn er ist ja Elsässer. Ich möchte nur wissen, warum er sich als Kriegsfreiwilliger meldete."

„Man hört so viel von elsässischen Überläufern. Ganze Kompanien dieser verdammten Wackes sind zu den Franzosen gelaufen, heißt es." Liesenfeld schreit es aus seiner Wagenecke. Die Stimmung ist gereizt.

Kientz, der elsässische Kriegsfreiwillige, schweigt vor dieser Übermacht. Er ist achtzehnjährig wie wir alle in der ersten Korporalschaft, hat die gleiche Bildung wie wir, doch wir betrachten ihn als Eindringling. Nein, er hat nie Unrecht getan, nie die Kameradschaft verletzt, aber er ist nun einmal ein Elsässer, an dem man sein Mütchen kühlen darf.

Die meisten Vorgesetzten schließen dann immer beide Augen und beide Ohren. Er ist ja nur ein Wackes.

Unsere Stimmung wird jetzt immer nüchterner; denn nirgends erleben wir jauchzenden Empfang. An der Bahnlinie liegen schmutzige, verwahrloste Dörfer, jedes noch bewohnbare Haus mit Militär belegt. Die französischen Zivilisten schleichen still umher. Wir fassen unser Essen, unseren Kaffee. Fahren weiter, den ganzen Tag, die halbe Nacht. Zahlreiche Lazarettzüge kommen an uns vorbei. Ihr Anblick kann uns jetzt nicht mehr erregen. Werden plötzlich aus dem Schlaf gerüttelt. „Alles aussteigen!“ Wir sind auf der letzten erreichbaren, Bahnstation vor der Front. Zwei Kilometer vor uns soll ein Tunnel gesprengt sein. Auf dem Nebengleis setzen wir die Gewehre zusammen. Unser Zug fährt sofort zurück mit all seinen Inschriften und den inzwischen verwelkten Blumen.

Frierend mürrisch erwarten wir den Morgen. Mit der beginnenden Helligkeit wachsen uns wieder Mut und Selbstvertrauen, aber nun klingt aus der Ferne ein Ton, ein tiefes Brummen, zweimal, dreimal, immer und immer wieder. Irgendwo in einem Abschnitt der kaum 20 Kilometer entfernten Champagnefront wird geschossen. Man läßt uns wenig Zeit, diesen neuen Eindruck zu verdauen, denn wir werden abgeholt, zum Regiment geführt. Zwei Stunden Marsch bergauf, bergab, durch welliges Gelände. Endlich sind wir am Ziel.

Das Regiment liegt in Ruhequartieren. Wir kommen gerade zurecht, die herben Verluste der letzten drei Wochen aufzufüllen. Diese 21 Tage des Stellungskrieges, in selbstgegrabenen Löchern, Schanzen und Schützengräben haben die Leute mehr zermürbt als der bisherige Vormarsch von der Garnison über Luxemburg, Belgien und zur Marne, ja mehr noch als der nachfolgende Rückzug bis in die Gegend von Perthes und Tahure.

Mittags empfangen wir schon das Essen von der Feldküche unserer Kompanien, die nun, durch uns, wieder kriegsstark geworden sind mit je 250 Mann und 4 Offizieren. Unsere Korporalschaft ist der 3. Kompanie zugeteilt worden.

Mit unseren neuen Uniformen fallen wir sofort auf in den Reihen unserer nunmehrigen Kammeraden, die uns bewitzeln: „Eine Sendung Hammel ist angekommen!" Man nimmt uns nicht für voll und bezeichnet uns als „Kriegsmutwillige". Unsere Stimmung sinkt darob immer mehr.

Nach dem Essen ist Exerzieren. Bei den alten Leuten klappen die Griffe wie in der Garnison. Wir aber klappern nach, wackeln mit den Gewehrmündungen, greifen bald zu hoch, bald zu tief. Es ist eine Schande, wie wir uns benehmen. Die aktiven Leute grinsen. Da faßt der etatsmäßige Feldwebel, der solche Schmach nicht mehr länger ansehen kann, einen plötzlichen Entschluß. „Alle Kriegsfreiwilligen links heraus, Marsch — Marsch!" Wir spritzen an den linken Flügel.

„So, ihr Hammel, bevor ihr den Krieg gewinnen wollt, müßt ihr Griffe kloppen können. Ihr seid von jetzt ab in der zweiten Greifklasse.“ — Spricht's mit schadenfrohem Gesicht, zwiebelt dabei seinen rotblonden Kaiserbart hoch und freut sich über das anerkennende Grinsen der „alten Leute“.

Und dann kommen für uns Kriegsfreiwillige Tage der Ausbildung. Unter dem Grinsen der „alten Leute“ erleben wir Kriegsfreiwilligen von der 3. Kompanie ein Aufschwänzen, wie es kein Kasernenhof je schlimmer sah. Besonders der Elsässer Kientz wird mit Laufschritt, mit Auf! und Hinlegen!, mit Kriechen durch Pfützen und verschlammte Granatlöcher reichlich bedacht. Unsere Gewehrgriffe werden immer unsicherer, immer schlapper. Es scheint, als sollten wir für unseren Mut, das Vaterland verteidigen zu wollen, niederträchtig bestraft werden. Wird der Krieg eigentlich mit Exerzieren, mit strammen Paradegriffen oder durch Mannesmut gewonnen? Alle Ideale drohen langsam im Schlamm des Exerzierfeldes zu versinken.

Endlich die gute Nachricht: „Übermorgen rückt das Regiment wieder in Stellung.“ Wir freuen uns, denn endlich werden wir unseren Mut zeigen können, wenn auch die Griffe noch schlapp und hoffnungslos sind. Am gleichen Tage ist Löhnung, unsere erste, immerhin sauer verdiente Kriegslöhnung. In Linie zu zwei Gliedern stehen wir vor unseren Quartieren auf der Dorfstraße. Gerade hat der Feldwebel die letzten „Lappen“ ausgezahlt, gerade soll die übliche

Frage von der „Forderung an die Kompanie, in Brot, Geld oder sonstigen Kompetenzen“ gestellt werden, da heult es mächtig daher.

Die Dorfstraße ist plötzlich nur ein einziges Brüllen, ein Schrei, ein roter Blitz. Ich werde vom Boden gehoben und fortgeschleudert. Menschen fallen über mich. Ich ringe nach Luft und will schreien. Da sehe und spüre ich nichts mehr ...

Ich liege in einer Scheune, auf Stroh. Neben mir stehen Soldaten in blutigen, zerrissenen Uniformen. Nun erfahren wir es: Die Franzosen haben von einem Punkt der fünfzehn Kilometer entfernten Front unsere Aufstellung gesehen, haben mit einem Langrohrgeschütz geschossen und auch getroffen. Die Granate fegte über die linke Hälfte der Kompanie hinweg, erreichte die Köpfe der Leute des mittleren Zuges, platzte und zerfetzte zwanzig Mann. Weitere dreißig Mann vom rechten Flügel, darunter unsere ganze Gruppe, waren verwundet. Außer leichten Splitterverletzungen hatten wir alle starke Quetschungen und innerliche Erschütterungen.

Beendet unser Krieg, wenigstens vorläufig. Unsere unverwundeten Kameraden betrachten uns mit Scheu. Drei Tage später liegen wir im Etappenlazarett zu Montmédy. Die „Hammelherde“ ist schon zusammengeschmolzen.

Nein, wir wollen nicht in die Heimat transportiert werden. Man will uns hier heilen, im Etappenort Montmédy. Hinter der Sous-Préfecture, im großen

Garten, hat man uns in Baracken untergebracht, die ganze Korporalschaft und noch zwanzig Mann des ersten Zuges, meist „alte Leute", die jetzt ihre aktive Militärzeit herumhätten. Einige haben schwere Knochenbrüche und Rippenzersplitterungen erlitten. Zu Weihnachten 1914 werden wir mit Liebesgaben überschüttet. Wildfremde Menchen schicken uns Pakete und Briefe. Es ist wie eine Welle der Liebe um uns. Zwischen Weihnachten und Neujahr sterben drei Leute unserer Kompanie.

Zu Kaisers Geburtstag können Kientz, Dohmen, Quint, Liesenfeld und ich bereits der großen Parade beiwohnen. Die Truppen stehen auf dem Markt, den man „Berliner Platz" getauft hat.

Im Februar liegen wir schon in der lauen, weichen Sonne Frankreichs. Im März dürfen wir, ohne Stock und Begleitung, täglich vier Stunden ausgehen. Sitzen in den Kantinen herum, erzählen diesen „Etappenschweinen" vom Heulen der Granaten, vom Krieg da vorne, wie wir ihn nun schon kennen.

Mit Kientz haben wir alle Frieden geschlossen, denn er hat ja auch sein Blut vergossen, genau wie wir. Er ist übrigens ein ganz guter Kamerad. Wir pirschen uns zur hochgelegenen Zitadelle mit den massiven Kirchtürmen, die noch Spuren der Belagerungsgeschütze von 1870 tragen. Lernen auch eine uralte Dame kennen, die uns anschaulich in leichtem Französisch von den Besetzungen im Jahre 1870 und im Jahre 1914 erzählt. Und da erleben wir, Kientz und ich, ein kurzes, herziges Idyll.

Die kleinen Franzosenmädelchen konnten sich halb totlachen über einen deutschen Munitionszug, der die Steigung in der Straße nicht überwand. Die Deutschen hatten nämlich eine strategische Linie mitten durch die Stadt gelegt, weil der gesprengte Tunnel noch nicht frei war. Bei ihrem Rückzug hatten die Franzosen von jeder Seite des Tunnels gleichzeitig acht Lokomotiven unbemannt abgehen lassen. In der Mitte des Berges trafen sich die 16 Maschinen, prallten aufeinander ...

Wir sprechen die beiden Französinnen an. Sie sind zuerst empört und wenden sich ab. Wir hinterher. Schenken ihnen dann langentbehrte Schokolade. Wir haben die Kleinen dann noch oft getroffen, haben sie hinter grünenden Hecken gedrückt und geküßt, ihnen hoch und heilig die Ehe versprochen und sie mit Keks gefüttert. Haben uns in strammer Haltung, die Feldmütze schief im Gesicht, photographieren lassen und ihnen die Bilder mit rührend echten Widmungen geschenkt. Und ich glaube fest, die kleinen Französinnen haben in uns wirklich Helden gesehen, haben uns daher wirklich und echt geliebt, so wie man eben mit 16 Jahren lieben kann.

Da, ein jäher Strich durch das Idyll. Abends wird der Befehl mitgeteilt, uns früh um 7 Uhr bereitzuhalten zum Einkleiden auf der Zitadelle. Wir werden nun als geheilt angesehen und entlassen. Am andern Morgen empfangen wir neue Brocken, dürfen die Zitadelle nicht mehr verlassen und müssen am gleichen Abend zum Bahnhof marschieren. Wir

haben unsere kleinen Freundinnen nicht wiedergesehen. Sie warteten vergebens hinter der Zitadelle, unweit der Straße nach Sedan, unter den blühenden Schlehdornhecken.

Vierundzwanzig Stunden später sind wir wieder bei unserm Truppenteil, treffen viele fremde Gesichter, aber auch einige Kriegsfreiwillige, die mit uns ausrückten. Ihre Uniformen sind inzwischen auch verschlissen und erdfarben. In hageren, bleichen Gesichtern wachsen dünne Bärte. Manchen Kameraden deckt der weiße Lehm der Champagne. Wir nehmen wieder unsere Stelle im ersten Zug ein, gerade so, als sei nichts vorgefallen. Stehen, genau wie wir vor fast einem galben Jahre gestanden haben. Wie damals, befindet sich das Regiment wieder in Ruhequartieren, aber diesmal hinter der Verdunfront, in der Nähe von Briey. Wieder beginnt das tägliche Exerzieren. Wieder möchte sich der Etatsmäßige den blonden Kaiserbart ausraufen, vor Jammer über unsere schlappen Griffe. Unser Präsentiergriff klappt ganz und gar nicht.

„Und mit solchen Menschen will man den Krieg gewinnen!" jammert er händeringend und doch wieder halb lachend. Aber aufgeschwänzt werden wir nicht mehr als die anderen, denn wir zählen nun zu den alten Leuten, unserer Verwundung wegen, und das trotz unserer geradezu haarsträubend schlappen Gewehrgriffe.

Die Front ruft

Die Sonne steigt. Es wird wärmer und wärmer. Wenn kein Exerzieren ist, liegen wir im wachsenden, kühlen Gras der Felder und nehmen Sonnenbäder, wobei das Lausen der Unterwäsche nicht vergessen wird. Manchmal dröhnt das Schüttern und Schießen an der nahen Verdunfront oder an der Combres-Höhe zu uns herüber. Dann klirren nächtelang die Fensterscheiben unserer Quartiere. Die Front ruft. Die Gespenster des Krieges rufen!

Und da kommt plötzlich der Abmarschbefehl. Beim Mittagessen werden wir von ihm überrascht. Müssen in einer Viertelstunde feldmarschmäßig antreten. Die Fahnen werden aus den Stabsquartieren geholt. Nach Italien soll es gehen, wird gemunkelt. Wir sind in bester Laune.

Unser Regiment steht auf der Landstraße, Richtung Deutschland. Dann der lange, beschwerliche Marsch mit gepacktem „Affen". Am späten Nachmittag erreichen wir das seit August 1914 völlig zerstörte Grenzstädtchen Audun-le-Roman. Werden verladen. Wohin geht nun die Reise, nach Norden oder nach Süden? Gegen Abend kommt die Lokomotive, wird vorgekoppelt und zieht den Zug mit sich nach Norden. Mit Italien ist es also nichts. Schade! Wo doch gerade dort unten der Krieg ausbrechen will.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichen wir wieder das Städtchen Montmédy, fahren mitten

hindurch. Kientz und ich spähen umher. Vergebens. Wir sehen unsere Freundinnen nicht mehr.

In Sedan erhalten wir Großkampfverpflegung, bestehend aus doppelten Portionen Butter und Wurst und Brot, dazu beißend scharfen Kümmel. Wir wissen nun, daß es in eine große Sache geht.

Als der Tag graut, sehen wir die Türme einer Stadt. Ist es Lille oder Lens, oder gar eine belgische Stadt? Wir kommen näher, halten, werden ausgeladen. Es ist Douai.

Marsch bis Courrières, dem Zechendorf bei Lens. Dort, am Denkmal für die Verunglückten der großen Bergwerkkatastrophe von 1906, wird gehalten, werden die Gewehre zusammengesetzt. Kientz, Unteroffizier Bienemann und ich werden zum Kompanieführer beordert.

„Kientz, Sie sind doch Elsässer, können doch sicher Französisch, und Sie doch auch?" Wir bejahen. „Dann gehen Sie mit Unteroffizier Bienemann nach Thumeries und machen Quartier. Das Bataillon kommt in einigen Stunden nach."

Zuck, kehrt! Von Courrières aus fährt eine Kleinbahn nach Thumeries. Wir melden uns beim dortigen Ortskommandanten, der uns den Maire des Ortes mitgibt. Mit einem Stück Kreide bewaffnet, gehen wir von Haus zu Haus und schreiben die Mannschaftszahl und den Truppenteil auf, genau wie im Manöver. Für uns selbst suchen wir ein geradezu fabelhaftes Quartier auf einem großen Bauernhof. Nun mag das Bataillon kommen.

Die Zivilisten von Thumeries sind sehr freundlich, wenigstens äußerlich.

Es wird Abend, es wird Mitternacht. Wir stehen auf der Straße und erwarten das Bataillon. Nichts regt sich. Wie wir später erfahren, wurde das Regiment noch in Courrières, nur Minuten nach unserm Abmarsch, eiligst alarmiert und mußte nach Souchez vorrücken.

Der Tag kommt. Wir warten und warten. Unsere Quartierwirte haben uns ein wundervolles Frühstück bereitet, Eierkuchen, Speckschnitten und Bratkartoffeln. Wir verteilen Schokolade an die beiden Töchter des Hauses. Der alte Monsieur ist ganz versessen auf unsere schlechten Zigarren. Wir geben sie ihm und empfangen dafür herrliches Weißbrot. Die deutsche Militärbehörde hat das Backen von Weißbrot verboten und die Mühlen geschlossen. Nun mahlen die Franzosen ihren schönen Weizen in der Kaffeemühle, sieben ihn durch ein Seidentuch.

„Nein, wir werden bestimmt kein Schwarzbrot essen, und sollte der Krieg auch noch ein ganzes Jahr dauern!" meint das kleine blauäugige Mädel, die jüngste Tochter. Kientz hat sich schon wieder bis über die Ohren in die Kleine verliebt.

„Du," sagt er, „was meinst du zu dieser Sache hier? Der Alte hat hier an 500 Morgen bestes Weizenland und keinen Sohn. Das Mädel hier wäre doch noch eine blendende Partie. Das muß man hier groß aufziehen können mit Maschinen und so."

Bienemann ist in die ältere, etwa 20jährige Tochter vernarrt und folgt ihr wie ein verliebter Schuljunge. Quetscht sich ein paar Worte Französisch aus dem Gehirn und kommt alle paar Minuten zu uns gelaufen um Rat.

Fünf herrliche Tage verbringen wir in Thumeries. Fünf herrliche Nächte durchschlafen wir ruhig und geborgen unter diesem gastlichen Dach. Am Morgen des sechsten Tages reitet ein Melder des Regiments an: Man hat sich unser endlich erinnert und ruft uns zurück. Wir sollen uns in Lens bei den Feldküchen einfinden und mit der nächsten Verpflegungsfahrt an die Front kommen. Die beiden Töchter weinen bittere Tränen. Sogar die Eltern drücken uns warm die Hände. Wir schenken dem Hausherrn alle unsere Zigarren und mehrere Pakete Tabak aus der nahen Kantine.

Wir müssen fort, die Front ruft. In der Ferne brüllt die Schlacht zwischen Vimy und Souchez.

Unter der Kellertür

Unser Aufenthalt in Lens ist kurz. Wir haben gerade noch Zeit, durch die Kaufläden und Straßen zu bummeln. Nach Anbruch der Dunkelheit müssen wir uns bei der Feldküche einfinden. Um Mitternacht gehen die vier Küchen des Bataillons ab mit fertiggekochten Specherbsen. Wir sitzen auf dem Kessel und fahren durch die zerstörte Landschaft. Es geht

über Liévin. Vor Anbruch des Tages müssen die Küchen schon wieder von der Straße weg sein. Unsere Gäule halten scharfe Gangart. Manchmal sackt die Küche ab in ein Granatloch, ist aber gleich wieder heraus.

Die Gegend wird immer trostloser, der Weg immer schwieriger. Jetzt müssen die Pferde vorsichtiger gehen. Souchez ist noch fünf Kilometer weit, wie uns eine Tafel belehrt. Und darunter liest man groß und deutlich:

„Achtung, hier beginnt die Zone der unmittelbaren Gefahr. Am Tage nur den Laufgraben benutzen. Alle Fuhrwerke müssen bis zum Morgengrauen von der Straße verschwunden sein!" Rasch steigt der Tag mit wolkenlosem Himmel. Über der Lorettohöhe wird der Horizont schon blaßrot. Die Flanken des berüchtigten Hügels sind mit weißen Strähnen durchzogen — Schützengräben. Schon ist eine gute Fernsicht möglich. Da halten die Feldküchen. Ein Weiterfahren hat für uns heute keinen Zweck mehr. Die Leute an der Front müssen ohne Essen auskommen, wie schon oft. Wir empfangen noch rasch schwere Portionen der lecker duftenden Erbsensuppe. Dann kehren die Küchen um. Erste Schrapnells knallen ihnen nach.

Nach Beendigung der langsamen, ausgiebigen Mahlzeit im feuchten Straßengraben schreiten wir weiter, zuerst noch auf der Chaussee. Kommen durch verlassene, öde Kolonien. Nur halbverwilderte Katzen schleichen zwischen den Trümmern. Hin und

wieder kommen Verwundete vorüber, oder ein kleiner Trupp Gefangener. Da vorne bei Souchez sei der Teufel los, wird uns bestätigt.

Bei Sonnenaufgang erreichen wir das Städtchen Souchez, finden noch guterhaltene Häuser, gehen auf die Suche nach unserem Truppenteil. In den Straßen liegen Tote eines bayerischen Regiments. Wir laufen umher und sehen uns mal das berüchtigte Nest an, da haben die Franzosen uns von irgendeiner Stelle aus erspäht. Eine wütende Artilleriesalve fegt einher, heulend und knirschend. Die Granaten zerschellen in Dächern, an Wänden, auf dem Straßenpflaster. Splitter, Steine, Dachsparren und Ziegelstücke fetzen umher. Wir flüchten in den nächsten Keller. Nun setzt der Feind einen schweren Zufallstreffer vor das Haus. Die Vorderwand kracht zusammen. Minutenlang glauben wir zu ersticken unter dem rötlichen Baustaub. Es bleibt dunkel um uns. Wir sind eingesperrt im Keller. Nur eine dicke eichene Tür, halb aus den Angeln, hält die Mauertrümmer zurück. Über uns fegen noch drei, vier Salven in benachbarte Häuser. Ruhe. —

Bienemann knipst seine Taschenlampe an. Wir sind gefangen, verschüttet unter der halb eingedrückten Kellertür. Unsere drei Gewehre werden nun gegen die Eichenplanken gestemmt, und vorsichtig ziehen wir Stein für Stein hinter der Tür weg, bis uns nach langer Arbeit endlich das Tageslicht entgegenschlägt. Draußen hallen Schritte. Wir rufen, Kameraden eilen herbei, räumen von außen die Steintrümmer

weg, befreien uns. Nun sitzen wir beisammen in einem Nachbarkeller, braten unsere Fleischkonserven über einem Stück Hartspiritus. Aller Schrecken ist vergessen. Wir plaudern lebhaft und erzählen faule Witze. Die eiserne Portion schmeckt ganz besonders gut, weil man uns streng verboten hat, sie ohne dringenden Grund anzubrechen. Unser Tun kann, das heißt, wenn wir uns kriegen lassen, bestraft werden. Wir werden sicher bald Gelegenheit haben, die fehlenden Büchsen zu ersetzen.

Eine hohle Gasse

Am späten Nachmittag prasselt wieder ein langanhaltender Feuerüberfall auf Souchez nieder. Die Dorfstraßen sind erfüllt vom Toben der Geschosse. Ohne Pause jagen sich die schweren Eisenklötze, durchstoßen Dächer und Mauern, hämmern gegen das Pflaster, reißen rötliche Erdsäulen empor. Wir drücken uns gegen die Kellerwand, kauern ganz klein und stumm. Auf einem leeren Weinfaß brennt ein Kerzenstumpf. Manchmal wird das Schüttern über uns schier unerträglich. Mit hartem Einschlag sausen Granaten in unser Haus. Vom Luftdruck der Explosionen erlischt jedesmal die Kerze, und jedesmal steht einer mit dem Feuerzeug bereit, denn nichts ist unangenehmer als die quälende Dunkelheit. Beißender Qualm erfüllt den Keller. Wir müssen husten. Unsere Herzen sind in ohnmächtiger Angst.

Mit dem Anbruch der Dunkelheit schweigt die leichte Artillerie. Wir kriechen ins Freie.

Ein warmer, dicktropfender Mairegen geht nieder, verwandelt den Ziegelstaub in Brühe. Fast ohne Unterbrechung zischen Leuchtkugeln aus den nahen Gräben. Die französischen Magnesiumlichter hängen an tänzelnden Fallschirmen, die vom Wind weit ins deutsche Hinterland getrieben werden, bis nach Souchez hinein. So allein ist es uns möglich, über Trümmer von Mauern und Dächern hinweg, die Dorfstraße zu erreichen. Doch auch hier stehen wir zuerst ratlos, erkennen die Gegend nicht mehr, so hat sie sich unter der mehrstündigen Beschießung verändert. Die unerbittliche Zerstörung des einst blühenden Ortes Souchez hat begonnen.

Etwa 300 Meter vom Südausgang des Ortes auf Carency zu liegen sich Deutsche und Franzosen gegenüber. Verirrte französische Gewehrgeschosse prallen gegen Mauern, pfeifen die Dorfstraße entlang, miauen als Querschläger davon.

Meldegänger, Essenholer, Pioniere mit Drahtwalzen, Sanitäter mit Tragbahren kommen vorüber, können uns aber keine oder nur widersprechende Auskünfte über die Stellung unseres Truppenteils geben. So rennen wir durch den Regen, durch die Nacht und die Gefahr. Mit unerhörter Gleichmäßigkeit geht alle zwei Minuten eine schwere Granate nieder, schlägt bald in dieses, bald in jenes Haus. Die ziehenden Truppenkolonnen hasten durch den Gefahrenbereich der Ortschaft. Die Pickelhauben ohne

Spitzen sind tief eingezogen, die Gewehre umgehängt. Eintönig rinnt der Regen. Die Pfützen glänzen im Magnesiumlicht der Leuchtraketen.

Die Feldküchen müssen ja doch bald kommen, und zu ihnen begeben sich dann die Essenholer des Regiments, also auf zur Haltestelle der Feldküchen! Begeben uns auch in jenen Hohlweg, etwa 2000 Meter nördlich von Souchez. Sitzen dort auf unseren Tornistern und warten. Mehrere Infanterie-Regimenter ziehen an uns vorüber, zur Front. Die Leute tragen alle Sturmgepäck. Es wird also einen Angriff geben. Gegen 3 Uhr kommen die Feldküchen und einige Minuten später treffen auch die ersten Essenholer von der Front ein. Sie haben einen Heißhunger und fallen gleich über die dicke, eingekochte Erbsensuppe her.

Seit fünf Tagen haben sie kein warmes Essen mehr gesehen und nur von Zwieback und Büchsenfleisch gelebt. Ohne diesen Regen, der eine lange Dunkelheit mit sich bringt, wäre es auch heute noch nicht zum Essenempfang gekommen. Die Küchenbullen drängen und schimpfen. Beim ersten Morgengrauen müssen sie mindestens hinter Liévin sein, sonst können sie ihr Testament machen, denn der Franzmann beherrscht die ganzen Straßen mit Langrohrgeschützen und hat seine Beobachter auf der Lorettohöhe. Die Essenholer unserer Kompanie nehmen uns mit. „Na, Druck habt ihr ja reichlich gehabt, ihr Brüder, und wir viel Saures, aber der Kompanieführer wird sich über so gut ausgeruhte

Leute freuen!" heißt es. Und so gehen wir, Mann hinter Mann, wieder nach Souchez zurück. Winden uns durch Seitengassen und stolpern über Gartenzäune, fluchen und schimpfen.

„Schnauze halten! Hier beginnt der Laufgraben!"

Im Schein einer langsam dahinpendelnden französischen Rakete erkennen wir einen Wegweiser am Eingang eines zertrümmerten Grabenstücks und darauf steht, dick und deutlich: „Durch diese hohle Gasse mußt du kommen, es führt kein andrer Weg zur Stellung!" Daneben aber, schlicht und eindrucksvoll, erhebt sich ein niedriges Kreuz aus zwei zusammengenagelten Stollenbohlen. Der Querbaum berührt fast den Boden der Grabenböschung und darauf liest man, in handgroßen, schwarzen Buchstaben:

„17 tapfere Deutsche."

Wir lassen uns vom erhöhten Weg in den Schlamm des Laufgrabens gleiten. Das kalte Wasser dringt an uns hoch bis weit über die Knie, quillt in die Stiefel. Wir stützen uns mit einer Hand, klammern uns fest irgendwo an der Grabenwand. Ich erwische einen Schuh, einen Fuß, ein ganzes Bein. Ziehe mich daran hoch, heraus aus diesem Schlammloch bis zur nächsten Schulterwehr. Am herausragenden Bein eines der 17 dort auf der Böschung in Eile beerdigten Kameraden. Keine Zeit, sie anderswo zu begraben. Dort fielen sie, vor zwei Nächten, durch Volltreffer. Gerade beim Abmarsch zum Essenholen. Es war eine schwere Granate, und die Leute standen so dicht hintereinander. Der

Laufgraben mußte gleich wieder frei gemacht werden für den allgemeinen Verkehr mit den Reservestellungen. Also auf die Böschung mit den Toten, jedem einen Sandsack voll Chlorkalk auf den Leib und einige Handvoll Erde darüber! Und da ist es kein Wunder, wenn durch eine andere, spätere Granate die Grabenwand teilweise einfiel und ein Bein freigelegt wurde. Es haben sich noch viele meiner Kameraden an jenem Bein festgehalten beim Durchschreiten des Schlammtrichters. Bis eines Tages, zum großen Juni-Angriff der Franzosen beim Vorbereitungsschießen, jenes Grabenstück, die Böschung, das Massengrab und das weiße Holzkreuz durch mindestens zwanzig Volltreffer vertilgt und mit den Leibern der 17 tapferen Deutschen zermalmt und überpflügt wurden.

Der Friedhof der Unbeerdigten von Souchez

Alle Heeresberichte, die deutschen und die französischen, haben den Friedhof von Souchez als den Brennpunkt der Schlacht um die Lorettohöhe genannt. Nach unruhigen, kalten Nachtstunden, die wir dösend und frierend, naß bis auf die Haut in irgendeinem Grabenstück verbrachten, die Stiefel so fest im hellen Kreidelehm, daß es uns schier unmöglich war, mühselig von einer Schulterwehr zur andern zu gehen, bricht ein trüber, grauer Regentag an,

doppelt trostlos nach den sonnigen Tagen von Thumeries. Ringsum ist ein ekelerregender Gestank. Der Feind soll knapp 50 Meter vor uns liegen, sagt man. Gesprochen dürfe nicht werden, unter keinen Umständen, höchstens leise geflüstert. Hinter uns, so nahe, daß wir hinreichen können, zieht sich eine lange, niedrige, oftmals zerschossene und durchlöcherte Steinmauer dahin, die Mauer des Friedhofs von Souchez. Mit Sandsäcken hat man einen schwachen Schutz vor Gewehrschüssen geschaffen, denn vor einigen Tagen noch war es in diesem Abschnitt einfach nicht auszuhalten. Die Franzosen schossen auf die Steinmauer. Die Geschosse prallten meist zurück in den deutschen Graben und trafen vielfach die Leute auf Posten. Nun schwächen die Sandsäcke alle Schüsse ab.

Hinter der Friedhofsmauer ist ein Bild des Grauens: Alle Gefallenen der vordersten Linie wurden seit Tagen schon auf diesen Friedhof gebracht, nur hingelegt, nicht beerdigt. Wer könnte sich noch die Zeit nehmen, seinen Kameraden zu beerdigen? Man wird hart inmitten dieses großen Sterbens. Vor einer Woche war der Friedhof noch in französischen Händen, und aus jener Zeit liegen noch mindestens 200 Leichen von Schwarzen hinter der Mauer. Aller Chlorkalk der Welt würde wohl nicht ausreichen, den furchtbaren Gestank dieser vielen Toten zu unterdrücken.

Genau in der Mitte des Friedhofs, auf einem hohen Steinaltar, steht ein großes, eisernes Kreuz.

Der blecherne Leib des Gekreuzigten ist von Granatsplittern zerfetzt, von Querschlägern abgeschossen. Liegt mit ausgebreiteten Armen über gefallenen Kriegern. In den Zeltbahnen, die man stellenweise über die Toten deckte, als Sarg, Erde und Grab, sammelt sich das Regenwasser. Die verblichenen Perlenkränze auf den Zivilistengräbern triefen vor Nässe. Auf ihren Blechinschriften trommelt der Regen.

Um 8 Uhr wird unser Zug zum Schanzen beordert.

Givenchy-en-Gohelle

Tagelang rinnt der Regen. Die Armeen ersticken im Schlamm. Die Schlacht um die Lorettohöhe und den Vimy-Rücken ruht, ist ersoffen im strömenden Mairegen, in Gewittern und blauen Nebeln. Man könnte fast die Granaten zählen, so gering ist die Kampftätigkeit. Desto mehr wird geschanzt, hüben und drüben. Die Gegner rüsten zum großen Schlag.

In Givenchy, dem Nachbardorf von Souchez, ist ein großes Pionierdepot untergebracht. Dreimal täglich laufen wir dorthin zum Empfang von Schießscharten. Keuchen dann über die Höhe hinweg, an den Schultern je eine schwere Panzerplatte. Hin und wieder müssen wir eine halbe Stunde lang irgendwo im Straßengraben liegenbleiben, weil die Franzosen uns mit Schrapnells beschießen. Wir fluchen

heidenmäßig nach jedem Schuß und wünschen den französischen Kanonieren die Pest an den Hals.

In Givenchy sind auch noch französische Zivilisten. Wir treffen sie hin und wieder. Ein uraltes Weiblein huscht jeden Morgen aus dem Keller ihres Hauses hinüber zur deutschen Haubitzen-Batterie, die sich zwischen den Obstgärten am Dorfrand eingeschanzt hat. Die Deutschen haben nämlich irgendwo eine Kuh aufgegabelt oder requiriert. Das Tier weidet friedlich zwischen den Geschützrohren und frißt das fette, schöne Gras der Gärten. In Givenchy ist die Zerstörung lange nicht so weit fortgeschritten wie in Souchez. Jeden Morgen erhält das alte Weiblein einen großen Topf Milch. Ein zweiter Topf wandert in einen anderen Keller, wo eine junge Französin vor wenigen Tagen einem Kind das Leben schenkte. Der Regimentsarzt der Artilleristen hat die Frau entbunden, und der Feldkaplan kam eigens aus Lens, das Würmchen zu taufen. Man wird die Wöchnerin und auch die alte Frau demnächst, bestimmt aber vor der großen Offensive, abtransportieren. Es soll noch eine dritte Familie in irgendeinem Keller wohnen, eine große Familie mit fünf Kindern. Die Leute haben sich versteckt, als die ganze Bevölkerung von Givenchy nach Lens gebracht wurde, auf Protzen und Pionierfahrzeugen.

Kurz vor Pfingsten klärt sich der Himmel auf. Gleichzeitig beginnt eine lebhafte Feuertätigkeit. In Givenchy werden wir eines Abends von rasendem Feuerüberfall überrascht. Die Artilleristen haben

gerade noch Zeit, die munter kauende Kuh in den verhältnismäßig sicheren Schutz einer hohen Mauer zu ziehen. Die Haubitzen legen los. Wir stehen zwischen den Geschützbedienungen und reichen Granaten an. Das dauert eine volle Stunde, und als endlich der Kampf abflaut und wir unsern Weg fortsetzen wollen, finden wir das alte Weiblein tot mitten auf der Dorfstraße. Es liegt neben dem zerbrochenen Milchtopf. Aus einem nahen Keller klingt schauerlich das langgezogene Angstweinen kleiner Kinder. Wir schultern unsere Lasten und stampfen bergan, bergab nach Souchez. Wir sind hart geworden, wir Jungen, eisenhart.

Avion-en-Artois

Der Pfingstsonntag bringt uns eine recht nette Überraschung. Italien hat den Krieg erklärt. Bis mal eine Zeitung in den Schützengraben kommt, ist sie einige Zeit alt, aber diese Kriegserklärung stand wohl schon seit Wochen auf dem Programm der sich überstürzenden Weltereignisse. Laßt sie nur kommen, wir wollen auch mit ihnen fertig werden. Viel Feind' — viel Ehr'!

Zur Feier des Tages überschütten uns die Franzosen mit einem rasenden Artilleriefeuer. Ich liege im Graben und lese eine der alten Zeitungen, sehe mit Staunen die Anzeigen von Ausflugslokalen, von Theatern und Lichtspielhäusern. Überall, in allen Spalten der Zeitungen werden Pfingstzerstreu-

ungen angepriesen. Und im gleichen Augenblick liegen wir Feldsoldaten im Malmen der Artillerieschlacht. Die Spießbürger und die Drückeberger in ihren Extra-Uniformen wissen nun nicht, wohin sie zuerst gehen sollen mit ihren Mädchen, in ein Kino, oder in ein Theater, oder zu Mutter Grün, und wir wissen nicht, ob wir die nächsten fünf Minuten noch erleben werden.

Am selben Abend werden wir abgelöst. Das Bataillon bezieht Ruhequartier in Avion bei Lens. Unsere Gruppe wird bei Madame Depré einquartiert. „Sehen Sie," sagt Madame Depré, eine alte weißhaarige Dame, „wenn ich die deutschen Soldaten betrachte, da muß ich immer denken, es sind doch die Kinder von irgendwelchen Müttern. Und die deutschen Mütter empfinden genau wie die französischen Mütter. Deshalb kann ich die Deutschen nicht hassen, weil ich immer an meinen Sohn denken muß, der drüben im Felde steht. Hier an dieser Pumpe könnt ihr euch waschen, und frisches Stroh für das Nachtlager findet ihr drüben in der Scheune."

Wir haben Madame mit kleinen Geschenken aus unseren Feldpostpaketen überrascht. Nun sind nämlich die Sendungen alle auf einmal angekommen, und wir schwimmen in Fettigkeiten, in Zucker und Honig und uralten Kuchen und Leckereien. Madame wehrt sich, will nichts nehmen und sie leidet bittere Not, das wissen und sehen wir doch. Da fassen wir einen gewagten Entschluß: Madame soll uns einen

Kuchen backen, und wir wollen sie dann feierlichst zum Kaffee einladen. Wir großen dummen Jungen fühlen uns doch so wohl und geborgen unter ihrer besorgten Mütterlichkeit. Jetzt aber hebt ein allgemeines Grinsen an: Woher Kaffee und frischen Kuchen nehmen? Woher nehmen und nicht stehlen? Was heißt hier stehlen? Wird denn überhaupt noch gestohlen? Das gibt es ja gar nicht mehr. Geklaut wird höchstens, weiter nichts. Seit wann ist Klauen im Krieg strafbar?

Die Ruhezeit soll noch einige Tage dauern, aber jeden Abend marschieren wir nach vorne, zum Ausheben starker Reservestellungen. Madame ist schon auf, wenn wir zurückkommen, steht an der Tür und läßt ihre kurzsichtigen Augen über unsere Truppe schweifen. „Hans? et Louis? et François?" Die mit ihrem Vornamen Angerufenen schreien freudig ihr „Hier". Bleibt mal einer zurück und sagen wir dann zum Scherz: „Oh, Madame, Karl kaputt in Front!" so vergießt Madame bittere, echte Tränen, bis sich der totgeglaubte Karl meldet und mit Freudengeheul begrüßt wird, ein Spaß, der Madame nicht behagt, denn sie schimpft uns „méchants" und „mauvais sujets". Nun wird es aber Zeit, ihre Gunst wieder zu erringen, durch den langbesprochenen Kuchen.

In Liévin, hinter der Brauerei an der Straße nach Givenchy, steht eine Feldbäckerei; nachts wird dort fieberhaft gearbeitet. Wir sehen es immer beim Gang zum Schanzen. Und beim Morgengrauen,

wenn wir zurückkehren, sind die Bäcker fertig, haben sich zum Schlaf in den nahen Brauereikeller zurückgezogen. Bei den Vorräten aber wacht ein Posten. Das Wachtlokal befindet sich gleichfalls im etwa 50 Schritt entfernten Brauereikeller. Das haben wir nach und nach festgestellt.

Zum nächtlichen Schanzen nimmt jeder Mann seine Zeltbahn mit, als Regenschutz und unter Umständen auch als Leichentuch, wenn es so sein soll und der Feuerüberfall uns mal überrascht. In eine Zeltbahn geht auch sonst viel an „Geklautem" und „Geerbtem" hinein. Kurz vor der Brauerei ist immer die übliche Ruhepause. Wir stehlen uns weg. Es fällt in der Dunkelheit gar nicht auf. Keine fünf Minuten dauerte der Spaß: Dohmen, Liesenfeld, Bienemann und ich umringten den alten Landsturmmann, boten ihm Zigarren an und unterhielten ihn mit allerlei Gesprächen, während Kendzierski, Huba, Kientz und Quint, durch unsere Rücken gedeckt, in die Baracken schlichen und rasch alle erreichbaren Vorräte in neue Sandsäcke schaufelten. Zusammen mit den anderen Kameraden marschieren wir eine halbe Stunde später durch Avion. Zählen dann unsere Beute: Es sind wenigstens 10 Pfund Mehl, 3 Pfund Butter, zwei Kochgeschirre voll Marmelade, ein Sack voll Zucker, zwei Zwiebackbeutel voll Kaffeebohnen und zwei frische Brote.

Wir werden also unseren Kuchen haben, und Madame soll unser Gast sein.

Madame Depré wird schließlich überzeugt, daß die Sachen wirklich und redlich in einer Kantine gekauft sind, krempelt die Ärmel hoch und knetet den Teig. Es wird nicht gespart mit Butter und Zucker. Wir haben's ja! Das wäre ja noch schöner! Dohmen zerkleinert Holz mit dem Seitengewehr, Kientz spielt den Dolmetscher, Quint kommt im letzten Augenblick an, atemlos, und bringt 10 Eier. Sagt nicht, wo er sie geklaut hat. Ist das nun Kameradschaft? Fries mahlt die Kaffeebohnen. Nasenbluten wollen wir kriegen, so stark wird das Gesöff sein. Bienemann hat sein väterliches Gesicht aufgesetzt. „Kinder, Kinder, wenn das nur gut geht, ich meine, ob wir dabei keine Darmverschlingung kriegen, von all' dem leckeren Zeug."

Um 4 Uhr wird der Kaffeetisch gedeckt, in Madames guter Stube mit den Plüschmöbeln aus der dritten Kaiserzeit. Fast lebensgroß schaut Napoleon I. aus einem Öldruck auf uns herab und hat seine Hand theatralisch im Westenausschnitt, als wollte er uns zurufen: „Na, ihr seid mir aber recht schöne Früchtchen, ihr Plünderer!" Gerade soll der Kaffee aufgetragen werden. Der Kuchen (es sind vier schöne Kuchen geworden) ist noch etwas warm, da gellt draußen auf der Straße das Alarmsignal. Wir stehen starr und staunen, bis ein Melder hereingestürmt kommt: „In fünf Minuten muß die Kompanie angetreten sein, höchste Gefahr. Die Franzosen sind durchgebrochen!"

Wir stürzen an unser Gepäck. Madame ringt

jammernd die Hände, will uns wenigstens den Kaffee in die Feldflaschen schütten. Keine Zeit mehr. Händedruck. Einen letzten Blick auf den dampfenden Kuchen, auf den gedeckten Tisch, und wir sind draußen. Madame Depré und ihr gastliches Haus haben wir nie wiedergesehen.

72 Stunden Trommelfeuer

In der Ferne rast die Artillerieschlacht mit zunehmender Heftigkeit. Einige Langrohrgranaten fegen schon über Avion hinweg. Im Laufschritt geht es hinaus, über die Straße von Lens nach Arras, an der bekannten Feldbäckerei vorbei bis Liévin. Dann müssen wir vorsichtig in einzelnen Gruppen weiterrücken. Alle Straßen nach Souchez liegen unter schwerstem Feuer. Verwundete eilen stöhnend an uns vorüber. Stellenweise sei der Franzmann durchgebrochen, erfahren wir, aber in Souchez habe man alle Stellungen halten können. Unser Ziel ist ja Souchez, wo wir die zusammengeschossenen Grabenbesatzungen ablösen sollen.

Durch abflauendes Feuer kommen wir mit geringen Verlusten zur Front und besetzen gegen Morgengrauen die bekannten Stellungen und Gräben bei Souchez sowie an der berüchtigten Friedhofsmauer.

Um 15 Uhr wird neben uns gestürmt. Preußische und sächsische Jäger dringen mit blanker Waffe über

die Straße Souchez—Ablain—St. Nazaire vor und beginnen die Besteigung der Lorettohöhe. Wir können alle Abschnitte des Kampfes genau erkennen. Sicher stehen nun auch die Franzosen uns gegenüber in den Gräben und starren zur Höhe empor, jenseits der Schlammulde. Es geht dort um die Herrschaft des Schlachtfeldes, es geht um Lens und das reiche Kohlenbecken im Artois. Die Jäger haben nun den Anfang gemacht, bald sind wir an der Reihe. Wilde Gerüchte von Stürmen und bevorstehenden Massenangriffen schwirren umher. Uns ist alles gleich, denn wir können ja doch nichts ändern.

Heiß brennt die Sonne. Über den weißen Kreidehügeln flimmert die Luft. Gegen Mittag hat sich das Schießen und Toben rechts bei den Jägern etwas gelegt. Die Lorettohöhe wurde nicht erobert. Da bricht plötzlich das unerwartete erste Trommelfeuer des Weltkrieges auf unsere Stellungen, überschüttet uns, zermalmt uns, macht uns willenlos und ohnmächtig. Zweiundsiebzig Stunden lang trommelt der Feind.

Zweiundsiebzig Stunden in der Hölle!

Zweiundsiebzig Stunden voller Verzweiflung!

Zweiundsiebzig Stunden im Kessel eines Vulkans!

Die größten Verluste erleiden wir am ersten Tag, denn wir stehen immer noch zu dicht in den Gräben. Die kleinen, rasch in die Grabenwand getriebenen Stollen liegen voll Verwundeter, denen es unmöglich ist, jetzt wegzukommen.

Unsere Gruppe hatte bisher Glück, denn hier an

der Südmauer des Friedhofs von Souchez bleibt das feindliche Feuer etwas schwächer. Nur die Minen machen uns ziemlich zu schaffen.

Jedes Zeitmaß wird zwecklos. Unaufhörlich prasseln die Granaten nieder. Das ganze Tal ist erfüllt von Stichflammen und Qualm, und die Flanken der Lorettohöhe dampfen wie kochende Lava. Am Abend des zweiten Tages fällt Fries, der Kriegsfreiwillige Peter Fries. Es war eine schwere Flügelmine, die keine zwei Meter vor dem Schutzschild an der Schießscharte niederging. Die Wucht des Luftdrucks riß die Sandsäcke fort, schleuderte sie haushoch empor, ließ sie in die Gräben klatschen. Das schwere Panzerschild wurde wuchtig zurückgeschlagen und hieb mit der schmalen Kante dem dahinterliegenden Fries den Kopf ab.

Im Laufe der Nacht wurden Dohmen und ich zum Batallion beordert, als Kompaniemelder. Müssen nun, immer zusammen, die Befehle und Anweisungen des Bataillonskommandeurs zur vordersten Linie bringen. Das ist vielfache Todesgefahr, hundertfache Todesangst. Die Kameraden in den vordersten Reihen sind doch zu beneiden. Meldedienst ist Wettlauf mit dem Tod.

Die Hölle tobt und tobt. Wir kennen nun schon die einzelnen Geländefalten, die Gräben und Anmarschwege. Fast stündlich ist eine Meldung fällig. Vom Bataillonsstab, der im Keller des Schlosses Souchez liegt, bis zum Friedhof sind es knapp 500 Meter, aber dazwischen liegt die stetig wachsende,

dichte Wand der Granaten. Zuerst erscheint es uns unmöglich, überhaupt hier durchzukommen. Dann versuchen wir es, und beim fünftenmal wird es fast schon ein Sport, ein gefährlicher Sport mit dem Leben als Einsatz.

Am Abend, kurz vor Sonnenuntergang, genau 24 Stunden nach Fries, fällt der Kriegsfreiwillige Dohmen. Fällt an meiner Seite. Wir hatten gerade wieder eine Meldung zur 6. Kompanie gebracht. Der Laufgraben mit den 17 toten Essenträgern lag unter schwerstem Feuer. Aus der Grabenwand hing noch immer das Bein des toten Infanteristen. Da mußten wir durch. Stiegen in das Schlammloch hinab. Inzwischen reichte das Schlammwasser noch höher, ja fast bis zu den Hüften. Zug um Zug prasselten die Ratsch-bumm in den Laufgraben. Da, beim Verlassen des Morastloches, an der Straße von Carency, mußten wir uns plötzlich hinschmeißen, denn ohne Unterbrechung zerknallten leichte Feldgranaten auf dem harten Pflaster des Weges. Dohmen lag rechts neben mir, Nase im Dreck, genau wie ich, aber sprungbereit. Mit allen Sinnen horchten wir auf den Klang der heranbrausenden Geschosse. Jeder Nerv fieberte. Da zuckte Dohmen plötzlich ganz eigenartig und wälzte sich langsam auf die linke Seite. Sagte nichts mehr. Ich rüttelte ihn. „Kerl, mach doch keinen Blödsinn!" Keine Antwort. Die Arme fühlten sich schlapp an. Drehte den Körper herum, tat einen Schrei — Dohmen lag tot da. Tot, der neunzehn-

jährige Abiturient Franz Dohmen, tot. Ich kann's nicht fassen. Eben sprach er noch mit mir.

Ich renne zurück, gerate erneut in den beschossenen Schlammgraben, weiß mir keinen Ausweg mehr. Irre umher, streife bis in ein mir unbekanntes Grabenstück. Nirgends ein Mensch. Nur Granaten und Splitterfetzen ringsum. In einer Nische der Grabenwand hockt ein Mensch. Ein Mensch! Ein Mensch!

Bin hineingekrochen in die Nische. Sie bot uns beiden gerade genug Raum, diese Nische in der schwammig-feuchten Grabenwand. Habe mich mit dem Zufallsnachbarn unterhalten wollen. Keine Antwort. Habe ihn gerüttelt und geschüttelt. Er war kalt und tot, und meine Taschenlampe leuchtete in das blutüberströmte Gesicht des am Vortage durch Kopfschuß gefallenen Führers der 5. Kompanie. Und nun wußte ich, daß ich mich im freiwillig geräumten Abschnitt der 5. Kompanie befand, einem Graben, der einfach nicht mehr zu halten war, und daß ich weiter, gerade um die Schulterwehren herum, lauter Tote finden würde, lauter Tote mit Kopfschüssen, denn drüben hatten sie einige Scharfschützen sitzen, die alles niederknallten, was sich im deutschen Graben bewegte. Sie konnten den Abschnitt von der Flanke einsehen.

Zuerst wollte ich schreien vor Angst und Grauen, ich, der einzige Lebende im Schützengraben der Leichen. Versuchte, mich zurückzuziehen. Unmöglich! Immer schwerer und wuchtiger lagen die Einschläge auf dem Abschnitt. Erdfontänen spritzten empor. Steine und

Erdschollen klatschten in das gelbe Wasser der Grabensohle. Bis es anfing zu dunkeln, wartete ich. Wartete neben der kalten Leiche, wartete im Schützengraben der Gefallenen, wo schwere Granaten gegen stumme, wehrlose Körper heulten. Ohne Unterbrechung fletschten die Gewehrschüsse der feindlichen Scharfschützen herüber. Und hinter den vielfach durchlöcherten Grabenpanzern standen die toten Kameraden der 5. Kompanie, ihre Köpfe auf den Gewehrkolben, und bewachten den geräumten Schützengraben, den Graben der Gefallenen.

Schlagartig läßt die Grabenbeschießung nach, hört ganz auf. Ringsum, auf Souchez und Carency aber wird das Trommelfeuer noch stärker. Nun ist es Zeit, nun aber fort! Ich schiebe zuerst mein Gewehr heraus, will gerade in den Schlamm der Grabensohle zurück, da höre ich Schritte und Stimmen. Höre fremde Laute. Höre französische Kommandos. Von links, dort, wo die Scharfschützen standen, hat ein feindlicher Vorstoß eingesetzt. Nun rollen sie den Graben auf, den Graben der Toten. Wundern sich, daß man ihnen keinen Widerstand leistet, daß keine Gewehrschüsse knallen und keine selbstgebastelten Handgranaten ihnen entgegenfliegen. Gehen vorsichtig von Schulterwehr zu Schulterwehr und finden die verbluteten Schützen aufrecht und steif hinter den Schießscharten. Einige hat der Luftdruck späterer Granaten wohl auch mitten in den Graben geschleudert.

Und da schaudern sie beim Anblick der vielen Toten, der stummen, hilflosen Besatzung, gegen die

man noch stundenlang alle Kanonen speien ließ. Wenn sie wüßten, daß wenige Schritte weiter ein Lebender liegt, ein Verängstigter, der nun nicht mehr flüchten kann, so schwach und elend in den Kniekehlen hat ihn der Schrecken gemacht. Ein Mann, der sich überlegt, was er nun tun soll. Soll er sein Leben teuer verkaufen und mit wohlgezielten Gewehrschüssen die Vordringenden empfangen? Soll er um Pardon betteln? Nein, keinen Zweck. Und die Franzosen rücken vor, sind schon ganz nahe, kaum fünf Meter weit, dort, hinter jener Schulterwehr. Da kriecht der deutsche Soldat wieder zurück in die schützende Dunkelheit der nur sarggroßen Nische, zieht das Gewehr mit herein, drückt und drängt die Leiche des Kompanieführers heraus, vor die Öffnung. Schon plätschert das Schlammwasser im Grabenstück, und die Franzosen sind da. Halten vor dem kleinen Stollen. Wundern sich über die herausragenden Beine des Offiziers, der immer noch seine guten Ledergamaschen trägt. Ein Soldat sticht mit dem Seitengewehr in den Oberschenkel des Liegenden. Jawohl, der Deutsche ist wirklich tot. Sie reißen ihm die guten Ledergamaschen von den Waden, gehen weiter. Ein anderer Trupp folgt, hält. Sie zerren nun den Toten ganz aus dem Stollenloch, freuen sich, eine Offiziersleiche gefunden zu haben. Leuchten sie mit Taschenlampen ab. Und aus dem äußersten Winkel des geringen Stollens, knapp drei Meter vom Trupp der Feinde entfernt, sehe ich ihre gebeugten, gierigen Gesichter und erkenne — Schwarze.

Die Senegalneger plündern die Leiche völlig aus. Sogar den Rock nehmen sie mit und die Hosenträger. Dann kommt der erste Trupp wieder zurück, und langsam, im tiefen Schlamm watend, verlassen die Franzosen die wertlose, zerschossene, nur noch von Toten besetzte Stellung.

Ich aber nehme nun meine ganze Kraft zusammen, springe in den Schlamm, laufe in entgegengesetzter Richtung davon. Die feindliche Nachhut hat noch die Bewegung vernommen, die Schritte im Wasser gehört, ruft mich an, schießt mir nach. Ich schwinge mich rasch über die Böschung, bin auf der Straße nach Carency, laufe, was mich die Beine tragen wollen, auf Souchez zu, komme am toten Dohmen vorbei, biege links ab, springe in den Graben der 6. Kompanie, bin gerettet. Lasse mich ermattet hinfallen.

Das Trommelfeuer rast weiter, ungebrochen.

Die dritte Schreckensnacht hat begonnen.

Der Sturm bricht los

Das Artilleriefeuer liegt mit solcher Heftigkeit auf den Reserve- und Laufgräben, daß es glatt unmöglich erscheint, jetzt noch einen Gang zum Bataillon zu wagen. So melde ich mich beim Kompanieführer, erzähle das Erlebnis im Graben der Toten, berichte auch über den Tod des Kriegsfreiwilligen Dohmen. Werde zu meiner Gruppe

geschickt. Lege mich dort lang in den Graben hin und schlafe, schlafe, schlafe.

Rechts und links, vor mir und hinter mir werden Grabenstücke eingeschossen, eingeebnet.

Ich schlafe.

Erdschollen und Steine prasseln auf mich herab.

Ich schlafe wie ein Toter. Keine Granate kann mich wecken. Bis mir eine Stimme ins Ohr brüllt: „Alarm, Mensch, die Franzosen kommen!" Es ist Bienemann, der mich wachrüttelt. Ich springe auf, bin plötzlich ganz nüchtern, ganz wach und ohne Furcht. Die vielen Stunden des ersten, beispiellosen Trommelfeuers im Weltkrieg sind vorüber. Alles Warten vorbei!

Der Feind will angreifen! Ich schaue über die Deckung, sehe nichts, nichts als die durchwühlte, weiße Kreideerde. Hie und da klebt noch eine magere, verstaubte Grasnarbe am Rande eines Trichters. Die Sonne steht hoch am Himmel. Ich spüre nur einen quälenden Durst, weiter nichts. Das Artilleriefeuer zieht hoch über uns hinweg. Die feindlichen Granaten zerschellen weit hinten, in Souchez, in Liévin und auf den Anmarschwegen. Langsam verzieht sich der Pulverqualm, hält sich noch hartnäckig in den Niederungen der Schlammulde. Ich habe meine Patronentaschen teilweise geleert, habe die Rahmen neben mich gelegt, griffbereit. Im Gewehr stecken sechs Patronen. Es mag losgehen.

Da zischt beim Gegner eine grüne Fallschirmrakete empor. Gleichzeitig blasen hundert und noch

mehr Clairons hell und deutlich das Zeichen zum Sturmangriff: „La monteras tu, la côte!“

Zuerst steigen die Offiziere aus dem Graben. Heben ihre Degenklingen. Mit Staunen bemerke ich, daß sie keine roten Hosen mehr tragen. In der nächsten Sekunde haben wir durchgerissen. Fast eine Salve war es. Unsere Gewehrmündungen springen bei jedem Schuß in die Höhe. Meine Kammer ist rasch leergeschossen. Wie im Traum lade ich, schiebe meine fünf Patronen hinunter, reiße den Kammerknopf herum, ziele, drücke ab.

Knapp zehn Meter vor unserem Graben bricht der feindliche Angriff der Fremdenlegion in unserem Feuer zusammen. Nur Trümmer der stolzen, starken Angriffsbataillone kehren in die nahen Ausgangslinien zurück.

Das Niemandsland liegt voll Leichen und Verwundeten. Hundertfaches Jammern und Stöhnen in allen Sprachen Europas dringt zu uns. Mehrere Legionäre brüllen: „Kameraden, helft uns, wir sind auch Deutsche!“

„Und als Deutsche habt ihr uns eben noch zusammenhauen wollen,“ schreit einer von der Maschinengewehrkompanie und richtet seine Waffe.

„Augenblick, wir wollen euch einen Gruß aus Deutschland schicken, ihr Vaterlandsverräter.“

Das Maschinengewehr schießt Punktfeuer.

Noch immer tobt die Artillerie unvermindert. Gegen Mittag — das Trommelfeuer dauert nun gerade 72 Stunden — kommt der große, der eigent-

liche Angriff. Bisher war alles nur Vorbereitung, um unsere Stärke kennenzulernen.

Aus Schluchten, aus Gräben und Löchern erheben sich gleichzeitig die Bataillone. Die vordersten kommen in Schwarmlinie mit kleinen Zwischenräumen und dahinter gehen sie schon Gewehr umgehängt in Gruppenkolonnen, so sicher sind sie ihrer Sache. Vorneweg aber, als Schützenschleier, marschieren Schwarze, das breite Faschinenmesser zwischen den Zähnen. Die blauen Nackentücher flattern im auffrischenden Wind. Offiziere sind vor der Front, Degen in der Faust und schreien:

„En avant! Vive la France!"

Wir schießen und schießen. Der beißende Qualm der Infanterieschüsse durchdringt den Graben. Die Maschinengewehre belfern, hacken wütend ihre Geschoßgarben in die anrückenden Menschenmassen.

„En avant! Vive la France!"

Faschinenmesser und Seitengewehre blinken in der heißen Junisonne. Jetzt sind die Schwarzen schon auf Wurfweite herangekommen. Wir schleudern die schweren Handgranaten, aus leeren Konservenbüchsen hergestellt. Das Gelände ist voller Qualm und Kreidestaub. Stellenweise stockt schon der Angriff. Vor unserem Abschnitt entsteht eine kleine Panik bei den Schwarzen. Ihre Offiziere toben. Verwundete schreien. Und dazwischen pfeifen unsere Gewehrschüsse. Von hinten aber, aus allen Gräben, Geländefalten und Reservestellungen nahen frische Sturmwellen.

Links, beim 1. Bataillon, dringen einige französische Kompanien in die zerschossenen Gräben. Rechts, beim Schwesterregiment, sieht man Infanterie über die Grabenböschung klettern und auf Souchez zurückgehen.

Wer hat das Zeichen zum Rückzug gegeben? Hat man dieses verhängnisvolle Zeichen überhaupt gegeben? Innerhalb weniger Minuten ist die vielumstrittene Friedhofsstellung bei Souchez von uns geräumt. Nur Tote lassen wir zurück. Die Schwarzen besetzen sofort alle geräumten Gräben und eröffnen ein wahnsinniges Infanteriefeuer. Dringen auch in kleinen Verbänden nach, machen Verwundete nieder.

Leutnant Fabrizius von der 8. Kompanie erhält einen Beinschuß, sinkt um. „Laßt mich liegen, Leute," sagt er, „ich muß ja doch verbluten." Drückt mit beiden Daumen die Beinschlagader zu. Da erreicht ihn ein Trupp Schwarzer. Sie biegen ihm den Kopf nach hinten und schneiden ihm die Kehle durch. Wir sehen es, schreien vor Entsetzen, legen uns kehrt hin, schießen. Vergebens. Von halblinks werden wir durch starke Kräfte abgeschnitten. Nur flinke Beine können uns noch retten. Wir laufen. Wir laufen um unser Leben.

Unsere Gruppe ist noch beisammen. Bienemann führt. Wenn wir das Dorf Souchez erreichen, sind wir gerettet. Da schreit Quint und stürzt hin. Verdreht die Augen und will liegenbleiben. Kientz und Bienemann reißen ihn hoch. Er hat einen

Schienbeinschuß und leidet gräßliche Schmerzen. Wird mitgeschleift.

Die Gewehrgeschosse umschwirren uns wie Fliegen, peitschen Luft und Erde. Manchen werfen sie hin. Unsere Offiziere rufen, schreien: „Alles in die Reservestellung vor Souchez! Verwundete mitnehmen!"

Das große, weite Schlachtfeld ist voller Menschen und Geschrei, und wo sonst nur einzelne Melder gebückt von Trichter zu Trichter sprangen, oder Verwundete, von Sanitätern begleitet, nach rückwärts hasteten, laufen jetzt Tausende, erfüllen das Tal und die Abhänge mit Schrecken. Der Mensch ist los!

Bayern und Badener halten schon die Reservegräben bei Souchez besetzt. Warten nur noch, bis wir das Vorgelände geräumt haben. Legen dann los aus allen Mündungen. Wir schießen mit. Diese Bayern und Badener sind frische, ausgeruhte Truppen, vor wenigen Stunden erst in kleinen Abteilungen sprungweise in Stellung gekommen. Und wir haben 72 Stunden Trommelfeuer ausgehalten!

72 Stunden in der Hölle!

Unaufhörlich fegen die Schrapnells daher, zerknallen über unseren Köpfen, streuen ihre Bleikugeln klatschend in den Kreidelehm. Hinter uns, im Souchez-Bach, halb verborgen hinter kümmerlichen Weiden, steht ein Feldgeschütz und schickt seine Granaten in die Feinde. Es ist das letzte, unversehrte Geschütz des ganzen Tales. Und die letzten Artilleristen bedienen es, zwei Leute, todmüde, hungrig und

matt. Arbeiten in Hemdsärmeln. Wir können sie vom Reservegraben aus gut erkennen. Alle anderen deutschen Geschütze hat das dreitägige Trommelfeuer außer Gefecht gesetzt, zermalmt, in den Boden gestampft.

Im Souchez-Bach stehen zwei Artilleristen, die letzten der Batterie, und schießen.

Überrascht vom rasenden Gegenfeuer aus den Reservegräben, halten die vorfühlenden französischen Schützenlinien, nehmen Deckung, ziehen sich auf die eroberten deutschen Gräben zurück. Der große Angriff ist für heute beendet. Eingeebnete Gräben, stellenweise mit Leichen gefüllt, der entsetzliche Friedhof von Souchez und keine 500 Meter Gelände, das sind die Eroberungen der gewaltig aufgezogenen Sturmangriffe nach einer beispiellosen Beschießung von 72 Stunden. Gefangene Franzosen sagen aus, man habe drüben angenommen, daß kein Mensch dieses Feuer ausgehalten hätte. Entweder tot oder wahnsinnig hoffte man die Deutschen anzutreffen. Nein, auf Gegenwehr war man nicht gefaßt, nach solchem Artilleriefeuer.

Es ist inzwischen Mittag geworden. Der Kreidestaub hängt noch immer wie Nebel in den tiefen Stellen des Tales. Eine schwere Batterie hämmert ihre Granaten nach Souchez hinein. Die Luft ist still. Träge kriecht die Hitze dahin. Rechts und links von uns, bei Ablain-St. Nazaire und bei Vimy kämpfen sie noch immer um kleinere Grabenstücke. Das nervenzerreißende Artillerierollen ist verstummt.

Ein Nachmittag ist's nun, nicht besser und nicht schlechter als irgendein anderer. Nur, daß soeben viel edles Blut floß, weiter nichts.

Zwei Mann zum Wasserholen

Jawohl, wir haben Wasser genug in der Gegend! Drüben, knapp 800 Meter von unserm Grabenstück, fließt der Souchezbach, zwar etwas schlammig und aufgewühlt von zahlreichen Granateinschlägen. Stellenweise sickert etwas Blut in den Bach, das Blut der Verwundeten, die sich verdurstend dorthin schleppten, um zu trinken. Was sind schon einige Tropfen Blut im großen Souchez-Bach? Das fällt gar nicht auf, das zerrinnt und verteilt sich und verschwindet. Nur nicht so zimperlich sein, wenn man Durst hat, einen wahnsinnigen Durst, geschürt durch Hitze und Kreidestaub!

Allerdings gibt es noch eine weite Stelle, nur 200 Meter weiter. Zweihundert Meter und nicht mehr, das haben die besten Entfernungsschätzer einwandfrei festgestellt. Es ist eine Wiesenquelle am Fuß der Lorettohöhe. Die Pilger, so heißt es, sollen sich früher an dieser Quelle gewaschen und gelabt haben vor dem Gang zur Gnadenkapelle auf dem Bergrücken, eine symbolische Tat. Man hatte neben der Quelle ein tiefes Loch gegraben, es ausgemauert. So konnte sich das reine Quellwasser sammeln. Der Überschuß versickerte in den Wiesen.

Verschwunden die Wiesen. Ringsum nichts als Granatlöcher und nackte Kreideerde. Nur der gemauerte Trog ist noch vorhanden, bis oben mit reinem, kaltem Wasser gefüllt. Auch die benachbarten Granattrichter sind schon halb angefüllt, mit dem Überschuß der Quelle, und in allen diesen Löchern liegen Tote, lauter tote Wasserholer. Die Franzosen haben sowohl eine Batterie leichter Feldgeschütze wie auch ein schweres Maschinengewehr ständig festgeklemmt auf die Quelle gerichtet und nachts, wenn aus allen Gräben der Umgebung die Wasserträger mit viel Feldflaschen und Kochgeschirren herbeiströmen, und das Klappern der Gefäße verräterisch durch das Dunkel bis zum französischen Horchposten am Abhang dringt, da heulen die Granaten heran, da peitscht das Maschinengewehr die Durstigen auseinander und wirft sie blutüberströmt in die Erdlöcher. Aber fünf Minuten später sind andere Wasserholer da. Man schleppt die Verwundeten fort, man nimmt auch schon mal Tote mit, trägt sie zur nahen Friedhofsmauer von Souchez. Feldflaschen und Kochgeschirre werden sorgfältig zusammengesucht und wieder gefüllt. Was wäre ein Soldat ohne sein Kochgeschirr und seine Feldflasche?

Nun hat sich im Graben ein großer Streit erhoben, ein Streit mit gedämpfter Stimme. Die Quelle liegt jetzt nicht mehr, wie vor dem feindlichen Angriff, hinter uns, sondern seitlich von uns. Wir sind also der Quelle nähergekommen, sind, wie gesagt, noch knapp 200 Meter von ihr entfernt. Unser Durst

ist entsetzlich. Kein Mensch hat einen Tropfen Wasser oder Kaffee. Mit klebrigen Zungen streiten wir über die Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit des Wasserholens am hellen Nachmittag. Kommen schließlich zu der Ansicht, daß die Franzosen, der veränderten Frontlage wegen, mit Anbruch der Dunkelheit die Quelle durch einen Unteroffizierposten besetzen werden. Also müssen wir vorher noch unser Wasser holen, und zwar gleich, und zwar jetzt am hellen Tag. Aber wer will es holen? Was heißt will? Es müssen die Wasserholer bestimmt werden. Zwei Mann sollen es sein, nur zwei Mann, mehr erlaubt der Zugführer nicht. Und zwei große, in der Reservestellung vorgefundene leere Marmeladeeimer hätten sie mitzunehmen. Einer müßte die Eimer tragen, der andere die Feldflaschen. Aber wer soll gehen? Wer?

Der Zug ist auf 30 Mann zusammengeschmolzen. Wer von diesen 30 Leuten soll an der Quelle geopfert werden? Das heißt, jetzt sei die Sache fast ungefährlich, meint der Vize, denn drüben habe man die „Quellenbatterie" und das „Quellenmaschinengewehr" inzwischen für andere Zwecke und Ziele gebraucht, und ehe die Mündungen erneut ausgerichtet wären, ehe man zum Schuß käme, könnten flinke Wasserträger längst wieder wohlgeborgen im Graben sitzen. Es habe sich schon mancher Kriegsfreiwillige durch solch einen Gang im Interesse der Allgemeinheit das Eiserne Kreuz verdient. Dabei schielt der Vize zu unserer Gruppe herüber. Aber der Vize, er, der ver-

heiratete Mann und Familienvater, wolle die jungen Dachse beschämen und zeigen, wie ein preußischer Soldat seine Pflicht tue. Er sei zwar nicht als Kriegsfreiwilliger mit Pomp, Geschrei und Aussicht auf die Offiziersachselstücke ins Feld gerückt, sondern nur, weil er mußte, aber wenn die jungen Leute ohne Scham zusehen könnten, wie ein Vorgesetzter, der bald ihr Vater sein könnte ...

Während dieser brummigen und bissigen Rede schnallt der Vize seinen Säbel ab (man trug ihn 1915 noch), vertauscht den Helm mit der abgebrochenen Spitze gegen seine Feldmütze und macht Anstalten, selbst an die Quelle zu gehen.

Bienemann kommt ihm jedoch zuvor. Der Herr Feldwebel möge doch nicht gehen, sondern zwei Leute bestimmen. Dafür sind auch die andern Gruppenführer. Schließlich die Einigung: Zwei Kriegsfreiwillige werden gehen. Schluß und nicht gemeckert! Los, ihr jungen Burschen!

Wir haben mit Streichhölzern gelost. Kientz und ich zogen je ein kurzes Ende. Verstummt jede Auseinandersetzung. Die Grabenbesatzung ist schweigsam geworden. Kein geflüstertes Wort mehr, nichts! Man betrachtet uns schon als Tote, als Tote, die man bemitleiden muß.

Feldflaschen werden zusammengetragen, an zwei Brotbeutelriemen zu je zehn Stück befestigt. Der Brotbeutelriemen wird einfach durch den Karabinerhaken gezogen, dann schließt man den Riemen und hat so einen Kranz von leeren Feldflaschen. Zwei

solcher Kränze, also 20 Flaschen muß ich nehmen, während Kientz die zwei großen leeren Marmeladeeimer erhält. Ich öffne die Flaschen.

Wir wiederholen die Anweisungen und Ratschläge des Vize und der erfahrenen älteren Leute: Also hinlaufen in einem Zug, dann, an der Quelle, sich auf den Bauch werfen und alle Gefäße eintauchen. Bis zehn zählen, um den Flaschen Zeit zu lassen sich zu füllen. Dann Sprung auf, Marsch-Marsch zurück! Wird inzwischen geschossen, volle Deckung in einem Granatloch suchen. Gefäße mit in das Loch nehmen und während der unfreiwilligen Pause die Feldflaschen zukorken. Nach der nächsten Salve, gleich hinter der vierten Granate wieder Sprung auf, Marsch-Marsch bis in den Graben! Ganz einfach! Was ist schon dabei!

Mindestens zehn hilfreiche Hände heben uns auf die Deckung. Wir laufen gebückt, rennen wie um unser Leben. Nichts! Kein Maschinengewehrfeuer, kein Heulen in der Luft. Die Franzosen scheinen uns den Trunk zu gönnen. So ist es. Der Schangel ist heute gut gelaunt. Atemlos erreichen wir die Quelle, werfen uns nieder, tauchen die Gefäße unter, tauchen auch die Gesichter ein und trinken in gierigen Zügen. Da rast die erste Salve heran.

Die französischen Richtkanoniere haben das Ziel sofort erfaßt, laden mit Schrapnells. Die Geschosse platzen wütend etwa zehn Meter über uns. Ihre Splitter und Bleikugeln wühlen sich mit fluppenden Geräuschen in den feuchten Boden jenseits der Quelle.

Das Feuer liegt also zu weit, nur um wenige Meter, aber es liegt zu weit vorne. Würde der Kanonier nun Granaten mit Aufschlagzünder laden, so wäre es um uns geschehen.

Wir liegen und warten von Salve zu Salve. Können uns nicht entschließen, aufzustehen. Längst ist unser Durst gelöscht, sind unsere Gesichter gekühlt. Alle Gefäße sind bis zum Rande voll. Wir liegen unbeweglich, wie tot im Schlamm des Quellrandes. „Nach der dritten Salve hauen wir ab," sagt Kientz.

Zwischen den Salven ist jedesmal eine Pause von einigen Sekunden, Zeit genug, um wenigstens eine Strecke des Rückwegs zu bezwingen. Wieder klatschen die Splitter und Bleikugeln vor uns in den Schlamm. Jetzt kommt die dritte Salve: rumm — rumm — rumm — rumm!

„Auf, Marsch-Marsch!"

Kientz gibt das Kommando. Wir ziehen unsere gefüllten Gefäße aus dem Quellenloch, stehen auf. Schier wollen uns die Knie nicht mehr tragen, so steif und kalt vom Wasser, so voller Schrecken sind wir. Unsere Gefäße wie ein kostbares Gut tragend, den Kopf gebeugt, laufen wir. Schon heult wieder eine Salve einher, aber sie ist unschädlich, weil jeder Schritt uns vom Streubereich der Schrapnells entfernt, da setzt das französische Maschinengewehr ein — — —

Aus dem etwa 400 Meter entfernten Graben haben sie uns erspäht, sehen uns laufen. Es muß ihnen große Freude bereiten, so ganz ohne eigene

Gefahr auf Menschenjagd zu gehen. Wir müssen noch gut 150 Meter unter dem Feuer des Maschinengewehrs zurücklegen.

„Nicht hinlegen!" schreit Kientz. „Durchlaufen, sonst gibt's Punktfeuer!" Die Geschosse peitschen um unsere Ohren. Erde wird vor uns aufgewühlt. Es ist, als habe man zwei Fuhrknechte mit langen Peitschen zum Knallen neben uns aufgestellt. Nur, daß es hohler und giftiger klingt.

Ich spüre meine Last kaum noch, so wirft mich die Gefahr vorwärts. Stolpere plötzlich, falle hin. Ein Riemen mit zehn Flaschen kollert im hohen Bogen davon. Ich kann ihn nicht mehr fassen, springe auf, laufe, laufe, laufe.

Endlich der Graben, der Graben! Ich bin einige Schritte vor Kientz, kann nicht umschauen, höre ihn nur keuchen, halbrechts hinter mir. Da wird es in meiner linken Hand plötzlich ganz leicht und leer, und zwischen den Fingern halte ich nur noch einen Fetzen des Brotbeutelriemens. Drei Sekunden später falle ich kopfüber in den Graben, und gleich darauf stürzt Kientz herein. Bei seinem Einspringen kippt der einzige, noch gerettete Eimer um, und das kostbare Wasser ergießt sich über den Kreideboden, der es gierig aufsaugt. Der andere Eimer wurde unterwegs von einem Querschläger getroffen und geleert. Durch einen Schuß wurde auch mein Brotbeutelriemen zerrissen. Alle Feldflaschen liegen zerstreut und verloren im Gelände.

Die Kameraden sehen uns wortlos an. Einer

betrachtet den nunmehr leeren Eimer, hebt ihn hoch und leckt die letzten Wassertropfen aus. Ein anderer liegt flach auf dem Boden und saugt an der feuchten Kreideerde. Der kleine Liesenfeld weint vor Wut.

Eine Juninacht und ein Sonnenaufgang

Der lange, heiße und ereignisreiche Tag ist beendet. Wohltätig liegt die Dämmerung wie eine große, schwarze Glocke über dem Schlachtfeld. Hüben wie drüben hat eine große Unruhe, eine fieberhafte Tätigkeit eingesetzt. Es werden rasche Truppenverschiebungen vorgenommen. Kein Schuß fällt, keine Leuchtkugel zerreißt die Dunkelheit. Man hört deutlich drüben, beim Feind, das hastige Schanzen, das Trampeln heranrückender Verstärkungen, das Rattern von Kraftwagen, die ihre Menschenfracht bis knapp hinter die vorderste Linie bringen. Sie wissen genau, daß wir nicht schießen werden, weil wir selbst unsere Ruhe für die heraneilenden Verstärkungen haben möchten, daß wir nicht schießen können, weil unsere Geschütze zusammengeschossen in den Batteriestellungen liegen, und der Ersatz nicht vor Mitternacht da sein kann.

Auch bei uns ist allerlei los. Unser Bataillon wird aus der Stellung gezogen und muß sich am Schlößchen von Souchez sammeln.

Jetzt erst erkennen wir die ganze Schwere unserer Verluste. Fast alle Offiziere sind während des

Trommelfeuers gefallen. Was der Graben der Toten von der 5. Kompanie noch übrigließ, ist in Gefangenschaft geraten. Die Schwarzen, so wird behauptet, sollen unsere Leute einfach abgestochen haben, ob verwundet oder nicht. Einfach abgestochen wie Schweine. Wer sich ergab, war verloren. Na ja, wir haben ja mit eigenen Augen das Ende von Leutnant Fabrizius gesehen! Wir spüren im Herzen einen dumpfen Zorn und das Verlangen nach blutiger Rache.

Das Bataillon führt nun Oberleutnant Schütz, weil der Hauptmann beim Beobachten des Angriffs auf den Trümmern des Schlößchens von Souchez von einem französischen M. G. erschossen wurde. Schütz hat Melder nach Liévin geschickt, um die Feldküchen abzufangen. Bis an das Schlößchen hätten sie diesmal heranzufahren, sonst könnten sie sich sofort als abgelöst und als „echte" Frontsoldaten betrachten.

So kam es, daß noch vor Mitternacht mit lautem Gepolter die Feldküchen des Bataillons mit abgeblendeten Feuern aber dampfend heißer, dicker, leckerer Erbsensuppe durch Souchez rollten. Räder und Hufe der Gäule hatten die Küchenhengste zwar mit Stroh und Lappen umwickelt, aber das nutzte nicht viel. Die Franzosen dachten ja wohl nicht ans Schießen. Mit größter Genugtuung empfingen wir das Essen.

Es gab dreifache Portionen.

Geradezu lächerlich macht sich der Küchenbulle von der 5. Kompanie mit seinem ewigen Raunen:

„Die Essenholer der 5. Kompanie hier antreten!" Kein Mensch meldete sich. Schließlich geriet der Koch in Wut und wollte den Kompanieführer sprechen, um sich zu beschweren.

„Den kannste da oben stückweise zusammensuchen," wurde ihm gesagt, „und wenn du die Schnauze nicht hältst mit deinem Geschrei nach der 5. Kompanie, so hört dich der Schangel und holt dich auch noch und hat dann die Kompanie ganz beisammen."

Der Küchenbulle begriff. Er hatte besonders gut gekocht. Nun war die Kompanie tot oder gefangen. Kein Mensch wollte sein leckeres Essen. Zurücknehmen konnte er es nicht, weil die Gäule laufen sollten. Außerdem hatten die Küchen einige Leichtverwundete mitzunehmen. Wir selbst hatten mehr als genug. „Nein, nicht in die Lamäng! Geh' zum Teufel mit deinem Schweinefraß! Zigarren und Zigaretten kannste hier lassen!"

Mit Kesseln und Eimern wurde das schöne Essen ausgeleert, auf den Boden geschüttet. Nur den Kaffee tranken wir gierig, einen guten, starken Bohnenkaffee. Dann holperten die Feldküchen mit einigen Verwundeten und vielen bösen Neuigkeiten in die Etappe zurück.

Gegen Morgen legt sich die Aufregung und das geheimnisvolle Tun in allen Schützengräben. Die Gegner standen wieder gerüstet.

Nun wird uns der Plan der Gefechtsleitung mitgeteilt. Man habe beim Gegner einen schwachen

Punkt entdeckt. Zwischen der Schlammulde und der Straße nach Carency sei ein etwa 500 Meter breiter Geländestreifen unbesetzt. Dort würden Jäger durchbrechen. Gleichzeitig sollten wir von halblinks angreifen und möglichst mit blanker Waffe die verlorenen Gräben wiederholen, aufrollen und säubern. Auf flinke Beine komme es an. Um 4 Uhr werde das Sturmsignal gegeben. Die Kompanien haben ausgeschwärmt im Laufschritt vorzugehen, alle Führer vor der Front.

Der Vize und einige alte Leute wollen uns hänseln:

„Na, ihr Kriegsfreiwilligen, könnt ihr wenigstens anständig bajonettieren? Jetzt geht's an den Speck!"

Wir reinigen rasch noch unsere verdreckten, versandeten Gewehre, pflanzen die Seitengewehre auf, probieren, ob der Verschluß gut eingeschnappt. Äußerlich scheinen die alten Leute ganz guter Dinge. Es wird nur halb so schlimm sein, denken wir. Schließlich sind wir ja nicht allein, sondern stürmen im großen Verband. Vor den langen deutschen Bajonetten sollen die Franzosen eine Heidenangst haben, heißt es. Na ja, auf ein klassisches Fechten wird es nicht ankommen, und wer weiß, ob sich die Feinde überhaupt mit uns in einen Nahkampf einlassen? Bienemann bezweifelt es stark. Auch der Vize meint schließlich, es werde wohl ein großes Flüchten geben, vorausgesetzt, daß wir forsch rangehen, ohne Mucken und Ducken. Er habe übrigens gehört, daß wir gleich nach dem erfolgreichen Sturm

herausgezogen würden und nach Avion in Ruhequartier kämen. Natürlich nur nach einem erfolgreichen Sturm. Es läge jetzt an uns, ob wir hier unser Testament machen oder die Mamsellchen der Etappe mal wiedersehen wollten. Beim Sturm sei der Angreifer immer dem Angegriffenen moralisch weit überlegen, das habe man ja gestern am eigenen Leibe erfahren.

Gebückt, niedergekauert hinter Mauerstümpfen und Trümmerhaufen, Zigarren und Zigaretten rauchend (wobei der Lichtschein bei jedem Zug immer recht sorgfältig mit der hohlen Hand abgeblendet wird) warten wir auf den endgültigen Befehl zum Vorgehen.

Inzwischen ist unsere frische Artillerie eingetroffen. Von allen Seiten, aus allen Winkeln, Gärten, Schluchten und Hohlwegen beginnt das Einschießen der neuaufgefahrenen Geschütze. Das Zischen und Fauchen der eigenen Geschosse beruhigt uns. Diesmal werden die Franzmänner auch ihren Dunst kriegen, denken wir.

Langsam bricht der Tag an. Die Spitzen der Lorettohöhe leuchten schon rot im Licht der ersten Sonnenstrahlen. Bleiche, bläuliche Nebel bedecken unser Tal. Pulverdampf, Geschoßqualm und der Rauch einiger in Brand geschossener Strohscheunen kriechen langsam durch die Gegend, nehmen jede Fernsicht. Es stinkt wieder stärker nach Leichen, nach Verwesung, nach saurem Essen, nach ungewaschenen Menschen, nach Brand, nach Karbol und nach Chlorkalk.

Einige Minuten nach 4 Uhr erscheint der Bataillonsadjutant und befiehlt uns, vorzugehen, bis an den Rand der Schlammulde. Wir schlängeln uns zwischen Trümmern und Granatlöchern hindurch. Erreichen die befohlene Ausgangslinie an der Südwestecke von Souchez. Vor uns liegt breit und unbesetzt die qualmerfüllte Schlammulde. Stundenlang hat die französische Artillerie ihre Geschosse in diesen feuchten, von keinem Menschen besetzten Grund geschleudert. Jenseits der Mulde liegt die Straße nach Carency, und daneben befindet sich der furchtbare Graben der Leichen. Auf ihn müssen wir zuhalten, müssen ihn durchlaufen, um rasch in den Rücken der französischen Friedhofsbesatzung zu gelangen. Wir werden auch am gefallenen Dohmen vorbeikommen.

Unsere Artillerie hat ihr Feuer plötzlich mit ziemlicher Heftigkeit auf die Gräben um den Friedhof gelegt. Schwarze Qualmwolken stehen über dem Flügel. Da kommt endlich der Befehl: „Zum Sturmangriff, Marsch-Marsch!"

Alle noch vorhandenen Portepeeträger gehen mit gezogenem Degen voraus. Wir folgen laufend und keuchend mit aufgepflanztem Seitengewehr. Kein Schuß fällt. Noch deckt uns der Nebel. Eile ist geboten, denn wir müssen mit den Jägern Schritt halten, die sich durch die Lücke der Front gegen Carency ergießen. Das wird ja eine schwere Überraschung für die Franzmänner!

Die Jäger und wir laufen fast von einem Punkt fächerförmig auseinander. Gleich sind wir am Ziel,

gleich müssen die ersten feindlichen Posten im verschlammten eroberten deutschen Laufgraben zu sehen sein, da setzt rechts, bei den Jägern, rasendes, Infanteriefeuer ein. Auch vor uns werden sie aufmersam. Die Clairons schrillen ihre Trompetenstöße in den Morgen, und aus allen Gräben schreit es: „Aux armes! Aux armes!" Gleichzeitig prasselt uns schon das feindliche Gewehr- und Maschinengewehrfeuer entgegen. Die Überraschung ist mißlungen.

Einer der ersten Schüsse streckt den an der Spitze gehenden Bataillonsführer, Oberleutnant Schütz nieder. Leutnant Kolk übernimmt die Führung, schreit: „Hornisten und Tambours, Signal: Rasch vorwärts!" Und mitten in das Knattern der Gewehrgeschosse dröhnen die Trommeln, schmettern die Hörner ihr mitreißendes: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, alle Tag Kartoffelsupp, ta, ta, ta!"

Nicht lange, denn nach einigen Sätzen erstirbt jedes Geräusch im Heulen der ersten, heranbrausenden Artilleriesalven. Wir haben jedoch den östlichen Rand der Straße erreicht, beißen uns fest. Ein Zurückgehen ist sowieso unmöglich, weil die ganze, bisher durchlaufene Strecke ohne Schutz und von allen Seiten einzusehen ist. Der Vize wälzt sich im Schlamm des Grabens. Er hat soeben einen Unterleibsschuß erhalten. Keine Möglichkeit, ihn jetzt fortzubringen. Zwei, drei Mann des Zuges sind unterwegs gefallen, weitere fünf Mann liegen schon verwundet im Straßengraben.

Sergeant Geiger übernimmt den zusammen-

geschmolzenen Zug. Befiehlt, sich einzuschanzen und sich auf ein längeres Stellunghalten im Straßengraben gefaßt zu machen. Doch die Franzosen kommen uns zuvor, beginnen uns auszuräuchern. Setzen lauter schwere, schwarze „Säue" in den Straßengraben. Da fassen wir den Entschluß, Mann für Mann, oder wenigstens Rotte für Rotte den gegenüberliegenden, verschlammten Laufgraben zu erreichen, zu besetzen und zu halten. Wir haben ja bisher feststellen können, daß jenes Schlammloch ohne feindliche Besatzung war.

Es dauert zuerst einige Minuten, bis sich die ersten Leute zum Sprung entschließen können. Sie kommen glatt hinüber, winken mit den Spaten. Alles in Ordnung! Nun sind wir dran. Bienemann und ich machen uns bereit. Nur zehn Meter gefährliche Zone haben wir zu durchlaufen, dann kommt eine zusammengefallene, ehemalige Sandsackbarrikade und dann die Grabenböschung. Wir kommen glücklich über die Straße und wollen uns flach hinter die Sandsäcke werfen, weil einige Gewehrschüsse aus dem ehemaligen Graben der 5. Kompanie herüberfletschen. Im Niedergehen sehe ich plötzlich einen Sandsack rechts von mir in viele Teile zerspringen, spüre einen Schlag an der Schulter. Neben mir schreit Bienemann. Wir laufen aber beide weiter, springen in den Graben. Sehen uns an. Werden bleich. Blut rieselt mir aus dem rechten Rockärmel. Bienemann blutet aus einer Nackenwunde. Kameraden verbinden uns mit naßgewordenen Verbandpäckchen.

Wir haben leichte Verwundungen davongetragen. Bienemann einen Streifschuß im Nacken, ich einen durch den Sandsack abgeschwächten Steckschuß in der Schulter.

Die Schlacht um die Lorettohöhe ist für uns aus!

Im Pulverlager von „Rote Wirtschaft!"

Der Graben hat sich angefüllt mit den Leuten des 1. und 2. Bataillons. Verschiedene sind verwundet. Wir erwarten bis 7 Uhr einen französischen Gegenstoß. Die Jäger haben sich mit schweren Verlusten durch die Schlammulde auf Souchez zurückgearbeitet. Den größten und einzigen Erfolg des Morgens haben wir erzielt. Vorerst überlegen wir Verwundeten ein glattes, rasches Davonkommen. Man rät uns, einzeln ohne Waffen unter Schwenken eines weißen Tuches die Straße zu benutzen. Bienemann macht den Anfang, schwenkt sein Taschentuch. Es wird nicht auf ihn geschossen. Ich gehe hinterher, komme am toten, völlig ausgeplünderten Dohmen vorbei, schwenke mein Taschentuch, gehe mit nacktem, verbundenem Oberkörper, den Rock unter dem Arm, erreiche die rettende Straßenecke, breche dort vom Blutverlust ohnmächtig zusammen.

Nur noch drei weitere Leute ließen die Franzosen so unbehelligt ziehen, glaubten wahrscheinlich, die Grabenbesatzung wolle sich auf diese Weise unge-

schoren in Sicherheit bringen, und schossen jeden nieder, der sich weiterhin zeigte. Gegen Mittag konnten sich die anderen Leute im verschlammten Graben nach und nach befreien. Die Kriegsfreiwilligen Liesenfeld, Huba und Kendzierski wurden dabei mehr oder weniger schwer verwundet.

Nach einer kurzen Rast im Sanitätskeller des Klosters von Souchez, wo wir neu verbunden und gelabt wurden, bekamen wir den guten Rat, nicht auf die Sanitätsautos und Krankenwagen zu warten, da sie vielleicht nie kämen, sondern auf eigene Faust vondannen zu ziehen. So gingen wir, hinkend, aufeinander gestützt und doch innerlich froh, etwa 20 marschfähige Verwundete, durch Souchez auf Liévin zu. Heller, warmer Sonnenschein lag auf der Gegend, als wir den Dorfausgang erreichten. Gleichzeitig aber bemerkten uns die Franzosen, sahen den Trupp Menschen, ließen ihre Schrapnells sausen. Hin, in den Straßengraben! Dann weitergekrochen bis in ein benachbartes, einzelnes, rot angestrichenes Haus, eine ehemalige Wirtschaft, wie auf dem herabhängenden Schild zu lesen war. Kauerten uns im Keller zusammen und wollten das Ende des „Segens" abwarten, doch das Ende kam nicht. Immer hastiger rollten die Salven einher. Jetzt brüllte das Artilleriefeuer ringsum gewaltig auf. Die Schlacht war von neuem entbrannt.

Leichte Feldgeschosse durchfuhren die Mauer unseres Hauses. Mörtelstaub erfüllte unseren Keller. Schwere Einschläge in der Nähe ließen selbst den

Kellerboden erbeben. Wir erwarteten jeden Augenblick unser Begrabenwerden.

Endlich, gegen Mittag, nach langen Stunden des Wartens, flaute das Feuer ab, blieb nur noch auf den Gräben. Wir konnten endlich unsern Weg fortsetzen. Wollten aber vorerst, nach Soldatenart, das Haus nach brauchbaren Gegenständen durchsuchen. Taten es und fanden ein Pionier-Munitionslager mit etwa 50 Kisten hochwirkender Sprengmunition, sowie einige Körbe, gefüllt mit diesen gefährlichen, selbstgemachten Handgranaten. Und in dieser gefahrvollen Nachbarschaft hatten wir die langen Stunden der Beschießung zugebracht. Vier Treffer hatten das Haus durchbohrt, und ein einziger Splitter hätte genügt, um uns alle mit der Munitionsexplosion in Stücke zu reißen.

Schwach und stöhnend schlichen wir hinaus, traten ganz behutsam auf, als fürchteten wir, durch die leiseste Erschütterung das ganze Lager in die Luft zu jagen.

Erst hinter Liévin setzten wir uns in den Straßengraben und warteten auf Fahrgelegenheit. Eine Kolonne preschte heran. Sie hatte soeben Munition in die Batteriestellungen gebracht. Wir winkten. Sie nahmen uns mit. In scharfem Trab ging es auf Lens zu. Hinter uns malmte das Feuer der neuentbrannten Schlacht um Loretto. Weitreichende Flachbahngeschosse tasteten sich über uns hinweg bis in die Türme und Dächer der sonnenbestrahlten Industriestadt vor uns. Eine Stunde später nahm uns das karbolduftende Feldlazarett auf.

Kamerad schreit nach Wasser

Die Aufnahmehalle des Feldlazaretts ist geräumig und hoch und mit Kacheln ausgestattet. Fast wie eine Badeküche oder eine Schlachthalle sieht sie aus. Sonderbare Körbe aus Drahtgeflecht hängen an Ketten von der Decke, und ringsum an den Wänden sind zahlreiche Brausen angebracht: Wir befinden uns in der Waschkaue einer der zahlreichen Zechen um Lens.

Wir Leichtverwundeten setzen uns ringsum auf Bänke und warten auf die Sanitäter, die einen nach dem andern vornehmen. Vor uns, auf Bahren, unter blutbefleckten, zerrissenen Decken, liegen stöhnende Schwerverletzte, meist Leute mit Bauchschüssen. Einer schreit ununterbrochen: „Wasser! Wasser! Wasser!"

„Dem wollen wir doch was geben," meint Bienemann, „der arme Kerl wurde ganz vergessen." Nestelt schon die Feldflasche los. Es ist Tee mit Rum drin, stark gezuckert. Wir haben den Trank in Lens bei den Feldküchen empfangen. Man hat mit Rum nicht gespart. Ein verdammt starkes Zeug. Das geht in den Kopf.

„Du, Kamerad," sagt Bienemann zum Verwundeten, „was hast du für einen Schuß?"

„Die Beine sind's!"

„Na, dann darfst du doch ruhig trinken, wirst doch hoffentlich nichts Innerliches haben?"

Nein, er habe nichts im Leibe, nur die Beine

seien getroffen, und der Sanitäter wolle ihm nichts zu trinken geben. Seit zwei Stunden verlange er flehentlich danach.

Nimmt die Feldflasche, setzt sie an. Trinkt und trinkt. Bis auf den letzten Tropfen leert er die Flasche, reicht sie mit dankbarem Lächeln zurück.

Eine halbe Stunde später kommt der Sanitätsfeldwebel, sieht den Verwundeten, den soeben gelabten Kameraden. „Mensch, was haben Sie getan? Haben Sie getrunken? Sie werden doch nicht etwa getrunken haben?"

Nein, er habe nicht getrunken, lügt der Liegende.

Der Feldwebel hebt die verschlissene Decke auf, dann die darunter liegende Zeltbahn. Wir starren hin — — —

„Wer hat dem Verwundeten hier zu trinken gegeben?" Der Feldwebel forscht uns aus blitzenden Augen an. Bienemann meldet sich. Der Feldwebel rennt weg, kommt bald wieder mit einem Stabsarzt. Die Hände des Arztes sind blutig. Blutig ist auch seine weiße Schürze. Er arbeitet im benachbarten Operationsraum, ohne Rock, ohne Hemd, den Oberkörper mit dünner Unterjacke bekleidet. Nur an der Mütze kann man seinen Rang erkennen.

„Sie haben diesem Mann den Tee gereicht, nicht wahr? Also, Sie sind der Mörder Ihres Kameraden, merken Sie sich das!"

Bienemann will sich verteidigen, will erklären. Der Arzt hört ihn schließlich an, wendet sich dann zum Verwundeten auf der Bahre:

„Also, dann sind Sie ja der Schuldige, ich habe Ihnen gesagt, daß Sie nicht trinken dürfen. Sie gehen drauf, hören Sie mich, drauf gehen Sie! Keine Macht der Welt kann Sie retten, Sie unvernünftiger Mensch, Sie Unglücklicher Sie!"

„Ach, Herr Doktor, retten Sie mich," jammert der Liegende, „ich will nicht sterben, ich wußte ja nichts von einem Bauchschuß, wußte nur von der Beinverletzung. Herr Doktor, ich bin ja erst 18 Jahre alt, retten Sie mich, Herr Doktor, Herr — — —"

Er versucht aufzustehen. Wird von zwei Leichtverwundeten unter Anleitung des Feldwebels niedergehalten. „Die Spritze!" sagt der Arzt im Gehen. Der Feldwebel nickt. Kommt eine Minute später mit einer gefüllten Morphiumspritze.

„Komm, alter Freund, das tut nicht weh, wird dich erleichtern. Du wirst gleich ruhig sein. Noch ist Polen nicht verloren. Komm, gib mal den linken Arm her! So!"

Eine halbe Stunde später wird der Liegende ganz starr und sonderbar. Reckt sich und will aufstehen. Es gelingt ihm nicht. Wirft große, erstaunte Blicke um sich. Streift die verschlissene Decke ganz glatt und straff. Rückt den Kopf ganz heftig nach links. Reißt sich die Decke über das Gesicht. Liegt ruhig.

Der Feldwebel kommt. Stellt ruhig, ohne Leidenschaft, den Tod fest. „Ohne euer verdammtes Gesöff hätten wir ihn vielleicht durchgekriegt."

Zwei Krankenträger holen die Bahre fort. Tra-

gen sie seitlich hinaus, über den Zechenhof in eine Holzbaracke.

Der Feldwebel ruft unsere Namen. Wir gehen hinüber zum Operationsraum, rechts von der Waschkaue. Es stehen dort weiße Badewannen. Soll die Waschkaue der Ingenieure gewesen sein, heißt es. In der Mitte des Raumes zwei Operationsstühle. Auf einem liegt ein Franzose und schreit jämmerlich in der Narkose, brüllt:

„Ah, que je suis malheureux!" Man hat ihm soeben die linke Hand abgenommen.

Krieger und Heimkrieger

In der darauffolgenden Nacht rollt unser Lazarettzug durch Belgien der Heimat entgegen. Man will uns nicht lange hinter der Front lassen, denn immer noch ist die Schlacht um den Lorettohügel entbrannt, und stündlich treffen neue Massen Verwundeter ein. Deshalb fort mit allen Transportfähigen!

Nach einer Fahrt von 36 Stunden sind wir am Ziel. Eine Kleinstadt nimmt uns auf. Ihr Bürgermeister hatte auf dem Dienstwege die Zuteilung eines Ersatzbataillons oder eines Verwundetentransportes erbeten und erlangt. Zwei Tanzsäle hatte man zu Lazaretten umgewandelt, und aus einer benachbarten Diakonissen-Anstalt wurden erfahrene Schwestern angefordert. Große Vorräte an Tabakwaren und Mineralwasser hatte sich die Gemeinde angelegt

und bei der Militärverwaltung 300 Feldbetten geliehen. In diese gutvorbereitete Stadt kam nun unser Transport, schnurstracks von der blutigen Lorettohöhe.

Langsam fährt der Zug in den Bahnhof. Weißgekleidete Helferinnen schwirren und flattern aufgeregt durcheinander, wissen nicht, wie und wo zuerst anpacken. Kommen mit Körben voll Zigarren und Zigaretten, mit Tabletten voll gefüllter Mineralwassergläser. Viel ruhiger, sachlicher, ernster sind die Diakonissen. Sie fragen nach durchgebluteten Verbänden, forschen nach Fieberaugen, nach müden, schlappen Leuten. Lassen die schwächsten Kameraden zuerst wegbringen. Dann steigen wir aus, werden mütterlich gestützt, ob wir es nötig haben oder nicht. Lassen uns aber gern von frischen, jungen Mädchen unterhaken, drücken die weichen Arme etwas fester als notwendig, sind in heller Begeisterung. Nein, hier wollen wir die Stellung halten!

Und dann schlafen wir wieder in weichen, weißen Betten, können es zwar in der ungewohnten Wärme nicht aushalten, besonders da alle Läuse überlebendig werden und wild umherkriechen. Nach zwei Tagen haben wir uns an die Umgebung gewöhnt.

Der deutsche Vorsommer ist herrlich wie noch nie. Erste Freundschaften werden geschlossen, erste liebende Blicke getauscht. Zwischen den freiwilligen Helferinnen und den Verwundeten entspinnen sich bald zarte Liebesbande. Der Arzt, ein braver Sanitätsrat dieser Kleinstadt, ist nun plötzlich zum

Militärarzt befördert worden mit der fast sicheren Aussicht auf das Eiserne Kreuz. Mit seinen ausgesprochenen X-Beinen und seinem langen Mosesbart ist er eine unverblümt lächerliche Gestalt.

Niemals hat des Königs Rock die eingesunkenen Schultern des braven Sanitätsrats geschmückt, niemals hat ein kriegerisches Schwert an seiner Linken geblinkt, und jetzt, jetzt darf er dies alles sein eigen nennen, darf, nein, soll in den bunten Rock schlüpfen und wird so, mit einem Schlag, ein Mann in Kleid und Würden. Es wird gemunkelt, daß der Sanitätsrat recht viel zur Errichtung des neuen Lazaretts beigetragen hat. Ohne Entgelt habe er die freiwilligen Helferinnen ausgebildet und sei dem Bürgermeister täglich auf die Bude gestiegen, ob nicht bald ein Transport Verwundeter käme. Nun hatte die Militärbehörde auch seinen Herzenswunsch erfüllt und ihn zum Militärarzt ernannt.

Da erscheint eines schönen Tages ein Mensch zur Morgenvisite, flankiert von Schwestern und freiwilligen Helferinnen, die selbst nur mit Mühe ihr Lachen verbeißen können. Es ist der gute Sanitätsrat in seiner funkelnagelneuen Uniform, womit er uns gewaltig imponieren will.

Verlangt, daß „Achtung" geschrien wird. Die Angekleideten haben sich an das Fußende des Bettes zu stellen, in strammer Haltung. Wir grinsen und stellen uns in Positur, unvorschriftsmäßig krumm. Er hat sogar Sporen an, wie wir bemerken, und wir wetten, daß er demnächst auf einem Klepper erscheinen

wird. Im zweiten Knopfloch seines neuen Waffenrockes hat der „Stabsarzt" eine Signalpfeife befestigt an einer schwarzweißen Schnur. Das sieht von weitem aus wie das Band zum Eisernen Kreuz. Wer weiß, wofür der gute Sanitätsrat eigentlich eine Pfeife gebraucht! Das Tollste ist sein Säbel. Eine gewaltige, ganz unvorschriftsmäßige Kavallerieplempe schlampt um seine Waden, hindert sein Schreiten. Sogar beim Besuch der Krankensäle wird das stolze Schwert mitgenommen, auf den Boden geknallt. Mit der Pose eines Generals stützt sich der gute Sanitätsrat auf den Knauf und hört den Rapport des Zimmerältesten an. In den Fluren stellen wir uns auf, wenn er vorbeikommt, machen Front, wie vor dem Kaiser, und brüllen ein zivilmäßiges: „Morjen, Herr Doktor!" Und er, ganz gerührt: „Moj'n Leute!" So hat er es vielleicht in einem Manöverroman gelesen. Dabei legt er ganz leutselig zwei Finger an den Mützenrand. Und so kam der Tag seines großen Triumphs: Die Krieger- und vaterländischen Vereine der ganzen Umgebung wollten uns eine Huldigung darbringen, verbunden mit einem Ständchen und einem Fackelzug.

Alle Verwundeten standen an den Fenstern, der Doktor und die Schwestern aber auf dem Balkon, als die Bürger mit Fackeln und Liederbüchern anrückten. Zur Feier des Abends hatte sich der Sanitätsrat einen neuen Helm zugelegt mit unendlich langer Spitze. Gestützt auf den Säbel, erwartete er die Ankommenden, ließ sie im Parademarsch an

sich vorbeiziehen, und alle diese biederen Bürger, denen der gute Sanitätsrat sicher schon oft in den Hals oder sonst wohin geguckt hatte, taten ganz begeistert, taten wie vor einem hohen Fürsten oder gar vor dem Kaiser, warfen die Beine gegen den Himmel, daß die Gartenbeete dröhnten. Grüßend, bleich vor Stolz und Aufregung, stand der Arzt und nahm die Huldigung entgegen.

Dann stellten sich die Vereine auf, sangen, sangen, sangen. Weißgekleidete Mädchen sprachen ergreifende Gedichte. Wir stießen uns an, grinsten und schielten auf die Zigarren, die man, je zehn und zehn Stück, mit schwarz-weiß-roten Bändchen umwickelt, als Liebesgaben bereitgestellt hatte. Nachdem die Lieder verklungen waren, erhielten wir unsere Zigarren und Zigaretten, erhielten auch Bons für so und so viel Glas Bier in jeder beliebigen Wirtschaft der Stadt. Nach einem letzten Parademarsch vor dem wiederum erstarrten Arzt, zogen sich die Vereine zurück und gingen in die Betten.

Freudiges Zusammentreffen

Eines Tages wurde ich gesund geschrieben, garnisondienstfähig. Auch Bienemann kam mit in den Transport, der uns über Köln in unsere Garnisonstadt brachte. Nichts hatte sich inzwischen dort verändert. Vor knapper Jahresfrist waren wir ausgerückt, stolzgeschwellt die Brust. Nun kamen wir

zurück, verwundet, mit alten, verblichenen Brocken, in einem Wort; als „alte Männer", als im „Pulverdampf ergraute Krieger". Nun durften wir in der Kantine ein Wort riskieren, durften in hohem Bogen — aller Kinderstube zum Trotz — mitten in das Zimmer spucken und irgendeinem Hammel sagen: „Hier haste einen Groschen, hol' mir drei Zigaretten zu drei Pfennig, ein Pfennig ist für dich!"; das alles durften wir.

Saßen in der Kantine und erzählten Lazaretterlebnisse. Fronterlebnisse gaben wir nicht preis. Eine gewisse Scheu hielt uns ab, von den blutigen Tagen der Front zu erzählen. Kein „alter Mann" interessiert sich für Fronterlebnisse. Die andern, die Hammel an den Nachbartischen, brauchten es ja nicht zu wissen. Sie würden noch alles früh genug erfahren.

Während wir so saßen und von „Weibern" sprachen, ging plötzlich die Tür auf, ein Achtung-Ruf erschallte, und alle Hammel flitzten von ihren Stühlen in die Höhe. Aha, ein Portepeeträger, dachten wir alten Krieger und taten ganz unschuldig, taten, als hätten wir nichts gehört. Äugelten aber doch mal um die Ecke und kriegten bald die Maulsperre vor Staunen: Hereinspaziert kommt Kientz, Vizefeldwebel Kientz. Nein, es ist kein Irrtum möglich, es ist Kientz, mit Portepee, Adlerknopf und Tressen, der Kriegsfreiwillige Kientz, vor vier Monaten noch Musketier genau wie wir. Und das Tollste: Am zweiten Knopfloch des Vorgesetzten leuchtet, etwas verschlissen, das Bändchen zum Eisernen Kreuz.

Wir springen auf, wollen unsere Ehrenbezeugungen machen. Kientz fällt uns um den Hals. „Kinder, Kinder, endlich ein bekanntes Gebein! Jawohl, Vize bin ich geworden, trotzdem ich Elsässer bin, aber inzwischen haben sie sich besonnen und mich in die Garnison geschickt, denn laut Befehl von oben, dürfen keine Elsässer mehr an der Westfront verwandt werden. Na, mir soll es egal sein, wo sie mich kaputtschießen, heil kommen wir aus der Schweinerei ja doch nicht heraus, aber jetzt wollen wir unser Wiedersehen feiern!"

Die Hammel haben sich beruhigt und gesetzt. Kientz erzählt den Zusammenbruch des stolzen Regiments. Fast 60 Prozent Tote habe es gegeben. Er habe zuerst die Gruppe geführt, sei Gefreiter geworden. Dann, drei Tage später, vor einem erneuten Einsetzen, habe man ihn zum Unteroffizier gemacht. Im Ruhequartier zu Lens (Avion war inzwischen arg beschossen worden) habe ein hoher General Eiserne Kreuze verliehen, wobei auch er eins verliehen bekommen habe. Dann sei er Zugführer geworden, und vor 14 Tagen habe man ihm das Portepee überreicht. Die andern Leute der Gruppe, Kendzierski, Liesenfeld und Huba, seien später auch zu Gefreiten befördert worden, hätten das E. K. erhalten und lägen nun in irgendeinem Lazarett als Verwundete.

Das war ein frohes, ein schönes Wiedersehen. Bienemann und ich wurden dem Zug des Vizefeldwebels Kientz zugeteilt. Eine Woche später

wurden wir zum Scharfschützenkursus nach Elsenborn abkommandiert.

Am Tage unserer Abfahrt nach Elsenborn wurde unsere Garnisonstadt von feindlichen Fliegern besucht. Eine Brandgranate fiel in eine Militärbaracke, wo etwa 100 soeben eingezogene Ersatzrekruten ihr Mittagsmahl einnahmen. Die Baracke brannte sofort lichterloh. In der Aufregung konnten die bestürzten Leute die Türe nicht finden. Dreißig Mann verbrannten bei lebendigem Leibe, ehe noch die benachbarten Feldkompanien zu Hilfe eilen konnten.

Auch viele Zivilisten verloren bei diesem Luftangriff das Leben.

Mit dieser schaudervollen Erinnerung zogen wir nun gedrückt hinaus auf den Truppenübungsplatz. Unten im Tal und in der Rheinebene reiften noch die letzten Spätbirnen, wurde der erste Kriegswein geerntet, und hier oben auf dem Hohen Venn fror schon die Erde, überzogen sich allnächtlich alle Tümpel und Wasserrinnen mit dicken Eiskrusten. Anfang November fiel der erste Schnee und blieb liegen bis zu unserer Abreise im kommenden Frühjahr.

Täglich wurde scharf geschossen. Es war ein ganz schönes Leben, verglichen mit dem Schliff des Kasernenhofes in der Garnison. Selbst unsere Offiziere betrachteten diesen Kursus als eine Erholungszeit. Wir schwärmten täglich gegen den Musikantenbusch, gegen den Druschbaum und die Waldecken mit

komischen Namen und hatten sonst ein fabelhaftes Tempo. Elsenborn war schön.

Braungebrannt vom Schnee, gesund und frisch, völlig ausgebildet in allen Arten des Scharfschießens, sind wir wieder in unserer Garnisonstadt eingetroffen, werden neu eingekleidet, marschieren nun ab, zum Bahnhof. Man hat einen Transport von etwa 150 Mann zusammengestellt, darunter viele Elsässer, die nun zur Ostfront sollen.

Das Tollste aber: Kendzierski, Huba und Liesenfeld sind mit dabei. Sie wurden als geheilt entlassen und sind froh, an die ruhigere Ostfront zu kommen.

Unsere Wagen werden einfach an die fahrplanmäßigen Züge gehängt. Von Station zu Station fahren wir rheinab, an Godesberg und Bonn vorbei nach Köln. Es ist kein Winken mehr, kein Hurrageschrei wie 1914. An den Bahnhöfen gibt es keine Zigarren und Zigaretten mehr, höchstens gegen Entgelt. Hin und wieder sind es Kinder, die sich an unseren Zug drängen und uns zuwinken, aber nicht, um uns mit Liebesgaben zu bewerfen, sondern in der leisen Hoffnung, von uns ein Geschenk zu erhalten, ein Stück Kommißbrot oder gar eine halbe Büchse Fleisch. So groß ist inzwischen die Not in Deutschland geworden. Ach, die Not, der furchtbare Hunger! Das deutsche Volk hungert und duldet heldenhaft. Ersatzstoffe werden erfunden und täglich angepriesen. Und dabei hält das Land durch. Man hofft ohne Begeisterung, aber mit stillem Pflichtgefühl.

In Köln, im Wartesaal erster Güte, werden wir verpflegt. Werden richtig von Kellnern bedient. Je weiter wir nach Osten kommen, desto herzlicher wird die Begrüßung an den Bahnhöfen durch die Zivilbevölkerung. Am Abend des zweiten Tages sehen wir die ersten zerschossenen Häuser der Schlacht bei Tannenberg. Viel ist wieder aufgebaut, aber hie und da stehen noch schreckliche Trümmer. Na ja, so schlimm wie in Frankreich ist es ja lange nicht!

Dann kommen die Grenznester Eydtkuhnen und Wirballen, und dahinter das Reich des Herrschers aller Reußen. Gleichzeitig wird die Gegend trostlos. Nur verfallene, strohbedeckte Holzbuden sind zu sehen. Alle 50 Kilometer kommt ein verschlafenes Städtchen. Zerlumpte Kinder bieten ranzige Butter und schlechtes Brot zum Verkauf, aber auch gute, frische Eier. Es wird gehandelt und gefeilscht. Immer kälter wird es, immer windiger, und nach einer langen Nacht auf der Strecke fahren wir durch schneebedecktes Land. Und daheim am Rhein blühen alle Bäume.

Am Abend des vierten Tages werden wir in Jelowka, einer öden Bahnstation, zwischen Birken- und Fichtenwäldern ausgeladen. Bis hierher geht der Bahnverkehr und nicht weiter. Dünaburg liegt noch 20 Kilometer entfernt. Von irgendwoher dröhnen einzelne Kanonenschläge durch den Abend, und in weiter Ferne sieht man das Aufflackern einer Leuchtkugel. Jawohl, es stimmt schon, wir sind wirklich wieder an der Front. An der Front im Osten! Viele hundert Kilometer vom Rhein entfernt.

Illurt!

Über gefrorene Wege (es ist Anfang Mai 1916) werden wir zu den Bagagen geführt. Stundenlang wandern wir durch herrliche Urwälder. Besonders Kientz ist entzückt, denn sie erinnern ihn an die Vogesen mit ihren hohen Tannen. Doch die Vogesen sind weit, 2000 Kilometer weit, und in ihren Tannen ruft schon der Kuckuck, während hier noch alles vor Frost kracht.

Endlich sind wir am Ziel; in Ziwischki werden wir in Erdbaracken untergebracht. Fallen gleich in tiefen Schlaf. Am anderen Morgen teilt man uns ein. Kientz, Kendzierski, Huba, Liesenfeld und ich werden der siebten Kompanie zugewiesen. Ein Melder nimmt uns in Empfang, bringt uns über Gut Schloßberg nach Illurt, wo die vordersten Schützengräben am gleichlautenden Flüßchen entlanglaufen. Die Russen liegen am nächsten Waldrand etwa 400 Meter entfernt den Deutschen gegenüber.

Eine hohe, weiße Kirchenruine im Barockstil, durch polnische Jesuiten erbaut, überragt das ganze Gelände und bildet das Wahrzeichen der Gegend. Bildet aber auch ein gutes Ziel für die schwere russische Artillerie. Daneben ragen, schier unversehrt, die Zwiebeltürme der orthodoxen Kirche, und ein Stück davon steht die ziemlich zerschossene deutsch-evangelische Kirche. Von den Häusern des Städtchens Illurt ist nicht mehr viel vorhanden, denn sie waren aus Holz. Ihre Balken wurden nach und nach

zu Unterständen verbaut, und wenn in stockdunkler Nacht geschanzt werden mußte, zündete man einfach zur Sicherung und Beleuchtung ein Holzhaus an.

Eine noch ziemlich erhaltene Apotheke trägt ihr Firmenschild weithin in russischer und deutscher Sprache. Das Städtchen gehörte früher zur Herrschaft der Grafen vom Schloßberg, die einem deutsch-baltischen Geschlecht entsprangen. Zivilbevölkerung ist nicht mehr in Illuxt. Nur die zahlreichen Katzen sind zurückgeblieben und huschen wie Gespenster über die leeren Straßen, soweit sie noch nicht in deutschen Kochgeschirren den Weg allen Fleisches gegangen sind.

Vereinzelte Güter und Vorwerke lagen verstreut in der Gegend. Ein Mädchenpensionat, eine Kadettenschule und sonstige Gebäude, fast alle noch gut erhalten, bargen manches Mitnehmenswerte, darunter zahlreiche Bücher. Wir fanden zum Beispiel in einem Klassenzimmer des Mädchenpensionats einen Stoß französischer Aufsatzhefte, worin junge Damen eine nächtliche Schlittenfahrt nach Dünaburg schilderten. Die Beschreibung der Wege und Brücken und Anlegestellen der Fähre über die nahe Düna interessierte besonders unsere Artillerie-Offiziere, die alle Angaben der Mädchen mit den Karten verglichen und später ihre Geschütze danach einstellten, denn das Leben bei den Russen blieb in den dichten Urwäldern verborgen. So haben harmlose, schwärmerische Aufsätze junger Backfische dem Kriege gedient.

Illurt wuchs uns bald ans Herz, wenn auch hin und wieder die Russen ihre Artillerie spielen ließen und nebenan, im Abschnitt Hannover und an der Dönhoff-Schanze, allnächtlich der Teufel los war.

Abgeblitzt!

Langsam ging die pechschwarze Frontnacht in blaugraue Verschwommenheit über, und vom hochstämmigen Fichtenwald, hinter dem Friedhof von Illurt-Stadt, zog eine feuchtkalte Dämmerung daher, wälzte ihre schmutzig-bleichen Bodennebel durch die Gewundenheit der tiefen Flußufer der Illurt. In den Horchlöchern standen schläfrige Posten. Soeben war die letzte Nachtwache aufgezogen. Noch eine gute Stunde, und man würde abziehen können, sich hinhauen auf die knarrende Drahtpritsche und schlafen bis in den langen, langweiligen Tag hinein. Eine Nacht verlief wie die andere in den festen Werken um Illurt. Höchstens, daß mal eine kleine Patrouillengeschichte mit dem üblichen Begleitklamauk eine sensationelle Note in das ewige Postenstehen, Schanzen und Faschinenflechten brachte. Panje Rußki hatte ja, mit beginnender Schneeschmelze, rechts bei Smorgon seine Kanonen spielen lassen, daß es wie ein wüstes Generalmarschtrommeln gegen die hohe weiße Illurter Kirchenwand dröhnte. Dann aber schien er sich besonnen zu haben, sparte brav Munition, ließ höchstens seine Wut den sandigen

Abschnitt Hannover spüren durch eine täglich wiederholte Minenknallerei zur Morgen- und Abenddämmerung. Und nun brach just der 17. Mai 1916 an.

Leise unterhielten sich die Posten, vergaßen aber trotzdem nicht, ständig scharf feindwärts zu schauen, denn die Dämmerstunde war den Überraschungen günstig. Schattenhafte Drahtpatrouillen schlichen am Hindernis entlang, an dem festgefügten Wirrnis der Spanischen Reiter. Damals war die 6000 Voltspannung noch nicht im Draht oder gestört, ich weiß es nicht mehr, jedenfalls schützte uns in jener Nacht nur unsere eigene Aufmerksamkeit. Langsam stieg der kalte Morgen, und der Unteroffizierposten vor dem Mittelwerk wollte sich schon auf die Hauptlinie zurückziehen, weil drüben das feindliche Hindernis bereits gut zu erkennen war; schon krochen einige Horchposten durch die engen Gassen im Drahtverhau, als draußen, vom zerfallenen ehemaligen deutschen Graben, der sich zwischen den Linien entlangzog, deutliches Waffenklirren herüberklang.

Gleichzeitig bemerkte Unteroffizier Bienemann eine lehmgraue Schützenlinie, die sich langsam, mit großen Zwischenräumen, auf das Mittelwerk zuschob. Eine weitere, sehr starke russische Abteilung war bereits zwischen zwei Horchposten durchgekrochen und hatte sich dem Unteroffizierposten, von der linken Flanke, bis auf etwa 100 Meter genähert. Die Absicht der Feinde war deutlich. Der Unteroffizierposten der 7. Kompanie sollte überrumpelt werden.

Die Stärke der angesetzten Truppen ließ aber vermuten, daß Panje Rußki die leise Hoffnung hegte, sich durch Handstreich in den Besitz des Mittelwerkes zu setzen, um dann durch eine Flankenbewegung das Nord- und das Südwerk abzuquetschen und den ganzen Flußlauf der Illurt an sich zu bringen. Eile war geboten. Jede verlorene Minute konnte verhängnisvoll werden für die drei Werke auf dem östlichen Flußufer. Die Dunkelheit und das durchwühlte Vorgelände hatten den Russen ein unbemerktes Heranarbeiten erlaubt.

Unsere Postierungen liefen eilig auf die Kampfgräben zurück, alarmierten die Besatzungen, die sich teilweise bereits zur Tagesruhe hingelegt hatten. Noch schwieg unser Abwehrfeuer, weil unsere zurückflutenden Kameraden im Schußfeld standen, und so gingen einige kostbare Minuten dahin, die der Feind jedoch nicht ausnutzte, um rasch im Rücken der deutschen Verschleierungen nachzustoßen. Er hielt sich inzwischen mit der Durchsuchung der verlassenen deutschen Horchlöcher auf. Noch zog langsam die weite Schützenlinie ihre Maschen auf das Mittelwerk zu, und durch das russische Drahthindernis stiegen neue Verstärkungen, Offiziere vor der Front. Kommandos erschallten zu uns herüber. Wir standen, etwa 40 Mann stark, die Vorposten und einige Grabenposten, abwehrbereit neben dem hohen Holzkreuze, das einige Tage später abgebrochen wurde. Über die wippenden Lattenroste eilten die Besatzungen aus den Unterständen am Ufer zum vordersten

Graben. Nervenzerreißend gellte der Alarm durch die drei Werke, und vom Mittelwerk stieg's in die Luft, kerzengerade, das Signal: Angriff erkannt! Überschlug sich als roter Komet, teilte sich, schwebte als Purpurregen herab.

Frei das Schußfeld. Die ersten Gewehrschüsse bellten den Angreifern entgegen. Wir zielten gut. Die Kugeln wühlten sich hinter den Russen in die Erde ein, daß Funken stoben und Grasnarben hochaufspritzten. Mit jeder Sekunde griffen neue Gewehre ins Gefecht ein, und plötzlich takten, rechts und links, die schweren Maschinengewehre, kurz, abgehackt, bis sie das Ziel erfaßt hatten, schrien dann ihr zorniges, langanhaltendes Kichern in den Morgen.

Es stutzten die Russen, nahmen Deckung. Viele fluteten zur Ausgangslinie zurück oder zum Friedhof von Illuxt. Heulend fuhren die deutschen Granaten vom Schloßberg herab, über uns hinweg, wuchteten krachend in die Gegner. Der verlassene deutsche Graben nahm die Beschossenen auf, die sich verängstigt in den Schlamm wühlten. Einzelne Gruppen, unter Führung schneidiger Unteroffiziere, versuchten unser wohlgezieltes Gewehrfeuer und die Sperrkette unserer Granaten zu durchlaufen, aber wenigen glückte es, unversehrt den eigenen Graben zu erreichen.

Etwa zwei russische Kompanien lagen nun in der versumpften, ehemaligen deutschen Stellung, rund 250 Meter vor dem Mittelwerk, und gaben verzweifelte Raketenzeichen. Die steigende Helligkeit

wurde ihnen zum Verhängnis, weil sie ihnen den Rückzug unmöglich machte und andererseits die deutschen Granaten sie in ihrem flachen Schlupfwinkel ständig umbellten. Wer den verzweifelten Versuch unternahm, zu fliehen, und seiner Beine Schnelligkeit vertraute, kam nicht weit, denn unsere Gewehre waren ständig im Anschlag. Da beschloß die russische Artillerie, ihre bedrängten Infanteristen zu retten, und überschüttete uns mit einem Höllensabbat von Granaten aller Kaliber. Die Erdfontänen stiegen. Die Faschinen splitterten und krachten.

Die leichtgebauten, balkenbedeckten Unterstände am Flußufer wankten und bebten im Feuerorkan, und die Schützen duckten sich hinter die Brustwehren.

Da, ein ungeheures Brausen, ein zorniges Heulen, das allen Schlachtenlärm übertönte, langgezogen, furchtbar. Wie von steiler Höhe herab, lawinengleich, brauste es heran, knapp über unsere Köpfe hinweg, daß uns vor Luftdruck schier der Atem stillstand, wuchtete in den Boden, daß weit und breit alles erdbebengleich zitterte. Dann gab's ein ohrenzerreißendes Krachen, und eine rote Feuersäule warf sich haushoch empor. Splitter fetzten umher. Balken, losgerissene Faschinen, Steine, Erde prasselten dumpf herab. Und wieder, für Sekunden, ein erstarrtes Erstaunen, daß wir noch lebten. Vom Nordwerk herüber das jähe Aufbrüllen eines Verwundeten.

Zum zweiten Male heulte eine 30,5 Zentimeter-Granate von Dünaburg heran, traf diesmal das Mittelwerk, ohne Schaden anzurichten, während das

dritte Riesengeschoß die weiße Illurter Kirchenwand traf, daß Steine, Mörtel und Balken bis zum Zwischenwerk flogen. Dieser letzte Schuß durchschlug ein verborgenes Gewölbe und legte eine Reihe von Grabkammern frei, Erbgräber der Grafen vom Schloßberg.

Dann schwieg der Russe. Sein Artilleriefeuer, das uns einige Leute kostete, hatte den Zweck erfüllt, denn die Trümmer der feindlichen Angriffskompanien hatten in der Verwirrung ihre Gräben erreichen können. Eine Patrouille der 7. Kompanie fand abends nur noch einige verwundete Russen im ehemaligen deutschen Graben. Einige Feinde flüchteten beim Nahen der Deutschen.

Das Kriegsglück war uns diesmal hold. Der Russe regte sich tagelang nicht mehr. Die Sonne stieg, lockte Gräser und Blätter heraus. Immer seltener wurden die plötzlichen Schneegestöber. Der Frühling fing an, der Frühling in Rußland.

Frühling in Rußland

Vorbei die Schneeschmelze. Die unendlichen Birkenwälder schmücken sich mit hellgrünen Blättchen. In unsern Ruhequartieren in Ziwischki und Blitischki waschen wir uns in echtem Birkensaft. Die Sonne liegt über der blauen Unendlichkeit der Urwälder. Die zahlreichen Seen glänzen dazwischen mit dunklen Wassern. Es ist die typische nordische Landschaft in ihrer herben Schönheit.

Auch die Bagagepferde leben wieder auf. Die schwerste Zeit der Überwinterung ist vorbei. Man läßt sie auf die rasch sprießenden Weiden. Zusehends werden die mageren Klepper wieder rund und glänzend im Fell. Die deutsche Armee hatte noch nie eine solche Überwinterung tief im Osten mitgemacht, sozusagen abgeschnitten von der Kultur. So hatte man sich auch gar nicht richtig auf den langen futterlosen Winter vorbereitet, konnte sich keine Vorräte hinlegen, weil man täglich mit dem Weitermarsch rechnen mußte. Immer noch lag unerreicht, an hellen Wintertagen schier greifbar nahe, die herrliche Stadt Dünaburg mit ihren hundert Kirchen und den unzähligen goldenen Zwiebelkuppeln. Dort, erst dort sollte unser Vormarsch enden.

Zuerst fraßen sich die Gäule gegenseitig Mähnen und Schweife ab, dann zernagten sie die Krippen, dann wühlten sie im eigenen Mist. Zuletzt fütterte man die Tiere mit knappen Brotresten und mit gefrorenen Baumrinden. Die deutschen Pferde verendeten alle. Nur die russischen Beutetiere, besonders die struppigen Kosakengäule, hielten tapfer durch. Nun kam der Frühling mit reichlichem Futter und fetten Weideplätzen.

Rechts, bei Smorgon, donnern die Geschütze schon seit drei Tagen. Ein großer Angriff soll dort im Gange sein, erfahren wir. Alle Ruhebataillone werden alarmiert. Wir sollen eingesetzt werden, heißt es. Doch am vierten Tag schweigt die Artillerie. Die russischen Angriffsregimenter sind vor dem

deutschen Drahtverhau zusammengebrochen, und Wilna, das Ziel der kurzen Offensive, bleibt in unserer Hand.

Es wäre noch mehr zu melden über den Frühlingsanfang in Rußland. Man kann noch erzählen von den Kartoffelmieten, die wir entdeckten, als der Schnee geschmolzen ist und die Erde stellenweise einsinkt. Nicht allein Kartoffeln finden wir in den Löchern, sondern auch große Töpfe mit Schmalz und gutgesalzener Butter. Die Bewohner von Illuxt hatten gut vorgesorgt. Und so hebt in allen Unterständen des Abschnitts ein großes Kartoffelbraten an. Zum Frühstück gibt es Bratkartoffeln, zum Mittagessen gibt es Bratkartoffeln und abends, vor dem Aufziehen der Nachtwache, schlägt man sich den Bauch voll Bratkartoffeln. Der Küchenbulle kann mit seinem „blauen Heinrich" und seinem „Drahtverhau" nicht mehr landen. Die Mäuse im Abschnitt Illuxt haben Fettlebe.

Jawohl, die Mäuse sind auch ein besonderes Frühlingskapitel. In gewaltigen Scharen überfluten sie unsere Stellungen, untergraben die Deckungen, zernagen alles, was nicht aus Metall oder Stein ist, wühlen sich in unser Brot, nisten in unseren Tornistern, sind nicht zu bekämpfen. Wir töten täglich unzählige dieser geschwänzten Geisterchen. Unzählige kommen wieder, werden im Graben zertreten, totgestampft, totgeworfen. Sie klettern an uns empor, wenn wir essen, setzen sich in unsere Kochgeschirre. Sie verzehren in wenigen Sekunden alle

weggeworfenen Speisereste. Nachts beim Postenstehen finden wir sie in den Taschen unserer Mäntel. Sie klettern durch die Ärmel empor und setzen sich unter dem Waffenrock auf der Brust fest. Frühling, Frühling in Rußland!

Und noch eine weitere Landplage: Die Mücken kommen. Unendlich sind die Wassertümpel, die Seen, die toten Flußarme, die Sümpfe. Träge fließt das Wasser der Düna, bedeckt eine gewaltige Landfläche, kilometerweit mit Schilf bewachsen, daran sich sofort der Urwald schließt. Hier haben die Mücken ihre Eier gelegt, hier entschlüpfen die jungen Quälgeister, und im Juni fallen sie über uns her. Noch nie sah die Gegend solch eine Anhäufung von Menschen. Sonst, in guten Friedenszeiten, betrat nie eines Menschen Fuß diese unwirtlichen Sumpfniederungen. Man hielt sich nur an die Straßen. Jetzt aber darf die Front keine Lücke aufweisen, und ohne Unterbrechung reichen die Sandsackbarrikaden, die Gräben und Stellungen der Gegner. So finden die Mücken ein gutes Weidefeld. Stürzen sich über uns her. Saugen uns aus, stechen und quälen. Wir lassen uns Mückenschleier schicken, wir brennen ständig Räucherfeuer. Die schöne Natur ist dem Menschen feindlich!

Frühling, Frühling in Rußland.

„Hier ruht mein kleiner Hund Bijou"

Kurz nach der plötzlichen Schneeschmelze greifen die Russen wiederum überraschend an. Ein ganzes Bataillon Gardeschützen, des Zaren beste Soldaten, kommt schneidig bis an unseren Drahtverhau. Da krachen vom Abschnitt Köln-Süd und Köln-Süd-A die schweren Maschinengewehre, untermischt mit Kleingewehrfeuer. In regelloser Flucht eilen die Russen zurück, nehmen ihre Verwundeten mit, lassen nur ihre Toten liegen, die wir uns am Abend holen. Es sind 60 Leichen, furchtbar zugerichtet, meist mit gräßlichen Bauchschüssen. Sie werden auf niedrige Panjewagen geladen und zum Friedhof im Park von Schloßberg gebracht.

Am gleichen Abend werden wir abgelöst und kommen in die Reservestellung am Teich von Schloßberg. Schlendere am folgenden Morgen mal hinüber zum Park, mir die toten Russen genauer anzusehen. Da liegen sie, Mann über Mann, wie man sie von den Fahrzeugen ablud, liegen mit verzerrten Gesichtern und geplatzten Körpern. Neben dem Haufen Gefallener sind 8 Mann mit dem Ausheben eines Massengrabes beschäftigt. Ein Sanitäter versucht die Erkennungsmarken der Russen zu finden und ihre Namen festzustellen. Daneben aber, keine zehn Schritt vom Haufen zerschossener Menschen, keine zwanzig Schritt von einem deutschen Massengrab, ragt ein zwei Meter hoher Findlingsstein empor, einer jener Steine, die man dort oben, im Baltikum,

als Überbleibsel der Eiszeitgletscher findet. Der Stein ist kunstvoll poliert, und in seine Vorderwand hat man mit großen, goldenen Buchstaben geritzt:

„Ci-gît mon petit chien Bijou,
mort à l'âge de 6 ans mai 1906."

(„Hier ruht mein kleiner Hund Bijou, gestorben Mai 1906, im Alter von 6 Jahren.")

Sehr gut, gnädige Frau Gräfin vom Schloßberg; Ihre französischen Sprachkenntnisse und Ihre Tierliebe in Ehren. Sie konnte ja nicht ahnen, daß genau 10 Jahre später, im Jahre des Krieges 1916, an der gleichen Stelle viele Menschen, viele edle, tapfere Soldaten, die letzte Ruhestätte für ihre zerfetzten Körper finden sollten, und daß sie neben dem pomphaften Denkmal für einen kleinen Hund sang- und klanglos, ohne Ehrenzeichen, ohne Namen, unter einem kleinen weißen Kreuz aus Birkenholz ruhen würden, so wie einst auch der Hund, vielbeweint und besucht, in seinem Totenkistchen vermodert ist.

Die Patrouille der unsicheren Kantonisten

Die Artilleriebeobachtung hinter uns auf dem Schloßberg hat einwandfrei starke Bewegung bei den Russen festgestellt. Umfangreiche Erdbewegungen sind unternommen worden, und vom Friedhof Illurt aus haben sich die Gegner bis auf 250 Meter heran-

gearbeitet. Das kann man vom Mittelwerk nicht sehen, weil eine Geländeerhebung den Russen volle Deckung bietet. Nur durch das Scherenfernrohr der Artilleristen wird der tägliche Fortschritt beobachtet. Man vermutet Vorbereitungen zu einem Gasangriff. Das Bataillon soll eine starke Patrouille vorschicken, den wahren Sachverhalt zu erkunden und gleichzeitig die Arbeiten der Russen zu stören. Freiwillige werden verlangt.

Es melden sich Kientz als Führer der Patrouille und zahlreiche Elsässer, die mit uns aus dem Westen kamen. Auch wir, die Kameraden von Kientz, wollen mitgehen. Schließlich sind nicht weniger als 40 Mann beisammen, darunter 29 Elsässer, alles Leute, die man im Westen aus der Front gezogen und nach dem Osten befördert hatte.

Wir sollen nach kurzer Artillerievorbereitung in Schützenlinie vorgehen, bis zu den Werken der Russen vordringen, das Gelände kurz erkennen, versuchen, einen Gefangenen mitzubringen, und dann wieder rasch in die eigene Linie zurückkehren.

Um 1 Uhr nachts stehen wir bereit. Die aufgepflanzten Seitengewehre blitzen im Mondlicht. Nirgends ist der Vollmond so schön und hell wie hier im hohen Norden. Die Schüsse der schweren Artillerie brausen über uns hinweg. In 10 Minuten soll es losgehen. Wir empfinden keine Furcht. Dieser Krieg ist ja nicht mit dem Kampf an der Westfront zu vergleichen. Hier hat eine Schützenlinie Raum und Platz sich auszudehnen. Hier gibt es Gelände-

falten, sich zu decken und das Ende eines Feuerorkans abzuwarten. Hier erscheint alles viel harmloser und leichter, weil die urstarke Natur ihre Wunden schnell wieder heilt.

Kientz steht mit der Uhr in der Hand. Am Koppel haben wir je vier dieser neumodischen Stielhandgranaten, vor kurzer Zeit aufgekommen. Sie sollen eine gewaltige Streuwirkung haben. Wir kommen uns ganz unbezwingbar vor. Da keucht ein Melder einher.

„Befehl vom Regiment, die Patrouille findet nicht in dieser Zusammenstellung statt."

Kientz läßt es sich schriftlich zeigen. Rennt zum Kompanieführer, will Erklärung haben. Man gibt sie ihm nicht. Verlangt das Regiment.

„Mein lieber Herr," schnarrt ihn der Regimentskommandeur an, „Sie müssen doch wissen, daß ihr als unsichere Kantonisten vom Westen gekommen seid, Sie und die anderen Elsässer. Kann nichts daran ändern, die Patrouille wird in anderer Zusammensetzung und unter anderer Führung stattfinden."

Kientz kommt zurück. „Kinder, wir haben eine Ohrfeige bekommen. Niemals werde ich mich wieder freiwillig melden. Wir sind eben Wackes, und daran ist nichts zu ändern. Da nützt kein guter Wille. Geht in die Unterstände."

Diese Maßnahme unserer Leitung wurde scharf kritisiert, von Offizieren und Mannschaften, denn Kientz galt als fähiger, ehrlicher Soldat. Guter

Wille wurde hier unterdrückt. Die ungerechte Sonderbehandlung der Elsässer hat dem deutschen Feldheer mehr geschadet als ein feindliches Armeekorps.

G—a—a—a—s!!!

Das Gerücht von einem bevorstehenden Gasangriff der Russen hielt sich hartnäckig. Wiederholt meldete der Unteroffizierposten vor dem Mittelwerk starke metallische Geräusche bei den Gegnern. Es klang wie das Zusammenprallen großer Stahlflaschen. Fast täglich wurden drüben bei den Russen große Rauchfeuer entzündet. Man studierte den Zug des Qualmes.

Auch wir blieben nicht tatenlos.

Immer wieder gab es Appell in Gasmasken, Probealarm und Übungen mit Gasgeräten. In jedem Zugabschnitt wurden große Ausbläser oder größere Metallstücke aufgehängt als Alarmsignal. In den Ruhequartieren gab es immer wieder Belehrungen über das Thema: Wie verhalte ich mich bei einem Gasangriff. Kein Mann durfte sich ohne Gasmaske mehr als 50 Schritt von seinem Unterstand entfernen. Wehe dem Posten, der ohne bereitgehaltene Gasmaskenbüchse auf Wache zog! So traf uns der große Angriff, der größte Gasangriff der Ostfront, nicht unvorbereitet.

Die Wetterstation der Division meldete, wie seit Tagen schon, ihr warnendes: „Ständiger Südost-

wind, zwei bis drei Sekundenmeter. Gasgefahr!"
Träge kroch wieder mal ein russisches Qualmfeuer über das Niemandsland, breitete sich aus, hielt sich hartnäckig in den Niederungen des Illuxt-Baches. Alle Mücken ergriffen die Flucht. Wenn die Russen nun nicht ihr Gas ablassen, sind sie schön verrückt. Solch eine Gelegenheit werden sie nicht wieder kriegen.

Ein Abend in Illuxt wie alle anderen Abende im hohen Baltikum. Im Urwald schrie Nachtgetier. Raben durchkrächzten die Dämmerung. Von den hohen Fichten hinter der russischen Linie knallten wieder einige Scharfschützen in die deutschen Stellungen. Hatten eben zwei Mann der 6. Kompanie verwundet. Eine Alltäglichkeit an der Ostfront. Im Abschnitt Hannover böllerten schon wieder die Minenwerfer, paukte die schwere Artillerie ihre Hammerschläge in den sandigen Boden. Weiter rechts und links schwieg der Urwald. Der Vollmond rollte riesengroß über die Baumwipfel hinweg. Die hohe, weiße Kirchenwand von Illuxt ragte wie ein Gespenst in die Nacht. Posten kamen und gingen. Drahtpatrouillen stampften hin und her. Nichts ereignete sich, gar nichts. Wird doch nur ein Bluff gewesen sein mit diesem Gasangriff. So ein Quatsch!

Kurz nach Mitternacht entzündeten die Russen mehrere Holzstapel vor ihren Gräben. Die Gegend war weithin beleuchtet. Wir schossen mal in die brennenden Scheite. Auch die deutsche Artillerie legte einige Salven hin, daß die Funken hoch auf-

spritzten. Es war ein richtiges nettes Feuerwerk. Dann war es ruhig bis gegen 2 Uhr.

Plötzlich flammten überall starke Holzfeuer auf. Wir sahen die Russen mit brennenden Pechfackeln hin und her rennen, die Stöße in Brand setzen. Selbst unser Maschinengewehrfeuer vermochte die Herumlaufenden nicht mehr zu vertreiben. Eine große Sache bereitete sich vor, wahrscheinlich der langerwartete Gasangriff.

Gegen Morgengrauen — die Holzstöße sind fast schon niedergebrannt — ertönt ein gewaltiges Zischen, ein ungeheures Brausen. Wie ein Tönen aus der Urwelt, wie ein Schrei von tausend zu Tode gehetzten Menschen klingt es, schauerlich, durchdringend, fürchterlich: I—i—i—i—u—h!

Der Urwald ringsum nimmt es auf, gibt das Stöhnen hundertfach wieder, und immer wieder neue Schreie, neues Stöhnen der sich leerenden Gasflaschen. Gleichzeitig aber wälzt sich eine dichte, gelbliche Wolke gegen uns, ballt sich zusammen, wirbelt herum, wirft sich hoch, senkt sich dann wieder, schwer, heimtückisch, tödlich. Rötlich malen die erlöschenden Holzfeuer ihren Widerschein auf die Gaswolken, die gleich hohen, alles überragenden Gespenstern auf uns zukommen mit zwei bis drei Meter Geschwindigkeit in der Sekunde, langsam aber unerbittlich, unwiderstehlich mit dem ständigen Südostwind. Da bricht aus allen Werken der geräuschvolle Alarm der Grabenbesatzungen.

Die Leute vom Nordwerk haben die hohe Wand zuerst gesehen, schlagen gegen die Metallteile. Schauerlich klingt aus den Gräben das helltönende Ting-Ting der Ausbläser, und dazwischen schreien sich die Menschen heiser:

G—a—a—a—s — G—a—a—a—s!

Im Mittelwerk, im Südwerk, in Köln-Süd und im Abschnitt Hannover wird der Alarm aufgenommen, weitergegeben. Nach drei Minuten sind mindestens zehn Kilometer der Ostfront abwehrbereit. Von Konjetzpol und dem Dreitausendmeterwald über Illuxt und Vorwerk Tannenfeld bis zur Bahnlinie nach Dünaburg sind alle Grabenbesatzungen alarmiert. Da trifft auch schon die erste Gaswelle ein.

Zuerst, gleichsam als Vorhut, kommen kleinere, dünne Gasschleier. Wir stehen schon alle mit der Maske auf dem Gesicht. Es läßt sich schwer atmen, aber wir brauchen ja vorläufig nicht zu laufen, müssen nur stehenbleiben, wo wir sind. Einige Kameraden haben die Ruhe verloren. Wir setzen ihnen die Masken auf. Mit Gewalt, wenn es sein muß. Man mißtraut diesen Masken immer noch.

Zwischen der Vorhut, den kleinen Gasfetzen und der großen eigentlichen Wolke kommt das Nachtgetier in wilder Flucht dahergestürzt: Mäuse und große, feiste Ratten flüchten in großen Sätzen. Katzen verkriechen sich, werden ganz zahm, schmiegen sich an uns. Eine Kette Rebhühner flattert aufgeregt und geräuschvoll über uns hinweg. Hasen und wilde Kaninchen setzen über alle Hindernisse,

flüchten nach hinten, auf die Höhe zu. Gewaltige Rabenschwärme, aufgescheucht vom Licht, vom Geräusch und von dieser furchtbaren Wolke, krächzen niedrig und eilig über uns hinweg. Die ganze Natur ist erfaßt von Furcht und Schrecken. Nur der Mensch steht, muß stehen!

Wie ein dichter, undurchdringlicher Nebel umgibt uns die erste große Gaswelle. Wir können uns nicht mehr sehen, so nahe wir auch beisammenstehen. Haben unsere Gewehre auf der Böschung liegen, halten mit beiden Händen die Gasmasken an den Wangen zu. Einige beginnen zu husten, legen sich vor Angst auf den Boden, wälzen sich. Einer reißt sich die Maske vom Gesicht, schreit laut: „Hilfe, ich ersticke!" Wir hören, wie sie um ihn keuchen, ihn bändigen, ihm gewaltsam die Maske wieder aufsetzen, ihn wegtragen.

Nur einige Minuten dauert das Vorübergleiten der dichten Gaswolke. Als sie lichter und dünner wird, befehlen unsere Offiziere langsames Schützenfeuer in die Nacht hinein. Jetzt müssen die Russen nachdringen. Wir schießen. Das Knallen der Gewehre beruhigt uns. Unsere Leuchtkugeln durchfurchen suchend das Vorgelände. Nichts! Nur bemerken wir, daß alle Metallteile, Spaten und Gewehre braun angelaufen sind, so scharf und ätzend war diese Gaswelle.

Doch von drüben naht schon die zweite Welle, diesmal höher, breiter, fürchterlicher. Drei Minuten später ist sie über uns, hat uns mit ihren giftigen Nebeln geschluckt. Ein großes Husten hebt an.

Diesmal war die Zusammensetzung weit gefährlicher und heimtückischer. Unruhe erfaßt uns.

Ich lehne gegen die Grabenwand, vermeide alle Anstrengung, spare die Kraft meiner Lungen. Ein unwiderstehlicher Hustenreiz plagt mich. Ich gebe nicht nach, verkneife ihn, drücke die Patrone ganz nahe an den Mund, fasse sie mit den Lippen, atme nur noch durch den Mund. Gleich wird mir besser. Meine Maskengläser sind beschlagen. Ich will sie nicht reinigen, weil ich meine Hände nicht frei machen möchte. Meine eingefallenen Wangen lassen am Maskenrand immer noch etwas Luft und Gas eindringen. Neben mir stehen die anderen Leute des Zuges. Ich weiß nicht, wer gerade neben mir steht, will auch gar nicht hinsehen. Wenn nur diese hohe gelbe Wolke endlich vorbei wäre!

Endlich der Schluß der Wolke. Folgt noch, als Nachhut sozusagen, ein kleinerer Streifen, doch ohne Schaden anzurichten. Während der zweiten Welle haben wir gar nicht geschossen, so daß die Russen sicher einen Graben voll Leichen anzutreffen hoffen. Und so dringen, englische Gasmasken aufgestülpt, gleich mit der dritten Welle die russischen Sturmkompanien gegen uns vor.

Rote Signalraketen durchstoßen die Gasnebeldecke, rufen der Artillerie unseren Alarm zu, und wie aus gewaltiger Höhe fegen die Granaten daher, wühlen sich zwischen den Linien in die feuchte, dampfende Erde: Sperrfeuer!

Zuerst stutzen die Russen, nehmen volle Deckung in

den Geländefalten und Granatlöchern. Fluten dann zurück, umbellt von Kleingewehrfeuer.

Da aber kommen die Gasgranaten! Aus allen Rohren und Mündungen prasselt der Feuerüberfall auf unsere Stellungen. Das Heulen der Geschosse will gar nicht abbrechen. Sie platzen mit dumpfem Knall. Eine helle Qualmwolke zieht mit dem auffrischenden Morgenwind davon. Wer die Maske abreißt, ist verloren. Es gehört eine große Willenskraft dazu, die Masken so lange vor dem Gesicht zu behalten. Die Lungen ringen nach Luft, möchten mal aufatmen, sich vollpumpen. Man muß sich dieses aber versagen, denn jeder freie Atemzug bedeutet Tod.

Selten kroch ein Morgen so grau und so trostlos aus dem schwarzen Schoß der Nacht wie jetzt nach dem Gasangriff. Dunkle Regenwolken stehen am Himmel. Ein Gewitter ballt sich zusammen. Blitze fegen schwefelgelb durch die Baumkronen. Der Wind hat sich verringert. Fast steht der Luftzug. Hartnäckig hält sich das Gas, schwebt wie ein ungeheuerer Schleier des Todes dahin. Endlich, gegen 7 Uhr, hört das Gasschießen auf. Minuten später prasselt der Gewitterregen herab. Es dröhnt und funkt. Die Blitze folgen sich ununterbrochen. Die Natur ist los!

Nun endlich können wir unsere Masken abnehmen. Tief und genießerisch atmen unsere Lungen die gereinigte, frische Luft. Das Wasser steigt in den Gräben, dringt in die Unterstände. Überall werden

Stollen und Wohnlöcher mit brennenden Zeitungen ausgeräuchert. Die schweren Chlor-, Brom- und Phosgengase halten sich teilweise noch in den tieferen Stellungen. Zu Tausenden liegen verendete Mäuse, jämmerlich keuchende Katzen und wilde Kaninchen in den letzten Zuckungen. Alle Metallgegenstände sind braun angelaufen. Sogar die Knöpfe unserer Waffenröcke haben sich verfärbt. Alle Lebensmittel wurden ungenießbar, schmecken bitter und metallisch. Trotz des willkommenen Gewitters hängen noch bis zum späten Abend dichte Gasfetzen in den Niederungen des Illurt-Baches.

Keinen Fußbreit Gelände haben die Russen gewonnen. Und selbst, wenn sie uns um Kilometer zurückgedrängt hätten, was spielt schon ein Geländestreifen für eine Rolle hier, im Reich der ungeheuren Flächen!

Nutzlos, sinnlos war ein nach monatelanger Vorbereitung unternommener Gasangriff im weiten und breiten Gelände verpufft, der letzte, aber auch der größte Gasangriff der Ostfront. Etwa hundert Russen hatten ihr Leben lassen müssen und lagen nun, hingemäht vom wohlgezielten Feuer der deutschen Maschinengewehre, im wachsenden Gras des Niemandslandes. Die gelben englischen Gummimasken mit den großen, runden Augen gaben den Gefallenen das Gesicht von toten, nackten Vögeln. Viele Millionen Rubel hatte dieser Angriff gekostet, viele Millionen sind fast nutzlos verpufft.

Es war eine der letzten, großen Anstrengungen der Russen in unsrem Frontabschnitt.

Die Geschichte mit den „Wackes"

Die Tage verrinnen schnell, und die Nächte sind kurz in den Erdwerken um Illuxt. Kurz nach 11 Uhr abends können die Horchposten aufziehen, können die Drahtpatrouillen ihren Weg gehen. Aber auch dann ist es noch nicht stockdunkel. Es wird im Juni überhaupt nicht mehr richtig dunkel. Und um 2 Uhr in der Frühe rollt schon wieder der Sonnenball empor, mächtig, hell, sieghaft. Dann schweigen die hartnäckigen „Fletscher", die Schützen, die ohne Unterbrechung eine ganze kurze Nacht über geschossen haben. Dann werden die Maschinengewehre aus den Feuerstellungen geholt, mit dem ledernen Überzug bedeckt und in den Unterstand getragen. Wasservögel schwirren hoch, reisen von einem See zum anderen. Die Landstraße von Illuxt nach Dünaburg liegt wieder einsam. Selbst die Scharfschützen auf hohem Ansitz am Waldrand sind bewegungslos. Alle Grabenbesatzungen legen sich zur Ruhe nieder. Nur die Tagesposten, zwei Mann je Zug, halten Wache, hinter Sandsackbarrikaden. Wieder ist eine Frontnacht vorüber. Die Zugführer schreiben ihre Rapporte und die Kompanieführer geben sie weiter an das Bataillon, von wo sie zum Regimentsstab gelangen; und wenn die Sonne gerade richtig über Dünaburg steht, daß hundert Kuppeln und Türme glänzen und gleißen wie ein Märchen aus dem Morgenland, knapp eine Stunde nach Einziehen der letzten Horchposten, weiß der Regimentskommandeur,

daß sich in seinem Frontabschnitt nichts Bedeutendes ereignet hat während der vergangenen Nacht, abgesehen von einem kleinen Minenüberfall auf das Südwerk, wobei drei Musketiere verletzt wurden.

Seit dem Gasangriff ist so richtig gar nichts mehr los im sonst ziemlich lebhaften Abschnitt vor Illuxt. Doch eines schönen, eines wirklich schönen, warmen Morgens, den jeder Gesangverein aus dem Stegreif mit „Das ist der Tag des Herrn" besungen hätte, meldete die elfte Kompanie etwas Haarsträubendes:

Um Mitternacht zog die Drahtpatrouille auf, bestehend aus zwei Mann. Zwanzig Minuten später wurden diese Leute in der Nähe des Horchpostens III gesehen, und seitdem sind Horchposten und Drahtpatrouille verschwunden. Man hat um 2 Uhr das Gelände abgesucht und die vier Gewehre neben dem Horchpostenloch vorschriftsmäßig zusammengestellt gefunden, daneben Koppel, Patronentaschen und Handgranaten. Übergelaufen! Eine Schmach, aber bittere Wahrheit. Vier Mann haben den Kopf und die Nerven verloren.

Nun aber das Tollste: Zwei dieser Überläufer waren Elsässer. Der Regimentskommandeur erstarrte. Was er gesagt hat, wie er die Meldung aufnahm, ist nicht an die breite Öffentlichkeit gekommen, weil die Burschen und Ordonnanzen dichthielten, aber überliefert ist, daß die Fernsprechleitungen zu tun kriegten, daß Melder zu Pferde zum Divisionsstab rasten. Noch ehe die Sonne im Mittag stand, war die Entscheidung getroffen und

wurde von Unterstand zu Unterstand verkündet: Alle Elsässer und Lothringer haben sich innerhalb drei Stunden beim Regimentsstab einzufinden, feldmarschmäßig mit allem Gepäck. Waffen und Munition sind in der Front zu lassen.

Maßloses Staunen. Die Elsaß-Lothringer hatten sich doch inzwischen gut eingelebt und hatten auch ihre Zuverlässigkeit bewiesen, trotz der „Patrouille der unsicheren Kantonisten". Nun wieder diese neue Verärgerung. Diesmal sollte es anscheinend etwas ganz Besonderes geben. Man hänselte freundschaftlich die ihre Sachen packenden Elsässer: „Na, jetzt werdet ihr alle erschossen," worauf ein ganz junger Bursche aus Kolmar erwiderte: „Komisch, es sind zwei Elsässer und zwei Preußen abgehauen, warum läßt man nicht auch die Preußen entwaffnen und wie Verbrecher antreten, warum nur die Elsässer? Ist das Gerechtigkeit? Warum soll nur immer bei den Elsässern einer für die Missetaten der andern bluten? Habt ihr wieder einen Grund, uns zu schikanieren, was?!" Kientz trat gerade ein, hörte die Worte seines Landsmannes, fuhr ihm über den Mund:

„Stell, dü dummer Chaib, halt's Müll!" Und als der junge Soldat nicht schweigen wollte: „Ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl, Ihren Mund zu halten, wenn gerichtet werden soll, so geschieht das an anderer Stelle!"

Eisiges Schweigen. Kientz wollte gerade abrücken, nachdem er sich von uns verabschiedet hatte, da erschien der Kompanieführer, ganz verlegen und

aufgeregt: „Feldwebel Kientz, ich muß auch um Ihre Waffe bitten!“

„Herr Leutnant, halten Sie mich für einen Verbrecher oder wollen Sie mich zum Verbrecher stempeln?! Was habe ich getan? Bin ich verantwortlich für die Fehler meiner Landsleute? Sind diese Leute hier verantwortlich zu machen für die Kopflosigkeit ihrer Kameraden? Haben wir nicht oft genug unseren guten Willen gezeigt?“

„Es tut mir unendlich leid, Herr Kientz, ich handle auf höheren Befehl und bitte Sie dringend um Ihre Waffe.“

„Die Pistole ist aber mein Eigentum.“

„Dann wollen Sie sie bitte entladen und mir die Munition überlassen!“

Kientz gehorchte knirschend, aber er war Soldat genug, um zu gehorchen.

Unser Kompanieführer, der Kientz sehr schätzte, nahm den Zornigen beiseite, zog ihn in den Unterstand, sprach auf ihn ein. Der Leutnant gab Kientz in allen Punkten vollkommen recht, warnte ihn aber vor Unbesonnenheiten. Das Ganze sei ja nur ein allgemeiner Befehl. Keiner der Elsässer werde davon einzeln betroffen. Dann zog Kientz ab, in der Ledertasche seines Koppels die geladene Pistole. Aus Trotz hatte er sich ganz auffällig zwei Stielhandgranaten eingehakt.

Ein Kerl, dieser Kientz, ein furchtloser Soldat. Er wird sein Recht nach oben hin zu vertreten wissen. Er wird in den Tod gehen, wenn es sein muß, aber

Ungerechtigkeit läßt er sich nicht gefallen. Wir hängen an Kientz. Wird er sein Recht erfechten?

Großes Donnerwetter beim Regiment. Kientz als Rangältester hatte die 300 Elsaß-Lothringer des Regiments in Kompaniekolonne aufgestellt. Gab die vorschriftsmäßigen Kommandos. Wie zu Friedenszeiten auf dem Kasernenhof klappte es. Über die Hälfte der Angetretenen hatte aktiv gedient. Dann kam, Zornesfalten auf dem Gesicht, der Oberst, gefolgt von seinem Adjutanten.

Sah sogleich Kientz in Waffen und wollte ihn darob anfauchen, als sein Adjutant ihm etwas ins Ohr flüsterte. Daraufhin wurde sein Gesicht freundlicher. Hörte sich die Meldung an, befahl: „Rührt — euch!"

„Leute!" Die Stimme des Vorgesetzten dröhnte weithin. „Leute, eine große Schweinerei — — unerhört — — in meinem Regiment so was zu passieren — — strengste Bestrafung — — Kriegsartikel — — (Kriegsartikel werden vorgelesen: — — seinen Posten vor dem Feind verläßt wird mit dem Tode —) — —!" Und weiter: „Warum sind diese beiden Elsässer übergelaufen, wer kennt den Grund?"

Meldet sich ein Unteroffizier: „Weil sie immer als Fremdkörper und lästige Anhängsel behandelt wurden, siehe Patrouille kurz vor dem Gasangriff." Im Gesicht des Regimentskommandeurs arbeitet es. Wird er auf den Sprecher losfahren? Doch jetzt meldet sich Kientz:

„Unter den Elsaß-Lothringern herrscht große Unzufriedenheit wegen des Urlaubs. Immer kommen sie zu kurz. Sind sie mal an der Reihe, so werden sie zu einem anderen Truppenteil versetzt, und wenn sie dort um Urlaub fragen, antwortet man ihnen: ‚Wie, ihr seid gerade hier und wollt schon wieder in Urlaub fahren? Nein, das geht nicht, zuerst kommt unser Kontingent dran, dann, nachdem die vorschriftsmäßige Zeit verstrichen ist, kommt ihr auch mal dran.‘ Und sind dann diese Leute wirklich an der Reihe, wird ihnen das Urlaubfahren noch erschwert durch allerlei Formalitäten. ‚Das Elsaß ist Kriegsgebiet,‘ heißt es, ‚und um dorthin zu gelangen, müßt ihr eine besondere Erlaubnis des Generalkommandos haben.‘ Also Soldaten, die aus der Front kommen, müssen noch eine besondere Erlaubnis erwirken, um in die Etappe zu gehen. Dann aber wird in der engeren Heimat herumgeforscht und die Gesinnung der Angehörigen ausgekundschaftet. Ich bitte Herrn Oberst, mal nachforschen zu wollen, wann diese Leute hier zuletzt beurlaubt waren.“

Der Oberst staunte, wurde ganz mild und freundlich, befragte die Leute, und siehe, es fanden sich unter ihnen aktive Leute, die 1914 mit ihrem Regiment in den Krieg zogen und seither nicht mehr zu Hause waren. Fast alle Angetretenen hatten seit Monaten ihren Heimaturlaub gut.

Kurzes Gespräch mit dem Adjutanten und dann: „Leute, euch ist bitteres Unrecht geschehen. Natürlich seid ihr keineswegs verantwortlich zu machen für

die Flucht der beiden Landsleute, ebensowenig wie ich die Preußen meines Regiments für das Überlaufen der beiden Rheinländer bestrafen kann. Aber ich erwarte von euch strengste Pflichterfüllung. Für alle Regimentsangehörigen wird nun der Urlaub gesperrt und ihr fahrt zuerst, soweit ihr an der Reihe seid. Geht in die Ruhequartiere und meldet euch morgen wieder bei euren Kompanien. Ich danke schön."

So endete die furchtbare Aufregung über die vier Mann, die nächtlicherweile die Waffen streckten, weil sie den Kopf verloren hatten.

Doch halt, es gab noch ein lustiges Nachspiel:

Am andern Tag war Stellungswechsel und unser Bataillon wurde abgelöst. Mußte sich geschlossen beim Divisionsstab einfinden, wo der General uns eine Standpauke hielt. Schließlich mußten sich die Kompanien zweihundert Meter zurückziehen und die Offiziere allein bekamen allerlei „Liebenswürdigkeiten" zu hören. Bis zu uns drang die helle Stimme des Kommandeurs, und wir vernahmen: „Jawohl, meine Herren, der Offizier muß den Mannschaften seinen Geist einimpfen!" Dann stampften wir wieder durch sumpfige Wiesen zu unseren Quartieren im Urwald.

Gerade kam unsere Kompanie am Blockhaus vorbei, darin man die Kantine untergebracht hatte, da zockelte ein Panjepferdchen daher vor einem Wagen mit leeren Flaschen, die zur Bahnstation gebracht werden mußten. Sieht Musketier Bauer, der Spaß-

macher der Kompanie, diesen Haufen Flaschen. Stellt sich die Genüsse vor, die in ihrer gläsernen Hülle gewohnt haben müssen, und schreit: „Kameraden, schaut mal links, da kommen sie, die Flaschen, aus denen der Geist gezapft wird, den man uns einimpfen will."

Gelächter. Offiziere lachen mit. Der gute Geist der Truppe, gefährdet durch einen unbedachten Befehl von „ganz oben", ist gerettet durch einen Muskotenwitz.

Man hätte Bauer sofort zum Gefreiten ernennen sollen!

In der Heimat sind sie müde

Hinter uns in Luftlinie, zweitausend Meter vom Schloßberg entfernt, steht die Ringkanone und reckt ein gewaltiges Maul bis zu den Baumkronen hinauf. Ihr Lafettenschwanz ruht auf einem Fahrgestell, das sich über eine mit Zahlen und Strichen bedeckte Skala bewegt. Wir Infanteristen haben dieses Geschütz den „Langen Emil" getauft, und wenn wir an seiner Stellung vorbeikommen, versäumen wir nie, einen neugierigen Blick auf diese gutgeschmierten Stahlteile zu werfen. Bewundern auch das unendlich lange Rohr, das im Winkel 45 gegen den Himmel droht und fast zierlich erscheint. Täglich schickt der „Lange Emil" seine Geschosse nach Dünaburg hinein, ja er richtet hinter der Stadt, in russischen Bahnhöfen und Truppenlagern, erhebliche Zerstörungen an. Seine

Geschosse schleudert er 25 Kilometer weit, und wenn die 30,5-Zentimeter-Kanone der Russen mal aufmuckt, brüllt der „Lange Emil" ihr entgegen. Ungeheuer dröhnen seine Abschüsse. Man hört die Granaten über Wälder und Fluß rasen. Ganz dünn, schwach und weit kommen eine Minute später die Einschläge zu uns. Der „Lange Emil" ist unser Freund.

Hat der Russe uns wieder geärgert, uns Verluste zugefügt und irgendein Grabenstück eingeschossen, so beschießt der „Lange Emil" aus Rache irgendeinen wunden Punkt der feindlichen Etappe. Einmal hat solch eine Granate unseres Langrohrgeschützes ein Offiziersbordell in Dünaburg getroffen und furchtbar aufgeräumt. Wir haben es später durch Gefangene erfahren. Mit täglich zehn Granaten beherrscht die weitreichende Kanone den ganzen russischen Frontabschnitt. Himmel, Erde und Menschen zittern, wenn ihre Stimme dröhnt. Da schweigt plötzlich die mächtige Ringkanone. Tagelang schweigt sie, denn in der Heimat ist Streik der Munitionsarbeiter.

In der Heimat ist Streik!

In der Heimat wollen sie keine Granaten mehr schaffen!

In der Heimat sind sie müde!

Müde!

Und wir sollen durchhalten, ohne Munition!

Und die Feinde schaffen rastlos Granaten!

Bald werden sie uns erdrücken, und wir werden uns nicht wehren können!

Die Heimat will uns im Stich lassen! Will sie das? O Heimat!

Es müsse mit jeder Patrone gespart werden, wird uns gesagt. Vom Streik der Munitionsarbeiter erwähnt man nichts. Wir können uns überhaupt nicht vorstellen, wie es in der Heimat ist. Nur von Urlaubern hören und erfahren wir so allerlei. Lauter unangenehme Nachrichten erzählen die Wiederkehrenden. Und jetzt noch solche Munitionssperre. Und wir haben uns stets für dich eingesetzt, o Heimat!

Alle vorhandene Munition wird an die Westfront geschafft, wo die Schlacht an der Somme tobt. Für die ruhige Ostfront bleibt nichts übrig. Die Feldartillerie hat noch ihren eisernen Bestand, weiter nichts. Nur im Falle eines Angriffs darf er verschossen werden. Wenn jetzt die Russen kommen, sind wir verloren.

Nachts dürfen die Posten nicht mehr schießen. Nur auf sichere Ziele darf geknallt werden. Unheimlich werden die Nächte in den Werken um Illuxt. Das beruhigende Knallen fehlt. Desto heftiger schießen die Russen. Sie haben anscheinend Lunte gerochen. Fühlen auch wiederholt mit starken Patrouillen vor. Unsere Artillerie muß schweigen.

Mit Autos und Lastwagen kommen sie bis zum Friedhof von Illuxt. Wir hören das Rattern der Fahrzeuge und wissen, daß sie fieberhaft Truppen und Munition herbeischaffen. Können sie nicht belästigen, weil unsere Geschütze keine Munition haben.

Keine Munition da!

Nacht für Nacht stehen die russischen Schanzkompanien an der Straße nach Illuxt. Wir hören das Arbeiten, das Hacken und Schaufeln und Graben. Und können es nicht hindern.

Keine Munition da!

Am hellen Tag fahren die Russen mit langen Personenzügen von Dünaburg nach Riga. Wenn die Sonne im Westen steht, spiegelt sich ihr Licht in den Abteilfenstern. Gut sichtbar, unbehelligt, rollen die Züge hin und her, unter den drohenden Mündungen unserer Geschütze. Es darf nicht geschossen werden. Die feindlichen Züge dürfen fahren, zu unserem Verderben.

Keine Munition da!

Die feindliche Kampftätigkeit wächst von Tag zu Tag. Jeden Abend prasseln die Feuerüberfälle in unsere Werke, reißen Faschinenwände auseinander, zertrümmern Unterstände, ebnen die Gräben ein. Besonders im Abschnitt Hannover geht es wild zu. Jedesmal beim Morgengrauen werden die Toten und Verwundeten fortgeschafft. Es gibt in diesem sonst so ruhigen Abschnitt allnächtlich 20 Mann Verluste. Zwanzig Mann müssen täglich bluten, leiden und sterben, weil wir uns nicht wehren können.

Keine Munition da! Deine Söhne bluten und sterben, weil du uns nicht mehr helfen willst, o Heimat.

Wir sind nur Soldaten und verstehen nichts von Politik. Können es aber nicht glauben, daß uns die Heimat so im Stich lassen will. Mit Munitionsstreik den Krieg beenden wollen?! Unsere Leute

sind der Meinung, man sollte doch die Streikenden einfach durch echte Frontsoldaten ablösen lassen. Einem Manne, der viel mitgemacht hat, fällt es nicht ein, seine Kameraden draußen im Stich zu lassen, wenn er ja selbst sicher und weit vom Schuß sitzt.

Täglich gewinnen die Russen mehr und mehr die Überhand. Wir sind moralisch so gut wie besiegt. Unsere Leute sind schon ganz niedergeschlagen, da wird endlich die Munitionssperre aufgehoben. Der „Lange Emil" darf wieder schießen. Das nächtliche Schanzen der Russen wird endlich gestört. Es war höchste Zeit, denn ein großangelegter Angriffsplan sollte uns das Nordwerk entreißen. Auf jeden Schuß bekommen die Russen nun Antwort. Das Gleichgewicht kehrt wieder ein, auf der ganzen Linie. Wie mag sich diese lange Munitionssperre auf anderen Frontabschnitten ausgewirkt haben?

Kosaken reiten an

General Brussilow hatte losgeschlagen. Seine Kosaken ritten schon hundert Kilometer hinter den österreichischen Linien. Die Ostfront begann zu wanken. In aller Eile warf man frische deutsche Truppen in die Bresche am Fuße der Karpathen. Auch unser Regiment mußte zwei Kompanien hergeben zur Teilnahme an diesem Bewegungskrieg. Wir, die Kriegsfreiwilligen von der Westfront, waren dabei. Kientz führte unseren Zug.

Nach tagelanger Fahrt durch bald öde, bald reizvolle, bald wilde Landschaften waren wir in der Front. Unser damaliger Krieg bestand in der Hauptsache aus Märschen und nochmals Märschen. Vom Feind, der vor den deutschen Regimentern immer wieder auswich, bekamen wir wenig zu sehen. Andere Regimenter dagegen erlitten schwere Verluste. Unsere beiden Kompanien waren einem Jägerbataillon zugeteilt. Und so erlebten wir einige Minuten der Überraschung.

Das Bataillon marschiert als Flankendeckung der vordringenden Division. Lagert in einem Wald. Stellt Sicherungen aus. Kientz wird mit zehn Mann als Seitenpatrouille vor den Waldrand geschickt. Der Karte nach soll sich dort ein größeres Gehöft befinden. Ob das Gehöft vom Feind besetzt ist oder nicht, müssen wir feststellen. Aber mit Vorsicht, bitte! Größere Kosakenverbände sind in der Gegend gesehen worden. Sich ja nicht von Kosaken gefangennehmen lassen! Gefangenschaft bei den Kosaken bedeutet sicheren Tod! Also los!

Wir lassen unsere Tornister zurück, pirschen uns vor den Wald. Überschauen die unendliche, vor uns liegende Gegend. Alles fettes Weideland. Kein Mensch weit und breit. Dort, auf einer kleinen Anhöhe, steht auch das Gehöft mit festgebautem Herrenhaus und mehreren Stallungen aus dicken Baumstämmen. Also los, ausgeschwärmt. Es sind etwa 2000 Meter bis zum Gehöft.

Wir gehen in breiter Schützenlinie vor. Ein ver-

stecktes Maschinengewehr soll wenig Angriffsfläche finden. Nur weit auseinander. Es ist später Nachmittag. Hin und wieder bleiben wir stehen. Kientz setzt sein Glas an und untersucht das Gelände. Nichts regt sich. Weiter!

Gelangen endlich auf die Höhe. Das Gehöft ist leer. Nicht mal ein Huhn ist da, gar nichts. Wer weiß, wie viele Truppen hier schon plündernd durchgegangen sind. Wir dringen in die Zimmer. Betten sind aufgeschnitten. Die Federn fliegen umher, aufgestöbert vom Luftzug unserer Tritte. Türen sind geborsten. Schränke erbrochen. Leinenfetzen liegen beschmutzt umher. Nichts Eßbares finden wir in der wüst geplünderten Küche des Hauses. Begeben uns in das gute Zimmer, wo die Familie des Großbauern früher ihre Mahlzeiten eingenommen haben mag, wo sie auch abends erzählend und spinnend beisammensaßen. Finden auch noch den Tisch, mit weißem Leinen gedeckt, mit Leinen aus einem aufgebrochenen Schrank. Bestecke liegen neben den Tellern und Weingläser stehen gefüllt dabei. In den weißen Tellern aus Porzellan aber liegt je ein Haufen Menschenkot und was in den Gläsern so gelb und trüb wie neuer Wein schimmert, ist menschlicher Urin. Das haben die Plünderer ihren Nachfolgern überlassen.

Ein derber Spaß, aber ein Spaß. Es ist ja Krieg.

Wir gehen hinüber zu den Scheunen, durchstöbern die hohen Stroh- und Heuhaufen nach versteckten Habseligkeiten und Eiernestern. Nichts. Zwei Mann hat Kientz am Tor des Gehöfts als

Wache zurückgelassen. Nun kommen die Leute angelaufen, atemlos, bleich, zitternd vor Aufregung:

„Kosaken! Kosaken!"

Zeigen nach Westen. Kientz läuft an ein Scheunenfensterchen. Richtig, aus dem Wald, aus der Richtung unseres Bataillons reiten Kosaken an. Die Kerle müssen doch soeben hart an unseren Postierungen unbemerkt vorbeigeritten sein.

Zuerst kommt ein Vortrupp, bestehend aus einem Führer und etwa 15 Mann. Sie reiten in breiter Schützenlinie in die Ebene hinaus, halten etwa 1000 Meter vor unserem Gehöft, sitzen ab. Gleich dahinter kommen die anderen Reiter, etwa 100 Mann Kosaken, alles flotte stramme Burschen. Sie haben den Karabiner quer über den Hals der Gäule liegen, schußbereit. Sitzen ab. Die Pferde beginnen sofort zu weiden.

„Eine nette Bescherung," sagt Kientz. „Alles in die volle Deckung unter den Strohhaufen. Jeder Schütze zupfe sich den Lehm und das Moos zwischen den Wandbalken heraus, nur so viel, um die Gewehrmündung hindurchstecken zu können. Machen wir uns auf eine Belagerung gefaßt. Munition bereitlegen."

Nach wenigen Sekunden sitzen wir tief im Stroh. Hier wird uns kein Mensch vermuten. Decken uns gegenseitig zu. Als letzter kriecht Kientz unter das Stroh, befiehlt aber, nicht zu schießen. Auf keinen Fall dürfen wir uns mit dieser Übermacht in einen Kampf einlassen. Ewig werden sie ja nicht dort

bleiben. Wir dürfen nicht mutwillig werden, denn es gilt, die Nähe des Bataillons nicht zu verraten.

Ruhig weiden die Kosakenpferde neben eingepflanzten Lanzen. Die Reiter liegen teilweise sorglos im Gras, wähnen die deutschen Formationen recht weit. Ahnen nicht, daß zehn Gewehrmündungen auf sie gerichtet sind, daß die Visiere vorschriftsmäßig auf 750 stehen und in jeder Kammer fünf Patronen stecken, sie wissen nicht, daß jeder Schütze 150 Patronen griffbereit neben sich liegen hat und nur auf den Befehl „Feuer!" wartet. Die Lanzenfähnchen flattern lustig im Abendwind.

Da kommt Bewegung in die Kosaken. Aus dem Wald preschen zwei Reiter, lenken ihre Gäule zu der Gruppe der Führer. Es wird heftig gesprochen und diskutiert. Kientz liegt mit dem Glas vor den Augen unter dem Strohhaufen. Ich raune ihm zu:

„Du, höre mal, wie wäre es mit dem Abschießen der Offiziere?"

Nein, er sei nicht dafür, denn das wäre unser Verderb, weil die Kosaken dann bestimmt von vier Seiten auf uns anreiten würden. Nach einer Seite zu könnten wir uns schon wehren, aber nicht nach vier Seiten gleichzeitig. Außerdem sei noch gar nicht bekannt, ob sich im Gehölz nicht noch weitere Russen aufhielten.

Während wir so sprechen, haben sich die Kosaken besonnen. Etwa 20 Mann steigen in den Sattel. Reiten in breiter Linie gegen uns vor.

„Nicht schießen," sagt Kientz. „Wir sind noch

nicht entdeckt. In diesem Falle blieben die anderen Kosaken nicht so ruhig und sorglos im Grase liegen. Sie ahnen nichts von uns. Nur ruhig Blut und nicht geschossen. Wenn ein einziger Schuß fällt, kommen wir nicht mehr lebendig hier heraus."

Inzwischen sind die Kosaken angekommen. Reiten keine zwei Meter vor unseren Gewehrmündungen vorbei. Natürlich haben wir unsere Gewehre zurückgezogen bis in die Dämmerung der Scheune, bleiben aber im Anschlag.

Die Kosaken reiten zuerst um das ganze Gehöft, dringen dann ein. Minuten werden zur Ewigkeit. Wir hören sie lachen und schreien. Vermutlich haben sie die „Mahlzeit" im guten Zimmer entdeckt und machen ihre Glossen darüber. Fragen sich, wer wohl zu solch herrlichem Spaß noch Zeit fand in diesen Tagen des Bewegungskrieges, ob Deutsche, Österreicher oder Russen. Lachen ihr breitestes Ha—ha—ha. Im Hof scharren die Pferde.

Wir atmen kaum. Jede Bewegung verursacht Knistern im Stroh. Die Hitze wird unerträglich. Ein Strohhalm kitzelt meine Nase. Ich möchte niesen und mir die Nase putzen. Nehme mich zusammen, drücke meine Faust vor den Mund. Stroh knistert unter meiner Bewegung. Kientz versetzt mir einen Tritt: „Deine Fresse!"

Ungeheuer wachsen die Geräusche um uns. Unser eigenes Atmen erscheint uns wie das Brausen eines Windes. Jeder Nerv fiebert.

Jetzt werden wir entdeckt!

Jetzt kommt unser Ende!

Wir wollen uns aber tüchtig wehren und kämpfen!

Wie hat man uns gesagt? Kosaken morden ihre Gefangenen. Nein, wir wollen uns nicht ermorden lassen.

Strohrascheln hinter uns und Stimmen. Mit Lanzen stochern sie in den Strohhaufen, suchen sicher keinen Menschen, sondern verborgene Lebensmittel. Sie stochern aber zum Glück nicht gegen die Wand hin, wo wir liegen, sonst würden sie vielleicht einen von uns zufällig treffen. Dann wäre alles aus! Jetzt ziehen sie sich zurück, lachend und sprechend. Sind sorglos und ohne Argwohn. Gerettet!

Gerettet?

Ein brenzlicher Geruch durchdringt die Scheune. Dichte Qualmwolken ziehen dahin. Die Kosaken haben das Gehöft in Brand gesteckt. Reiten jetzt lachend und scherzend davon. Hinter uns knistern die Strohbündel. Wir husten und halten die Gesichter ganz nahe an die Schießöffnungen zwischen den Balken. Ringen nach Luft. Ringsum kracht es in allen Gebäuden. Die Kosaken haben ganze Arbeit gemacht, wollen den nachdringenden Deutschen keine Unterkunftsmöglichkeiten lassen.

Wir müssen hier heraus. Wir müssen die Kosaken verscheuchen, sonst verbrennen wir bei lebendigem Leib. Noch können wir nach der Seite zu aus der Scheune kommen, aber in zehn Minuten wird es zu spät sein. Zehn Minuten dürfen die Kosaken nicht mehr im Gelände verweilen, sonst können wir unseren

Schlupfwinkel nicht verlassen. Es bleibt uns also nur die Wahl zwischen einem offenen Kampf und dem Verbrennungstod. Ist das auch schon eine Sache, so einfach in einer Scheune zu verbrennen, wenn man neben sich einen Haufen Munition liegen hat und in der Hand ein Gewehr?! Ist das schon ein Soldatentod? Nein, wir wollen kämpfen, zum Donnerwetter — kämpfen!

Die Kosaken sind jetzt fast bei ihren Kameraden angelangt. Gesichter starren auf das brennende Gehöft. Wir sehen die runden hellen Flächen unter den dunklen Fellmützen. Die Sonne will gerade untergehen. Da gibt Kientz endlich den Feuerbefehl.

Fast eine Salve ist es. Zwischen dem ersten und zweiten Schuß hören wir die Stimme unseres Führers:

„Drei Mann getroffen! Ruhig zielen!"

Er hat das Glas vor den Augen und späht hinaus.

Beim Daherpfeifen der ersten Schüsse sind die Kosaken aufgesprungen, haben die Zügel ihrer Pferde ergriffen. Einige legen sich hin und feuern auf die Waldecke. Sie haben also nicht einmal gemerkt, woher die Schüsse kamen. Offiziere brüllen Kommandos. Reiter sitzen auf. Preschen los. Im Vorbeireiten ziehen sie ihre Lanzen aus der Erde. Reiten und flüchten nach Osten davon. Unsere Gewehrgeschosse singen ihnen nach.

Mehrere Pferde liegen tot am Boden. Einige Gäule jagen mit fliegender Mähne und hängendem Geschirr auf das Gehöft zu. Verwundete Kosaken

humpeln zur Waldecke. Einer steht mit erhobenen Händen, flehend, den unsichtbaren Gegner um Pardon anbettelnd. Tote liegen im Gras neben Lanzen und Ausrüstungsgegenständen.

„Stopfen!" schreit Kientz.

Unser Feuer bricht ab. In Eile verlassen wir die Scheune und das brennende Gehöft. Laufen ausgeschwärmt, Finger am Abzug, auf den Lagerplatz der Kosaken zu. Verwundete schreien kläglich bei unserem Anblick. Einer schlägt ohne Unterbrechung das griechische Kreuzzeichen und küßt innig ein goldenes Kreuz, das an einer dünnen Kette um seinen Hals hängt. Der um Pardon Flehende steht immer noch, Todesangst im Gesicht. Er hat einen Beinschuß. Wir nehmen ihn mit. Werfen den anderen Verwundeten unsere Verbandpäckchen zu, versprechen ihnen durch Zeichensprache Labung und Hilfe. Sie bedanken sich, daß wir ihnen das Leben lassen, winken uns Kußhände zu. Einer erkennt Kientz als unseren Führer, umklammert seine Gamaschen und küßt inbrünstig seine verstaubten Stiefel.

Auch der verwundeten Gäule erbarmen wir uns. Solch ein armer Schelm von Kosakengaul sitzt wie ein Hund auf den Hinterbeinen, oder wie ein Zirkuspferd. Ein Geschoß hat ihm das Rückenmark verletzt. Die Beine sind gelähmt. Geduldig wartet das Pferd, schaut uns traurig aus großen Augen an. Kientz setzt ihm die Pistole ins Ohr. Aus!

Ein anderes Pferd hat einen Bauchschuß erlitten, liegt auf den Flanken und strampelt mit den

Beinen. Aus der geplatzten Bauchdecke aber hängen die Eingeweide, haben sich um die Hufe verwickelt. Wieder ein Schuß, und das Pferd ist von seinen Qualen erlöst. Die anderen Pferde haben nur leichtere, heilbare Fleischwunden. Wir lassen sie laufen.

Zehn Minuten später sind wir wieder im dämmrigen Wald. Müssen zuerst suchen und rufen, bis uns das „Halt! Wer da!" unserer Vorposten entgegentönt. Man hat uns schon für verloren gehalten.

Pirschen uns noch im Laufe der Nacht hinaus, die verwundeten Kosaken zu holen. Finden keinen Menschen mehr. Nur noch Lanzen und einige Ausrüstungsgegenstände liegen umher. Die verletzten Kosaken haben vermutlich ihre leichtverwundeten Pferde eingefangen, bestiegen und sind so der Gefangenschaft entronnen. Nun, für den Ruf der deutschen Soldaten ist das gar nicht übel, denn sie werden bei ihrem Truppenteil erzählen können, daß nur elf Deutsche die ganze Schwadron in Flucht und Schrecken gejagt haben, ja, daß die Deutschen sich zuvorkommend und ritterlich gegen die Verwundeten und soldatisch gegen die Pferde benommen haben.

Oben auf der Höhe ist das Gehöft fast niedergebrannt. Solche trockene Holzbauten können ja dem Feuer keinen Widerstand bieten. Jeden Augenblick kracht irgendein Teil zusammen. Dann gibt es immer ein großes Funkengestöber. Drüben am südlichen Horizont lodert gleichfalls ein gewaltiger Brand.

Langsam steigt der Vollmond.
Unsere Stahlhelme glänzen speckig.
In einem Tümpel quaken Frösche.
Kanonendonner in der Ferne.
Irgendwo heult ein Hund.

Läuse, Urlaub, Hunger und Trostlosigkeit

Es will schon Herbst werden, als wir, braungebrannt, wetterhart, kriegserprobt, aber mit völlig zerlumpten Uniformen wieder bei unserem Truppenteil in Illuxt eintreffen. Dort hat sich inzwischen wenig ereignet, abgesehen von einigen Beschießungen durch das schwere Geschütz von Dünaburg. Läuse haben wir mitgebracht, echte, schöne, dicke, fette galizische Biester mit einer grauen Zeichnung auf dem breiten, feisten Rücken. Es ist nun fast ein Vergnügen, solche Prachtexemplare zu knipsen. Was sind dagegen schon die mageren, unscheinbaren russisch-polnischen Tierchen! Nicht sehen lassen können die sich!

Nicht alle unsere Kameraden sind wieder zum Regiment zurückgekehrt. Manchen deckt nun der galizische Rasen. Andere wurden von heimtückischen Krankheiten angefallen. Viele leiden an Sumpffieber und sonstigen bösen Sachen. Aber für uns schlägt nun die Zeit des Urlaubs.

Kendzierski und Koll sind nach Ponjewitsch abkommandiert worden als Einkäufer für das Regi-

ment. Die Verpflegung hat sich nämlich im Laufe des Sommers stark verschlechtert. Den Leuten steht der ewige „Drahtverhau“ (so nennen wir das furchtbare Dörrgemüse) schon langsam zum Halse heraus. Einer hat die hübschen Verse gedichtet:

> Hast viel Kohldampf du geschoben,
> ist sich Kessel voll bis oben,
> machst gleich kehrt du an Küche;
> bist schon satt du vom Gerüche.
> Dribberschrift: Dem Dörrgemüse!

Diese Eintönigkeit im Küchenzettel soll nun vorteilhaft durch allerlei Fettigkeiten aus der guten Etappe unterbrochen werden. Natürlich gehen die Fettkommandos auf eigene Gefahr los. Werden sie geschnappt, so kann das Regiment sie nicht decken. Sich nicht erwischen lassen, heißt die Parole, und unter Umständen ist ja solch ein Feldgendarm auch kein Unmensch und verschmäht keineswegs eine Pulle Kümmel oder Danziger Goldwasser.

Wöchentlich einmal lassen sich die Leute vom Fettkommando wieder sehen und liefern ihre Einkäufe ab. Auf diese Art und Weise können die Urlauber manches Pfund Speck, manches Kistchen Eier mit nach Hause nehmen. Die Fressalien werden teils bei den Kompanien, teils in der Kantine verkauft.

Endlich ist der Urlaubstag gekommen. Wir stampfen durch den herbstlichen Wald zur Bahnstation. Der Urlauberzug steht auf dem Gleis, unter

Dampf. Wir nehmen Platz, das heißt, wir versuchen Platz zu nehmen. Es ist unmöglich. Zuerst wird das Gepäck verstaut. Unglaublich, was so alles mitgenommen wird, vom lebenden Ferkel und Huhn bis zur Knoblauchwurst. Alles, was nur irgend eßbar ist und somit den Leuten daheim Freude bereiten kann, wird herangeschleppt. In unserm Abteil sitzen zwei Landstürmer, vier Mann unseres Bataillons, zwei Kanoniere vom „Langen Emil", ein drei Monate altes Schweinchen, zwei lebende Hühner und ein Hahn, ferner Schinken, Speck, Eier und Fleisch.

Hinter Ponjewitsch wird es Nacht. Wir ziehen unsre Stiefel aus. Legen uns die Beine gegenseitig auf den Schoß. Ein paar Mann haben Schweißfüße. Das Abteilfenster darf nicht aufgemacht werden, weil sonst das Geflügel wegfliegen könnte. Sein Besitzer, einer der Landsturmleute, hat es über Nacht aus der kleinen Kiste herausgelassen und auf die Stangen des Gepäcknetzes gestellt. Der Hahn will zuerst nicht so recht, setzt sich aber dann doch neben die Hühner auf die schwankende Stange.

Es wird feste gequalmt im Abteil, Marke „Handgranate" (Anzünden und wegwerfen). Ich überzähle: Das Abteil enthält höchstens 30 Kubikmeter Luft, und in diesem Raum befinden sich acht Menschen, vier Tiere, einige Schinken, Würste, Speckpakete, Schweißfüße und qualmende Zigarren.

Zwölf Stunden lang fahren wir bei verschlossenen Fenstern. Schlafen ein aus Übermüdung und

Sauerstoffmangel. Bis oben, im Gepäcknetz, der Hahn uns durch sein Krähen weckt. Reiben die angelaufenen Fenster mit dem Ärmel blank und sehen freundliche Dörfer in nebeligem Morgengrauen. Es muß schon Deutschland sein.

Zehn Minuten später bremst unser Urlauberzug an den Bahnsteigen einer Stadt, und helle Stimmen schreien „Königsberg", melden Umsteigemöglichkeiten, und da erblicken wir zum erstenmal Frauen in eckigen Schaffneruniformen. Frauen in Hosen, Donnerwetter ja! Seht doch, Kameraden!

Die Fahrt bis Berlin ist für uns ein herrliches, beruhigendes Erlebnis. Im Bahnhof Friedrichstraße ist der erste Abschnitt der Urlaubsfahrt beendet. Wir steigen aus. Die Verbindungen zum Rheinland gehen erst in einigen Stunden. Begeben uns in die Wartesäle für Soldaten. Es streichen dort allerlei lichtscheue Elemente um uns herum, bieten uns viel Geld für Lebensmittel. Eine Mark wird für ein Ei geboten. Für ein Pfund Speck gibt man gut und gern zwanzig Mark. Geld scheint überhaupt keine Rolle zu spielen.

Freiwillige Pflegerinnen vom Roten Kreuz reichen uns dünnen, faden Tee aus Brombeerblättern, ohne Zucker. Eine junge, blonde Frau, bildschön in der kleidsamen Schwesterntracht, setzt sich zu mir. Ihr Mann, erzählt sie, ist als Offizier gefallen. Zeigt sein Bild. Nun hilft sie hier mit, nur um zu vergessen, um nicht denken zu müssen. Erzählt mir auf Umwegen von der großen Hungersnot in

Berlin, vom Anstehen um einige Kartoffeln oder Steckrüben. Spricht lächelnd, aber mit Tränen in den Augen von ihrer eignen Wochenration. Ich will meinen Tornister öffnen und ihr eine polnische Wurst von 400 Gramm überreichen, doch sie wehrt ab. „Nein, nicht hier, nicht hier. Sie können sich sonst nicht der Hungrigen erwehren, wenn man merkt, daß Sie etwas im Tornister haben, etwas Eßbares."

Am Abend nehme ich mir eine Droschke und lasse mich zum Bahnhof am Zoo fahren, durch schwach beleuchtete Straßen. Der Kutscher will kein Geld, möchte nur ein Stück Brot haben, ein Stück Kommisbrot. „Was tue ich mit Geld? Ich kann doch Geld nicht essen!"

Ich reiche ihm einen ordentlichen Brocken von meinem harten Kommißbrot. Der alte Mann kann nicht mehr danken, so hat ihm die Freude den Hals zugeschnürt. Wie ein Kleinod birgt er das Brot in der Tasche seines Kutschermantels.

So groß war der Hunger im blockierten Deutschland! So groß war der Hunger in Berlin!

So war der Krieg gegen Frauen und Greise!

So war der Krieg!

So war der Krieg!

Gespenster in der Heimat. Sie lassen mich nicht mehr los, die Gespenster des Grauens über das bittere Erleben weitab vom Kriegsschauplatz.

Ich sehe die schmalen, blassen Kinder hungrig in die Schule gehen, noch hungriger aus der Schule kommen. Man hat überall Schlafstunden eingerichtet. Die armen kleinen Kerlchen müssen ihre Köpfchen auf das Pult legen und schlafen, um den Hunger zu vergessen. Nach der Schule stellen sich die Kinder an nach Kartoffeln, nach Kohlen, nach Mehl, nach Fleisch. Es wird nicht mehr gespielt. Blasse, hungrige Kinder spielen nicht. Sie haben Bitternis in den fragenden Augen und den Tod, den Hungertod in den müden Körperchen. Was soll aus den Kindern werden, wenn der Krieg noch lange dauert? Jeder Urlauber wird von Kindern angebettelt: „Soldat, hast du nicht ein Stückchen Brot übrig? Schenk mir doch eine Kartoffel, ja!" Der Soldat schenkt, wenn er hat.

Frauen, verhärmte, ausgemergelte Frauen überall, in allen Berufen. Sie fahren Straßenbahnen, die in ausgeleierten Schienen kreischen wie schwere Granaten auf dem absteigenden Ast. Frauen sind Schaffnerinnen, Frauen bringen die Briefe, die vielen, vielen Feldpostbriefe, und auch jene nüchternen, auf den Kompanieschreibstuben kalligraphierten Briefe: „. . . . auf dem Felde der Ehre . . ." Darunter hat der Kompanieführer seinen Namen gesetzt. Manchmal, in Zeiten der großen Schlachten, hat jeder Kompanieführer recht oft seinen Namen unter solche Briefe zu setzen. Es kommt dann auch schon vor, daß es kein Offizier mehr ist, der die Kompanie führt, sondern ein Vizefeldwebel oder gar ein Unter-

offizier, wenn die Kompanie nur noch aus einigen Leuten besteht. Dann haben die weiblichen Postboten immer viel Arbeit, und ihre Briefe werden mit Angst und Zittern in Empfang genommen.

Unendliche Menschenschlangen stehen vor den Lebensmittelausgabestellen. Um 8 Uhr wird geöffnet. Um 4 Uhr schon stehen hundert Menschen und mehr noch da, denn es soll — so wird wenigstens behauptet — es soll heute ein Ei je Kopf und 50 Gramm Fett geben. Man bedenke, ein Ei, ein richtiges, unter Umständen sogar noch ein frisches Ei!

Ich sehe Frauen und Kinder über Land fahren, zu ganz entfernten Verwandten, nur um ein Liter Milch zu erhaschen. Und abends, wenn die Hamsterzüge einlaufen, stehen die Gendarmen auf den Bahnsteigen und untersuchen die Rucksäcke, denn das Hamstern ist verboten. Hamstern verstößt gegen die Kriegsgesetze. Durch das Hamstern einzelner müssen breite Volksschichten, die nicht hamstern gehen und gehen können, noch mehr hungern, noch mehr darben. Es haben alle zu hungern! Keiner soll sich auf Kosten der Mitbürger sattessen dürfen!

Sattessen ist eine Schande. Sattsein ist ein Verbrechen am Vaterland. Wenn du satt bist, hast du es nicht auf gesetzlichem Wege erreicht.

Hunde und Katzen nehmen rasch ab. Man kann keine unnützen Fresser gebrauchen, und zudem ist es ja Fleisch wie jedes andere Fleisch.

Kinder, arme, halbverhungerte Kinder treffen sich täglich vor den Toren der Kaserne meiner Heimat-

stadt. Sie betteln um die Überbleibsel in den Eßnäpfen der Soldaten. Sind zu jeder Handreichung bereit, spülen die Geschirre aus, nur um vorher noch einen Löffel voll Suppe auszulecken.

Und in allen Zeitungen steht es fingerdick gedruckt:

„In England will man die Zuckerkarte einführen.“

Am Biertisch, bei vierpronzentigem Dünnbier jubeln die Spießbürger und hauen auf den Tisch des Hauses: „Haben Sie gelesen, die Engländer kriegen wir schon klein, wie wir sie haben wollen. Schon haben sie die Zuckerkarte!“

Die Totengräber sind vielbeschäftigte Leute. Zwanzig Beerdigungen an einem Tag, in einer Stadt von 60000 Einwohnern sind keine Seltenheit. Alles Kinder und Greise. Alle verhungert, buchstäblich verhungert. Alarm, Deutschland verhungert! Das größte Verbrechen an der Kultur, man läßt Frauen, Kinder und Greise verhungern!

In der Ferne brüllen die Geschütze um Verdun. Im Norden kreuzen die feindlichen Panzerflotten, im Süden hängen die Italiener an den Bergflanken, im Osten die waffenstarrenden russischen Millionen. Ringsum nur Tod, Waffen und Verderben, und hier, das große, belagerte Land mit mehr als 60 Millionen hungernder Menschen.

Alle Männer stehen am Rand des Lagers und wehren sich verzweifelt gegen eine gewaltige Übermacht. Und derweil sterben ihnen daheim die Kinder an Unterernährung, verkommen die Frauen in Fabriken und Werkstätten vor Hunger und Elend.

In allen kaufmännischen Betrieben sitzen junge Herrchen von 17 und 18 Jahren als Bevollmächtigte, verdienen ein Heidengeld und benehmen sich arrogant. Die ganze Welt steht Kopf. Es ist nicht mehr schön. Hunger, Hunger, Hunger!

Geschäftsauslagen gibt es so gut wie gar nicht mehr, wenigstens nicht in Lebensmittelläden. Die Metzgereien, die Bäckereien, die Buttergeschäfte stehen fast immer leer. Desto besser geht der Handel mit Postkarten, mit kitschigen, dummen Darstellungen des sogenannten Schützengrabenlebens. Danach verbringt ein Frontsoldat seine Zeit zwischen Liebesbriefschreiben, Vertilgen von zahlreichen Liebesgaben und dem Reißen von ulkigen Späßen und Witzen über die Feinde. Wir Feldgrauen können uns gegen diesen geschäftstüchtigen Kitsch nicht wehren. Uns ist das Fronterleben zu groß und zu gewaltig. Es kann nicht würdig genug dargestellt werden.

Andere Geschäfte bieten Ersatzstoffe aller Art. Großer Menschenauflauf vor einer Konditorei. Dort werden täglich um 12 Uhr einige Torten verkauft, stückweise. Dazu gibt es Kaffee mit Sacharin. Die „Kaffeebohnen" sind auf einer echten deutschen Eiche gewachsen. Die Torten aber bestehen nur aus Schaum. Man bekommt für eine Mark einen ganzen Teller voll Zeug, und wenn man hineinbeißen will, ist nichts mehr da, finden die Zähne keine Betätigung. Es ist wie das Verspeisen von Seifenschaum. Nach Seifenschaum schmeckt das Zeug auch und hinterläßt im Gaumen einen bitteren Geschmack,

im Magen aber ein wüstes Brennen. Und freudig fällt man immer wieder darauf herein, weil es doch zu schön erscheint, vor einem hochgefüllten Teller zu sitzen.

Es wäre noch viel zu melden vom Grauen des Hungers, vom Elend in der Heimat. Sie haben alle gräßlich gelitten, schrecklich gehungert, aber mit allen Fasern ihres Herzens ein Ende der Hungersnot herbeigesehnt, und wenn sie bei jeder Siegesmeldung die Häuser beflaggten, so geschah es in der leisen Genugtuung, daß jetzt schon wieder ein Schritt zum Frieden getan worden sei. Ihr Aushalten war groß und heldenhaft.

Siebenhunderttausend Greise und Kinder fielen auf dem weiten und breiten Schlachtfeld des Hungers.

So war der Krieg!

Das Mädchen und der Eisengroschen

Während ich dieses Kapitel niederschreibe, liegt vor mir ein rostiges Stück Geld, ein Kriegsgroschen, ein Stück wehmütiger Erinnerung an die furchtbare Notzeit, die ich als Urlauber in jenem Rübenwinter kennenlernte.

Als ich mich, wie es sich gehörte und wie es Vorschrift war, daheim bei der Polizeibehörde meldete, hieß es:

„Für Urlauber gibt es auf dem Rathaus besondere Kartoffelscheine."

Ich besorgte mir den Schein. Einen Schein über 30 Pfund Kartoffeln. Man bedenke, dreißig Pfund Kartoffeln mitten im fürchterlichsten Rübenwinter! Dreißig Pfund — — —!

„Du mußt schon ganz früh gehen, ehe man dich mit dem prallen Kartoffelsack sieht," hatte man mir geraten. „Man bettelt dir sonst die ganze Beute wieder ab. Die Leute kennen keine Scham mehr, vor lauter Hunger. Und die wissen, daß die Urlauber gern ewas abgeben. Für die dreißig Pfund Kartoffeln, die du empfangen wirst, kannst du alles haben. Geh schon um acht Uhr hin, dann ist's noch dunkel."

Ich nahm einen leeren Sack und ging zum Rathaus meiner Vaterstadt. Es war noch nicht acht Uhr, und trotzdem standen schon bleiche, hungrige Menschen vor dem Rathauskeller und verfolgten mich mit gierigen Blicken, als ich in Begleitung des russischen Kriegsgefangenen, der hier Dienst tat, die Treppe zum Kartoffelkeller hinunterstieg. Iwan, der Russe, bekam eine Handvoll Zigarren und wog fünf Pfund über. Zum Ausgleich für die faulen, wie er sagte. Und weil ich doch gerade von der russischen Front kam.

Draußen bohrten sich zwanzig Augenpaare in meinen fast prallen Kartoffelsack. Ich sah Zahnreihen mahlen — — —

Hunger, Hunger, Hunger!

„Herr, ich biete Ihnen zehn Mark für diese Kartoffeln, jawohl, zehn Mark, oder auch zwanzig Mark, wenn es sein muß. Geben Sie her für dreißig

Mark!" bat ein alter Mann mit müder, zitternder Stimme. Die ganze Hoffnungslosigkeit der Hungernden lag im Ausdruck seiner demütigen Augen.

Ich muß hart bleiben.

„Ich gebe Ihnen 50 Mark!" schrie eine Frau ganz schrill, fast hysterisch. „Geben Sie doch her, hier sind die 50 Mark!"

Ich floh.

Benutzte Seitenstraßen, Winkelgassen. Drei oder vier Menschen immer noch hinter mir her, rufend, lockend, gepeitscht von der Hoffnung auf Kartoffeln.

Endlich hatte ich sie alle abgeschüttelt. Steckte mir eine nach Stroh und Buchenlaub schmeckende Zigarette an. Ging langsam weiter. Da, dicht hinter mir ein dünnes Schluchzen, ein winziges Kinderweinen.

Ich drehte ab, ging wieder kreuz und quer. Nur um diesem Kinderweinen zu entfliehen. Als Frontsoldat bist du hart. Kannst alles hören. Aber Kinderweinen, nein, Kinderweinen ist furchtbar, weil es dir ins Gemüt geht. Und siehe, dieses Kinderweinen heftete sich an meine Fersen, immer und immer. Kein Entrinnen, kein Entfliehen.

Fast grob drehte ich mich um: „Na, was soll das, wie?!"

Das Weinen erstickte. Vor mir stand ein blasses, gepflegtes Kind, ein Mädchen. Etwa zehn Jahre alt.

„Soldat, ich — ich — ich hab' ja so'n Hunger, hu—hu — — —!"

„Na, und was soll ich!?"

„Soldat, hier ist Geld — — gib mir doch — — gib mir, bitte recht schön — — eine Kartoffel!"

Ich setzte den Kartoffelsack mit einem Ruck nieder.

„Na, wieviel Geld willst du mir denn geben für eine Kartoffel, na, sag doch schon, kleine Maus? Was hast du für Geld, hä'?"

Sie kramte in einem Korb und reichte mir, zwischen Tränen lächelnd, eine Handvoll Eisengroschen hin, eine ganze Menge von diesen leicht rostigen, unansehnlichen Kriegsgroschen — — — Nickel mußte ja zu Munition verarbeitet werden.

„Gut," sagte ich, „du sollst deine Kartoffel haben, komm her, komm schön her!"

Ich kramte und suchte und fühlte im Sack herum, bis ich die kleinste, die winzigste Kartoffel fand. Nicht viel größer als ein Taubenei.

„So mein Kind, hier deine Kartoffel. Macht genau einen Groschen."

Und da geschah das Unglaubliche: das Kind nahm diese einzige winzige Kartoffel, reichte mir einen Eisengroschen hin und machte einen tiefen, feinen Knicks der Dankbarkeit.

Genug, genug! Du hast die Probe bestanden, kleines, duldendes Menschlein. Genug, jetzt soll der grausame Spaß ein Ende haben!

Sie rannte, sie war fast schon an der Straßenecke. Ich pfiff und rief sie zurück. Sie kam furchtsam, verlegen das Lächeln. Wird sie die Kartoffel wieder abgeben müssen, wird sie das?

„Tu dein Körbchen auf, Mausi."

Mausi tat es.

Ich füllte es. Schöpfte mit beiden Händen die Kartoffeln aus dem Sack, füllte das Körbchen bis obenauf. War ja gleich voll. So'n kleines Körbchen. Werden knapp fünf Pfund gewesen sein.

Sag bitte nicht, das sei schön gewesen von diesem Soldaten. Quatsch, darüber spricht man nicht. Ich hatte doch den Groschen. Und zudem gehörten die fünf Pfund Kartoffeln nicht mir, sondern der Allgemeinheit. Iwan hatte sie mir nur draufgegeben, weil ich zufällig an der russischen Front lag und weil ich wohl etwas vom Hauch seiner Heimat an mir hatte. Und ich hatte ihm ja die schlechten Militärzigarren gespendet. Du weißt ja, Marke Handgranate (Anzünden und wegwerfen). Also nicht der Rede wert.

Diesen Eisengroschen werde ich lange mit umherschleppen. Ich werde ihn bei mir tragen, im Brustbeutel, auf der Fahrt von der Ostfront zur Westfront. Er wird mich als Glücksbringer in das Trichterfeld um Verdun begleiten. Er wird bei mir sein am Tage, da wir die ersten Amerikaner stürmend aus den Gräben holen. Er wird aber auch bei mir sein zur bitteren Stunde, da mich das Soldatenschicksal ereilen und ich — unten in den Marneniederungen schwerverwundet in Feindeshand fallen muß.

Wie jeden anderen Gefangenen wird man mich untersuchen, meine Taschen leeren. Man wird den Eisengroschen finden und lustig und hohnvoll lachen über dieses rostige, schmutzige und geringe Geld.

„Was kriegt man schon dafür in euerem ausgehunderten Deutschland?" werden die Franzosen fragen. „Na, was gibt es denn bei euch für solch ein erbärmliches Stück Eisen, wie?"

Und ich, mit selbstbewußtem Nachdruck:

„Fünf Pfund Kartoffeln!"

Alles erstarb im Regenmeer

Mein Urlaub war kurz. Man erntete den dritten Kriegswein auf den Hügeln und Abhängen der Mosel und des Rheins, als der Urlauberzug mich wieder Richtung Berlin entführte. Im Rheinland war noch ein leidlich trockenes Wetter. Hinter Hannover klatschten die ersten Regentropfen gegen unsere Abteilfenster, zogen lange schräge Striemen. In Berlin prasselte ein schwerer, trostloser Herbstregen auf graue, glatte, fast menschenleere morgendliche Straßen. In Ostpreußen waren die Flüsse breit wie Seen, und jenseits der Reichsgrenze begann eine eintönige, graue Trostlosigkeit.

Wir Urlauber sitzen beisammen, ziemlich wortkarg, mißmutig, frierend. Strohbedeckte Panjehäuser tauchen aus dem Dunst, kommen näher, tauchen wieder in den Dunst. Nebel und Regen. Regen, Regen, Regen,! Die ganze Welt geht unter im strömenden Regen, dem Vorposten des Schneegestöbers. Die Abteile scheinen uns fast zu groß und zu geräumig, weil wir keine Pakete mit-

bringen, weil unsere Tornister schlapp und leer sind. Was können sie uns auch mitgeben, wo sie doch selbst nichts haben zu Hause und das Auspacken der russischen Schinken, der halbverfaulten Eier und der sonstigen Fettigkeiten mit Tränen in den Augen betrachteten!

In Jelowka regnet es womöglich noch heftiger. Dieses Rinnen und Tropfen vom grauen, tiefen Himmel will gar nicht aufhören. Wie schwarze Todsünden segeln die Raben dahin. Die Laubbäume haben schon ihre Blätter verloren. Es riecht nach Friedhof, nach Verwesung und Erde.

Stampfen durch den Schlamm der ausgefahrenen Wege. Hin und wieder kommt auch ein Knüppeldamm. Das Schlammwasser läuft uns oben durch die Schäfte in die Kommißstiefel. Es ist ein Elend!

Bei der Bagage, wo wir uns zu melden haben, überrascht uns eine traurige Nachricht: Bienemann, Unteroffizier Bienemann ist vor wenigen Stunden gefallen. Eine russische Flügelmine, vom Waldrand abgeschossen, hat unseren Korporalschaftsführer getötet. Ein armlanger Splitter, kantig, aber scharf wie ein Rasiermesser, hat Bienemanns Hüfte getroffen, zermalmt. Der arme Kerl war sofort tot. Ein Glück, daß er nicht noch stundenlang leiden mußte.

Der Feldwebel schickt mich zur Baracke hinüber, wo unsere Korporalschaft versammelt ist. Man hat die Leute aus der Front entlassen, für wenige Stunden nur, um dem toten Unteroffizier die letzte Ehre zu erweisen. Da sitzen nun die alten guten Kerle, die

Kameraden unserer Gruppe von Souchez, und lassen die Köpfe hängen. Auch Kientz hat sich Urlaub geben lassen und ist ganz trostlos. Die Infanteriegruppe von Souchez ist vollzählig, bis auf Musketier Quint, der, wie man hört, mit einem Ersatztransport unterwegs zur Ostfront ist, und — wie er geschrieben hat — demnächst bei uns antanzen wird. Die Kriegsfreiwilligen Dohmen und Fries können nicht mehr antanzen, denn inzwischen sind die Granaten der Arrasschlacht über ihre Knochen hinweggebraust, haben die irdischen Reste dieser braven Gefallenen zu Staub zermalmt und in alle Winde gestreut. Kendzierski, zufällig vom Fettkommando zurück, Liesenfeld und Huba, sowie einige jüngere Ersatzmannschaften der Gruppe sitzen nun und warten. Warten auf die Nacht. In der Baracke ist es dunkel, muffig, kalt. Das nasse Birkenholz will nicht brennen, qualmt nur im Lehmofen. Ein trübes Lichtchen flackert wie eine arme Seele.

Ich erzähle und verteile die mitgebrachten schlechten Zigarren. Lasse auch die unvermeidliche Pulle rundgehen. Draußen klatscht der Regen, rauscht in den schon kahlen Ästen des Urwaldes.

Am folgenden Morgen haben wir Bienemann, den Unteroffizier der Reserve Heinz Bienemann, 24 Jahre alt, unverheiratet, zu Grabe getragen. Sein Sarg war aus feinstem Edelbirkenholz gezimmert. Der Regimentstischler war nämlich ein Landsmann von Bienemann und hatte ihm diesen letzten Liebesdienst erwiesen. Wenn nur einzelne

Tote zu beerdigen wären, wurden immer sehr schöne Särge gezimmert.

Das hörte natürlich auf, wenn gleich zwanzig und noch mehr Leute der Erde übergeben werden sollten. Bienemann erhielt ein sehr schönes Einzelgrab.

Über dem offenen Grab haben wir drei Ehrensalven geschossen. Kientz kommandierte. Haben dann schweigend den Rückweg angetreten. Immer noch rauschte der Regen, der furchtbare Regen.

Wir marschieren nun hintereinander, mit umgehängten Gewehren. Machen uns Gedanken. Wer wird der nächste sein? Wen wird es nun packen? Überhaupt, wer wird nun die Gruppe führen? Wen werden sie nun zum Unteroffizier befördern?

Wir marschieren zwei Stunden lang. Unsere Uniformen triefen schon. Die Regensträhnen peitschen Gesichter und Nacken. Wir erreichen jetzt den schon überschwemmten Laufgraben bei Illuxt. Tauchen unter im Gewimmel der Gräben und Löcher.

Niedrig, zum Greifen nahe, segeln die bleiernen Wolken dahin.

Alles erstirbt im Regenmeer.

Gesang über das Niemandsland hinweg

Es ist ein sonderbar Ding um den Gesang!

Stehen sich die Menschen, ganze Völker bewaffnet gegenüber, sinnen auf gegenseitige Vernichtung. Es geht hart auf hart; die oder wir, denn

es ist Krieg, Weltkrieg. Die von gegenüber sind sibirische Gardeschützen und wir lauter Rheinländer und Süddeutsche. Und zwischen uns keine 400 Meter Gelände, tief unter Schnee begraben. Zwei Meter Schnee. Der immer aus den Schützengräben geschaufelt werden muß, immer und immer. Den aber furchtbare Nord-Ost-Stürme ständig zurückwehen.

Vor dem Unterstand des Kompanieführers hängt ein Thermometer. Die Quecksilbersäule darin ist hart gefroren. Quecksilber friert nämlich bei etwa 40 Grad Kälte. Und dann die Nächte! Zum Erbarmen diese Nächte in den drei Erdwerken bei Illuxt! Wollen denn die nordischen Winternächte gar kein Ende nehmen?

Bald nach Sonnenuntergang beginnt der Schneesturm. Um zwei Uhr geht die Sonne unter, blutig rot, im Süd-Westen, um 2 Uhr nachmittags. Erst gegen Mitternacht können wir die Augen öffnen, können unsere Posten die Eisnadeln aus den Wachtmänteln schütteln, weil dann das Schneetoben aufhört, weil dann der Mond aufgeht. Ein riesengroßer, ein schreckhaft-schöner, fast sonnenheller Mond. Der aber nicht lange bleibt, bald wieder verschwindet, das Gelände ist wieder öde. Um 9 Uhr geht dann langsam der Tag auf, und die Sonne kommt über die bleiche Schneelandschaft.

Im blauen Schatten friert immer noch die Quecksilbersäule.

Morgen ist Weihnachten! Die Urlauber sagen so. Wir im Graben vorne möchten es am liebsten

gar nicht wissen. Was hat man schließlich davon? Nur Heimweh und dumme Gedanken. Rußland ist groß, die Heimat so weit. Ob die von „drüben" jetzt auch sinnen?

Plötzlich wird es feierlich in der verschneiten Landschaft um Illuxt. Hält der Krieg seinen Vernichtungsatem an? Die Sonne ist gerade unter den Schnee gegangen, dort hinter dem Wald, wo die Ringkanone steht. Das Zischen des Flugfeuers beginnt: Pschiih, über Böschung und Schneewehen. Da, von drüben, vom Feind herüber, ein Jauchzen, ein mächtiger Gesang, deutlich hörbar in der klaren, dünnen Eisluft. Und eine Balalaika unterstreicht die Stimme mit ihrem feinen Gezirp.

„Ein Panje Rußki singt."

Einer sagt es dem anderen. Ein Feind singt zu uns herüber.

Vorbei die Kriegsstimmung, die Kälte, das Elend.

„Laßt das Klappern mit den Kochgeschirren sein, pst, ruhig ihr da im Laufgraben, drüben singt ein Panje." —

Zuerst sind es schwermütige, russische Steppenlieder, die flott beginnen, aber mit einem Seufzer enden. Dann geht der Sänger zur Oper über, singt Wagner. Unsere Gesichter werden so weich. Und erst die Herzen! Er singt den Tannhäuser, jener Rußki. Ein Räuspern hier bei uns, und aus den verschneiten Werken erhebt sich auch eine Stimme, mächtig, übertönend, singt den Wolfram von Eschenbach.

Einer unserer Kompanieführer ist's, von Beruf Opernsänger.

Just gehen die großblinkenden Sterne auf, als der Deutsche das Lied an den goldenen Abendstern anstimmt. Der Russe antwortet mit der Romerzählung, und die Feinde, durch 400 Meter Schneegelände, durch den Völkerhaß, durch den Krieg, durch das Schicksal getrennt, wandern mit einträchtigen Seelen durch die Schönheiten des Gesanges. Wir alle ringsum hinter Schulterwehren und Schneewehen als Zuhörer und Statisten.

Taschentücher haben wir keine, vielleicht auch nicht zur Hand. Aber die alten Landsknechte schneuzten auch schon ihre Rührung in den Bart — — —

Da zuckt es drüben über dem Dünawald, und mit Höllengebrüll fegt eine russische Artilleriesalve auf unsere Gräben.

Zurück in die Schanzen.

Eisenhart wieder die Gesichter. Verstummt der Gesang, hüben wie drüben.

Keine Weichheit mehr, kein weibisches Schneuzen in die eiszapfenbehangenen Bärte.

Wer hat überhaupt angefangen mit diesem Blödsinn? Was geht uns dieses rührselige Gewimmer an, dieses Weibergeflenne?

Sind alle Posten aufgezogen? Pitter, du hast doch eine Mundharmonika? Spiel doch eins! Spiel mal das Lied von den schwarzbraunen Madeln."

Hart klatscht die Geschoßgarbe eines feindlichen

Maschinengewehrs in die gefrorenen Böschungen. Dauerfeuer!

Im Abschnitt „Köln-Süd-A" poltern zwei Minen in den Graben. Durch den Laufgraben 6 tragen sie einen Schwerverwundeten.

Aus dem Unterstand des dritten Zuges schallt Gesang: „... nimm dir 'nen Burschen schlank und fein, A—nnema—rie ..."

Huba flucht wie auswendig gelernt. Sie haben ihm sein Schneehemd geklaut. Er hat Krösche im Verdacht, der aber gerade Posten steht.

Die Essenholer kommen zurück mit der Tagesration. Es gibt Fett, Wurst und Tee mit Schnaps. Alles hart gefroren.

Die Feldöfchen bullern.

O Krampf laß nach!

Draußen beginnt der Schneesturm. Die Eisnadeln klirren wie Metallspäne.

Es soll Weihnachten sein!

Im Osten gibt es aber auch gar nichts Neues!

Wölfe!

Seit Tagen haben wir 42 Grad Kälte. Die Luft ist wie Glas. Tagsüber weht kein Hauch, nichts. Man könnte diese blaue Unendlichkeit zerschneiden. Kerzengerade steigen die weißen Qualmwolken aus allen Unterständen empor. Jede Kampftätigkeit ist erstarrt. Die Gewehrgeschosse fallen aus den Hülsen,

so hat die Kälte den Nickelstahlmantel zusammengezogen. Hände bleiben an den Metallteilen der Gewehre kleben. Die Front ist erstarrt.

Die Nächte sind fast so hell wie unsere kurzen Tage. Riesengroß steht ein silberheller Vollmond am Himmel, ein erschreckend großer Mond und daneben, wie dicke, blinkende Tropfen, strahlen die Sterne in unerhörtem und nie gesehenem Glanz. Ungehindert dringt die Kälte des Weltenraumes auf die nordische Landschaft nieder. Während einer fast taghellen, langen Vollmondnacht gibt es im Nebenabschnitt plötzlich eine wilde Schießerei. Es wird alarmiert und einige Minuten später erfahren wir, daß ein Rudel hungriger Wölfe durchgebrochen ist.

Die Tiere, angetrieben von Hunger und Kälte, haben die gefrorene Düna überquert und rennen nun westwärts. In manchen Jahren kommen sie ja bekanntlich bis nach Ostpreußen.

Am andern Morgen hören wir nähere Einzelheiten: Die hungrigen Wölfe sind bei Jelowka in einen Artilleriestall gedrungen, haben dort zwei Pferde gerissen und halten sich jetzt in den Wäldern der Etappe. Strenges Verbot für jeden Mann, sich einzeln und ohne Waffen mehr als 500 Meter vom Quartier zu entfernen. Für jeden eingebrachten, erschossenen Wolf zahlt das Regiment 5 Mark Schußprämie.

Kommen zwei Telephonisten freudestrahlend noch im Laufe des ersten Tages mit einem erlegten Wolf

zum Regimentsstab. Sie haben das Biest ganz in der Nähe des Standquartiers hinter einem Schneehasen hersetzen sehen und es durch wohlgezielte Schüsse erlegt. Gleichzeitig aber hat der Regimentsarzt seinen soeben vom Urlaub mitgebrachten Schäferhund vermißt. Findet seinen Lux nun wieder, von drei Geschossen getroffen, tot und starr. Und dabei hatte das Tier bare 75 Mark gekostet, ein Tier mit Stammbaum.

Drei Nächte später greifen die Russen an, wollen unseren Unteroffizierposten umzingeln. Schleichen zuerst ganz nahe heran, tief im Schnee, werden aber noch rechtzeitig bemerkt. Es kommt zum Nahkampf. Ein russischer Kornett erhält einen Bajonettstich, bleibt liegen. Die anderen Russen fluten zurück, nehmen ihre Leichtverwundeten mit.

Noch bevor der Schneesturm einsetzt, ist alles wieder ruhig und vorbei. Wir haben den russischen Offizier in einen Unterstand geschleppt und verbunden. Holen den Bataillonsarzt. Der befiehlt, den Verletzten noch im Laufe der Nacht wegzubringen, auf einem Lebensmittelschlitten. Der Russe schreit andauernd: „Deutsch, trink!" Wir geben ihm zu trinken, tragen ihn auf den Schlitten, den letzten noch vorhandenen Lebensmittelschlitten. Die anderen Fahrzeuge sind bereits fort.

Der Schlitten mit dem Schwerverwundeten gleitet ab. Kommt aber nicht weit, denn inzwischen hat sich der Himmel verdunkelt, und eine schwarze Schneewolke hat Mond und Sterne ausgewischt.

Gleichzeitig beginnt der wütende Schneesturm. Die Panjepferdchen vor dem Schlitten versinken immer mehr, kommen jetzt kaum noch weiter. Die Straßenspur ist verloren. Wer weiß, wohin der Schlitten zieht.

Die beiden Fahrer sind ratlos, spannen dann ein Pferd aus. Einer setzt sich darauf und läßt das Tier laufen. Es wird den Stall schon finden. Gleich werde er, der Fahrer, Hilfe und Vorspann mitbringen.

Kurze Zeit darauf wird das zweite Tier plötzlich sehr unruhig. Bis jetzt hat es still dagestanden, die Nüstern auf der Schneedecke. Nun zerrt es am Geschirr, tritt aus, wiehert, ein richtiges Angstwiehern. Ungebrochen tobt der Schneesturm. Der Fahrer kann nicht mehr sehen, so quälen die fliegenden Eisnadeln sein Gesicht. Tastet sich zum liegenden Russen. Tastet ihn ab und findet ihn schon steif und kalt, längst gestorben. Das Pferd aber zieht und zerrt und benimmt sich ganz sonderbar.

Da wird der Fahrer von Furcht und Schrecken erfaßt, hängt die Zugketten aus, schwingt sich auf das zitternde Tier und läßt es laufen. Wie gepeitscht fliegt der Kosakengaul durch den Schnee, bis zur hartgefrorenen Straße, wo das Geriesel nur dünn liegt, weil es immer wieder weggeweht wird. Nach scharfem Ritt erreicht der Fahrer auf zitterndem Tier das Bagagelager. Berichtet vom Tod des Russen.

Mit Tagesanbruch zieht eine Kolonne aus, den steckengebliebenen Schlitten und den toten Russen

zu holen. Sie finden den Schlitten halb zugeweht. Auch die Decken und Mäntel, womit der Russe gegen Kälte geschützt war, finden sie, wenn auch ganz durcheinandergerissen und verstreut. Den Russen aber finden sie nicht mehr.

Viel später, fast drei Monate später, als der Schnee schmolz und die weißen Haufen zu Wasser zerrannen, fanden Artilleristen sauber benagte Menschenknochen und einen Schädel. Die schwächeren Knochen fehlten. Daneben lagen russische Uniformfetzen. Ein goldenes Kreuz mit russischen Namen fanden sie neben dem Skelett, auch verblichene und zerrissene Tagebuchblätter in russischer Schrift.

Wölfe in Rußland.

Naturgewalten und der kleine Mensch

Von einer Stunde zur andern, ohne Übergang, drehte sich der Wind, strich plötzlich warm und unangenehm aus dem Süden. Das Thermometer stieg fast augenblicklich um mindestens 20 Grad, und die große, gefürchtete Schneeschmelze begann.

In den Faschinenwänden war's ein Knistern und Rieseln, ein Laufen und Tropfen. Innerhalb von 24 Stunden bildete sich in der Gegend ein einziger, großer See. Ertrinkende Ratten und Mäuse retteten sich auf unsere Sandsackbarrikaden. Wir konnten die Tiere mit der Hand greifen, so eingeschüchtert waren sie. Alle Kampftätigkeit hörte auf.

Nur drüben in Dünaburg brannte es zwei Nächte lang lichterloh. Es sei dort Revolution ausgebrochen, hörten wir, und man habe den Zaren sofort abgesetzt. Näheres konnten wir nicht erfahren, sahen nur, wie die Russen eiligst ihre tieferliegenden Stellungen räumten und sich in den Urwald zurückzogen. Da krachte das Dünaeis.

Vergebens hatten unsere schweren Geschütze versucht, im Laufe des Winters den Fußgängerverkehr über den Fluß zu unterbinden. Die Geschosse hatten wohl Löcher in das Eis gehauen, aber es nicht zu sprengen vermocht, so dick war es. Da kam nun, aus dem Süden, die Hochwasserwelle und hob die Eiskruste. Wie ein Trommelfeuer, wie ein niegehörtes, fernes Kanonenrollen klang das Bersten der meterdicken Eisdecke. Heulend pfiff die Luft in den entstehenden Raum. Hundert Tonnen schwere Eisklötze wurden wie Spielbälle hochgedrückt, fielen donnernd auf die noch liegende Eisdecke zurück. Es war ein Kampf der Naturgewalten, wie man ihn schöner und wilder nirgends erleben kann.

Neben uns im Abschnitt Hannover waren sie in schwerster Bedrängnis. Die Russen konnten auch dort ihre Stellungen nicht mehr halten, konnten aber auch gar nicht mehr über die wildgewordene Düna zurück. Es blieb ihnen nur noch die Möglichkeit, sich seitwärts in den Urwald zurückzuziehen und die Front ganz und gar preiszugeben, oder die Stellung der Deutschen zu nehmen und sich dort festzusetzen. Nun ging es nicht mehr um die Ehre, ein Grabenstück

erobert zu haben, sondern um die Wahl, im eigenen Graben zu ertrinken oder sich beim Deutschen das Leben zu retten. Der russische Kommandant jenes Abschnittes war ein entschlossener Mensch, der unbedingt weiterkämpfen wollte, trotz des stündlich zu erwartenden Waffenstillstandes.

Unsere Ablauschkommandos hatten die fernmündliche Anweisung des russischen Offiziers an seine Unterführer mitgehört. Nun rasten bei uns alle Telephone. In aller Eile wurden zwei Kompanien unseres Regiments zur Verstärkung herangeholt. Der ganze Abschnitt, eigentlich weiter nichts als eine Sanddüne des nahen Flusses, war ja seit längerer Zeit völlig unterminiert. Rund 100 Betonunterstände barg diese Düne, die mit der Zeit zum gewaltigen Sperrfort ausgebaut worden war.

Die Grabenbesatzungen zogen sich um 12,30 Uhr zurück. Um 1 Uhr sollte die Sprengung erfolgen. Unsere Kompanie hatte in Stellung zu bleiben bis 10 Minuten vor der Sprengung, dann eiligst den Graben zu verlassen und sich auf den Abhängen bei Tannenfeld festzusetzen, in voller Deckung. Ein Pionierleutnant kam nochmals kurz vor Ablauf der Zeit vorbei und sagte zu Kientz, wir hätten im Graben zu bleiben, bis der mündliche Befehl eines Offiziers uns zurückbeordere. Also warteten wir.

Der junge Pionierleutnant hielt sich gleichfalls im Graben auf, machte sich in verschiedenen Stollen zu schaffen. Kam dann wieder zu uns. Da raste ein Melder daher: „Was, ihr seid doch noch hier?!

Menschenskinder, was habt ihr Schwein gehabt. Es sollte schon gezündet werden, da meldete die Artilleriebeobachtung vom Schloßberg aus noch Bewegung im deutschen Graben und wir haben schnell festgestellt, daß so und so viel Leute fehlen.“ Der junge Pionierleutnant hatte vermutlich einen Befehl falsch verstanden.

Nun rennen wir zurück.

Zehn Minuten später gibt es zwei gewaltige Erderschütterungen. Wir hören keinen Knall. Nur eine schwarze Erdwolke sehen wir emporsteigen und dazwischen, wie viereckige Bausteinchen, die gewaltigen Betonklötze des Abschnitts. Ein ungeheurer Wind erhebt sich, als Folge des Luftdrucks, reißt halbgetaute Schneeflatschen empor, zerstreut sie über das ganze Gelände. Dann klatschen Steine, gefrorene Sandklumpen, Eisstücke und zerbeulte Ausrüstungsgegenstände herab. Wir liegen flach am Boden und können kaum aufblicken, so furchtbar und urgewaltig ist dies alles. Und 1000 Meter dahinter zerbersten zu gleicher Zeit die Eisbrocken der Düna. Die Luft ist erfüllt von Toben und Schrecken. Die Welt will untergehen. Dann Ruhe.

Der ganze Abschnitt ist verschwunden, mit Mann und Maus. Mindestens 500 Russen sind zu Fetzen zerrissen worden. Es war eine harte Notwendigkeit für uns. Nur ein gewaltiger Trichter ist übriggeblieben. Das Grundwasser sammelt sich schon darin.

Die russische Artillerie schießt letzte Ohnmacht.

Fünfhundert Russen sind vom Erdboden verschwunden, einfach weggewischt, fort, fertig!

Stunden später schwenkt ein Parlamentär seine weiße Flagge zu uns: Der Waffenstillstand an der Ostfront hat begonnen.

Zwischenspiel

Man läßt uns die schöne Zeit des oft erträumten Waffenstillstands nicht genießen. Schon rücken frische, ganz junge, soeben ausgebildete Truppen in unsere Stellungen, lösen uns ab. Wir sollen an die Westfront.

Tausende von Truppentransportzügen rollen und rollen. Lauter gute, kampferprobte, wenig geschwächte Divisionen sind es. Nun wird der Krieg sicher bald beendet sein. Die Elsaß-Lothringer der Division sind im Osten geblieben. Nur den Vizefeldwebel Kientz und einen Lehrer hat man mitgenommen, weil die Kompanieführer für diese beiden „Kantonisten" persönlich Bürgschaft leisteten.

Die Heimat ist müde vom vielen Leid und vom Hunger. Je weiter wir nach Westen kommen, desto dünner wird das Winken der Menschen beim Vorbeifahren der Militärzüge. Vielleicht sind es auch zu viel Züge. Vier Tage und vier Nächte lang fahren wir. In Köln geht es über den Rhein, dann über Bonn, Koblenz und Trier schnurstracks an die Verdunfront.

Alles bisher Erlebte wird nun klein, nichtig. Alles schrumpft zusammen und wird schemenhaft. Alles war nur Einleitung zum großen Erleben unserer Jugend. Alles verblaßt vor den Geschehnissen dieser kommenden 15 Monate Westfront. Jetzt melden sich die düsteren Gespenster, die von unseren Seelen Besitz ergreifen und uns nimmer loslassen wollen. Der große heroische Opfergang beginnt.

Unsere Transportzüge rollen und rollen, führen uns einem furchtbaren Kampf entgegen. Mit jeder Umdrehung der Räder sind wir näher am Grauen. Wir sind noch froh und wohlgemut, weil wir nicht in die Zukunft sehen können, aber wir tragen schon das Todeszeichen aller Frontkämpfer unsichtbar auf unserer Stirn.

Auf den Maashügeln wird eine große Schlacht erwartet. Von allen Seiten, aus allen Richtungen marschieren Menschen heran, haben nur ein Streben, nur ein Ziel: möglichst schnell jene Maashügel zu erreichen, sich in die dampfenden Schluchten und ausgebrannten Wälder zu stürzen. Als wäre dort ein Paradies. Und dabei wissen alle diese Marschierenden, daß nur Kampf und Tod sie erwarten. Trotzdem marschieren sie.

Warum marschieren sie? Wer hat so ihren Erhaltungswillen gelähmt? Hunderttausend Mann marschieren. Und würde man einen dieser Marschierenden fragen, ob er Angst fühlt oder ein Bangen in der Seele, er würde dies mit Entrüstung verneinen und sich in die Brust werfen.

Hunderttausend Menschen marschieren die Straße der Pflicht.

Der Klang ihrer Schritte dröhnt in Wäldern und Schluchten, verstummt erst, wird zum leisen Schleichen, da vorne, auf den umstrittenen Hügelkämmen.

Zwischen diesen hunderttausend Marschierenden sind auch wir.

Eine dieser farblosen, graslosen, durchlöcherten, unterwühlten Höhen heißt „Toter Mann".

Die Generalstabskarte bezeichnet sie als „Höhe 295".

Gespenster am Toten Mann

Seit drei Wochen liegen wir nun schon in vorderster Infanteriestellung am Toten Mann. Ein großer französischer Angriff wird erwartet. Vielleicht ist das auch nur wieder so ein Gerücht, eine Latrinenparole. Jedenfalls hat man nur lauter frische, ausgeruhte Truppen der Ostfront hier eingesetzt. Eigentlich ist es hier eine geradezu idyllische Stellung, wäre nicht die zerschlagene Umgebung. Abgesehen von einigen Feuerüberfällen auf die Reservestellungen hat sich bisher aber auch gar nichts ereignet! Und das soll nun der gefürchtete Krieg im Westen sein! Dennoch sagt uns die untrügliche Frontwitterung, daß sich eine Sache vorbereitet, irgendeine große Sache. Wer weiß, was dort hinter jenen Hügeln am fernen, südlichen Horizont vor sich geht!

„In drei, spätestens in fünf Tagen werdet ihr abgelöst," hat es geheißen, und nun sind es schon einundzwanzig Tage geworden, einundzwanzig Tage und zwanzig unendlich lange Nächte. Wenn doch nur irgend etwas mal los wäre, aber diese Ruhe! Nur das Quietschen der lehmgelben Ratten ist zu hören. Manchmal schreien die Biester wie kleine Kinder, manchmal wie zankende Spatzen. Man wirft auch schon mal eine Handgranate dazwischen, wenn der Zank der Ratten um irgendeine vertrocknete Leiche im Niemandsland zu toll wird. Das schafft Ruhe für ein paar Minuten.

Unser Zug liegt in einem tiefen Stollen mit drei Ausgängen. Ursprünglich hatte dieser Stollen vier Ausgänge, aber von diesem vierten Ausgang sprechen wir nicht gern. Wir vermeiden sogar, so gut es eben geht, jenes Grabenstück, darin er mündet, zu betreten. Dort liegen nämlich mindestens fünfzig tote Franzosen, fünfzig Verbrannte. Der Flammenwerfer hat sie dort erreicht und getötet. Die Stollenbretter sind ausgebrannt, und die gewaltige Hitze der Ölflamme hat die Erde ausgeglüht, gefestigt. Hart wie Ziegelstein ist nun der tief in die Erde reichende Schlauch des ehemaligen Eingangs Nummer 4. Die fünfunddreißig Treppenstufen sind noch gut abgezeichnet, und darauf, übereinander, kreuz und quer, liegen die Toten. Nur weiße, bröcklige Gerippe hat die Flamme übriggelassen. So wie die Flamme sie erreichte, so ruhen die Toten, zwischen verbogenen, geschmolzenen Eisenteilen von Gewehren und sonstigen

Waffen. Die vordersten Verbrannten liegen fast am Ausgang. Beinahe ist es ihnen gelungen, den rettenden Graben zu erreichen, bevor der Flammenwerfer ankam. Die anderen mögen sich wohl gegenseitig gestoßen und gedrängt haben. Es wird eine große Panik in diesem Stollen gewesen sein, als die deutschen Flammenwerfer ankamen.

Wir haben unten im Quergang mit Sandsäcken eine Absperrung zwischen uns und diesem Ausgang 4 gelegt. Nein, die Nachbarschaft behagt uns keineswegs. Hier ist vielumstrittenes Gelände, das schon fünfmal französisch war, jetzt wieder mal in unserer Linie liegt. Wer weiß, was morgen sein wird!

Seit einigen Tagen läuft der Führer unseres 1. Zuges, Offizierstellvertreter Segmüller, ganz bedrückt herum. Nichts mehr von seinem bisherigen Übermut. Versucht, seine Erregung in Schnaps zu ertränken. Die Feldküchen bringen doppelte Getränkeportionen. Es gab bisher täglich pro Kopf fast einen viertel Liter Kümmel. Das ist viel Zeug, aber der „Stellmacher" konnte nicht genug davon bekommen. Trank das Gesöff wie Wasser. Nachher, wenn die Wirkung verpufft war und die gräßliche Ernüchterung kam, zog sich der Bedauernswerte in das tiefste Eckchen des Stollens zurück und war voller Angst. Seine Augen leuchteten irr. Er versuchte die Wirkung des Alkohols zu steigern durch den Zusatz von Pfeffer. Wärmte das Ganze auf über einer Handgranate oder einer kleinen Flamme aus

einem Stück Hartspiritus. Trank es ganz heiß und wurde furchtbar betrunken. Und so begann die einundzwanzigste Nacht am Toten Mann.

Um Mitternacht kommt Kientz in den Stollen. Seine vier Stunden Grabendienst sind vorbei. Segmüller hat ihn abgelöst, ganz verzweifelt, weil es schon seit zwei Tagen keinen Schnaps mehr gegeben hat.

Am Himmel steht ein Gewitter. Es ist eine unheimliche, drückende Stimmung. Eine Schweinerei! Eine Schweinerei! Wenn man doch mal so schreien könnte und laut brüllen, ganz laut! Aber das geht nicht. Alles im Flüsterton, denn der Gegner liegt uns auf dreißig Schritt gegenüber. Nur die Getroffenen hüben und drüben, die dürfen schreien, so laut sie wollen. Es ist ihr gutes Recht zu schreien, da sie bald für immer stumm sein werden. Dann weiß der Gegner auch, daß die Schüsse gesessen haben, und der Artilleriebeobachter kann zurückmelden: „Hallo, soundsovielte Batterie, nach der vorletzten Salve haben sie drüben gebrüllt. Mit derselben Einstellung weiterfeuern!"

Träge flattern die Leuchtkugeln. Hinter uns, im Maastal, grollt der Donner. Um zwei Uhr muß ich auf Posten. Erreiche mein Horchloch. Liesenfeld ist bei mir. Der „Stellmacher" irrt im Gelände umher. Sein Benehmen ist ganz sonderbar. Angestrengt späht er feindwärts. Nichts regt sich, kein Schuß fällt. Es ist Weltuntergangsstimmung. Uns allen kocht das Blut vor innerer Spannung. Kahl

schwefeln die Blitze ringsum. In diesem Augenblick wird der „Stellmacher", der aktive Offizierstellvertreter Segmüller, wahnsinnig — — —

Kommt zu uns hereingekrochen, zitternd am ganzen Körper. Seine Hände fliegen. Seine Augen sind starr und weit aufgerissen. Geifer bedeckt seine Lippen, rinnt über seine Bartstoppeln.

„Jungens, habt ihr sie gesehen?"

Reißt uns, schüttelt uns und wimmert:

„Ob ihr sie gesehen habt, frage ich euch."

„Wir haben gar nichts gesehen, wissen gar nichts."

Da kriecht der Irre ganz nahe zu uns und erzählt:

„Einjährige seid ihr, na, da müßt ihr es doch wissen, daß die Seelen der toten Soldaten noch lange nach den Schlachten in der Luft schweben und sich dort bekämpfen, wie es damals auf den Katalaunischen Feldern war. Das habt ihr doch sicher in der Schule gelernt. Nun, soeben habe ich die hier Gefallenen gesehen. Sie haben sich mit Handgranaten, mit Gewehren und mit Spaten bekämpft, dort, in der Luft, über dem Toten Mann. Auch ich war dabei, ich — — — Nun weiß ich, daß mein Ende gekommen ist. Ich muß sterben, Kameraden. Es wird ein großes Sterben geben in unserem Regiment. Unter den Kämpfenden habe ich auch Bekannte gesehen — — — Du warst dabei, Liesenfeld. — Siehst du nicht, das Todeszeichen steht schon auf deiner Stirn. — Und Huba war dabei, und Quint, und Kendzierski, und Kientz, und viele, viele Bekannte, — euer ganzer Zug war fast geschlossen

dabei, bei diesem Kampf der Seelen, beim Gefecht der Unbeerdigten. — Ja, es wird ein großes Sterben geben; da, da — — — seht ihr nicht, da sind sie wieder. Jetzt sind es Franzosen — — — Sie kommen auf uns zu — — — Alarm! Alaaarm! Gespenster! Gäspänstär! Gäspänstär am Toten Mann! Alarm! Alaaarm!"

Wir spähen angestrengt nach vorne. Sehen nichts. Jetzt schweben französische Leuchtraketen hoch. Man will scheinbar die Ursache dieser Aufregung erfahren. Deutsche Raketen zischen aus allen Horchlöchern. Wir springen auf den Tobenden, wollen ihn niederdrücken; Liesenfeld hält ihm seinen Brotbeutel auf den Mund. Das französische Maschinengewehr belfert los — — —

Wie ein Hund den Regen abschüttelt, so schleudert uns der Irre von sich, schreit, tobt, alarmiert, schießt seine Pistole ab, in die Luft. Zieht jetzt seine Leuchtpistole, und ehe wir es hindern können, jagt er eine rotgrüne Signalrakete empor, die Meldung: Angriff erkannt. Sperrfeuer!

Eisige Ruhe. — Nur für Sekunden. — Dann aber bricht aus allen Horchlöchern das rasende Feuer der Gewehre und Maschinengewehre. Unruhe hat alle Leute erfaßt, eine unbändige Lust am Schießen, um ihre Erregung zu betäuben.

Hinter uns, in allen Unterständen und Batteriestellungen rasen die Telephone, schwirren Befehle. Man hat das Sperrfeuerzeichen am Toten Mann gesehen und weiß, daß nun endlich der langerwartete,

feindliche Angriff losbricht. Kanoniere eilen an die Geschütze.

Inzwischen sind die Leute unseres Zuges aus dem Stollen gekommen. Kientz springt dem schreienden Segmüller in den Nacken, reißt ihn rückwärts zu Boden. Fünf, sechs Mann helfen, knien, legen sich auf den Rasenden, entreißen ihm die Waffen, binden ihn mit Brotbeutelriemen, wickeln ihn in eine Zeltbahn und schleppen den Schreienden in den Stollen.

Da bricht aus allen Rohren das wahnsinnige Trommelfeuer.

Es hilft uns nichts, daß Kientz immer wieder weiße Raketen steigen läßt, um der Artillerie den Irrtum anzuzeigen. Fast eine Stunde lang wühlt unsere Artillerie in den französischen Gräben. Die Erde bebt. Wir meinen ersticken zu müssen vom Luftdruck der platzenden Geschosse. Keine fünfzig Meter vor uns gehen schwere Mörsergranaten nieder. Die Artillerie schießt sich die ganze Spannung und Aufregung der letzten Tage von den Nerven. Gleichzeitig entlädt sich das tobende Gewitter und verwandelt die Trichterstellungen in Schlammseen.

Endlich, beim Morgengrauen, schweigt das wütende Toben. Drüben beim Feind herrscht starke Bewegung in den Gräben, ein Kommen und Gehen, ein Jammern und Stöhnen. Unser Trommelfeuer hat die Franzosen in der Sturmaufstellung überrascht. Die Gespensterangst des Irren hat uns diesmal gerettet. Zufälle des Krieges.

Am folgenden Abend werden wir abgelöst. Ziehen bleich und verwildert in die Ruhequartiere. Die Gespenstergeschichte will uns nicht mehr aus dem Kopf. Wir sprechen nicht darüber, aber wir denken oft daran. Vielleicht hat Segmüller wirklich Gespenster gesehen, weil sein Ende nahe war, denn er starb einige Tage später an Gehirnkrämpfen. Nur wir haben die Gespenster am Toten Mann nicht erblickt, weil unsere Zeit noch nicht abgelaufen war, obwohl wir bereits Todeszeichen auf der Stirn geschrieben trugen.

Sturm, Rotwein und eine goldene Uhr

Inzwischen hat General Nivelle seine Offensivtruppen gegen den Damenweg angesetzt. Unsere Division wird aus der Verdunfront gezogen, verladen, und nach kurzer Nachtfahrt geht es in Eilmärschen nach Süden. Beim Morgengrauen erblicken wir in der Ferne einen Berg, von zwei Türmen gekrönt. Es ist Laon.

Nur eine kurze Rast vergönnt man uns in den Ruhequartieren zwischen Laon und Pinon. Am folgenden Abend werden wir alarmiert. Vorne, keine 10 Kilometer weiter südlich, brüllt eine gewaltige Schlacht in mindestens 50 Kilometer Breite. Wir können die Front genau überblicken, denn dieser langgestreckte Bergrücken, der die ganze Gegend weit überragt, kann nichts verbergen. Genau gesagt,

zwischen Soissons und Reims ist die Riesenschlacht entbrannt. Ein Federstrich beordert uns da hinein. Die Divisionen sind die Schachbrettfiguren in diesem Wettkampf der Armeen.

Die xste Division soll hier angreifen, die xste Division dort vorstoßen. Die Männer über den Karten rechnen nur mit Massen und ihre kleinste Einheit ist die Division. Da verschwindet der einzelne Mann, da wird jeder Soldat zum kleinsten Rädchen in dieser Maschinerie Schlacht. Aber jedes, auch das kleinste Rädchen ist wichtig und notwendig, soll das Ganze planmäßig abrollen. Im Krieg zählt der einzelne Mensch gar nicht mehr. Es erscheint uns so lächerlich, wenn wir an die Zeitungsberichte der guten Vorkriegszeit zurückdenken. Da wurde breit und lang erzählt, daß in Dingsda eine alte Frau von der Straßenbahn überfahren wurde, und ein Mann sich bei irgendeiner Gelegenheit des Genick brach. Hunderttausende lasen es und schauderten, und heute stehen wir mit dem Tod auf Duzfuß. Liesenfeld hat während seines letzten Urlaubs die neuesten Verlustlisten im Archiv seiner Heimatstadt durchblättert und eine lehrreiche Statistik aufgestellt: In jeder Minute, ob Tag oder Nacht, fallen durchschnittlich drei Deutsche. Alle 20 Sekunden, bei Tag und bei Nacht, verblutet einer unserer Kameraden. Bald bist du an der Reihe, oder er, oder ich — — —

Bei den Feinden sollen es je Minute 17 Tote sein, heißt es. Die Feindverluste sind weitaus größer als unsere.

Die Nacht ist mondhell und warm. Es duftet nach frischen Blättern, aber zwischendurch auch nach verwelkten Blättern, denn wir nähern uns der Kampfzone. Gelangen in ein gepflegtes Waldstück. Schnurgerade Straßen laufen sternenförmig nach allen Richtungen. Hier jagten früher die Schloßherren von Pinon ihr edles Rotwild. Nach einer halben Stunde Marsch hört der Wald auf, und inmitten eines großen Parks, umgeben vom Wassergraben, ragt das Renaissanceschloß Pinon.

Kurze Pause. Soldaten fremder Regimenter nehmen uns in Empfang. Der Weg führt nun durch dichtes Unterholz. Ein Glück, daß wir keine Tornister bei uns haben, sondern nur Sturmgepäck tragen. Dann beginnt ein Klettern und Gleiten. Abwechselnd durchqueren wir Schluchten und steigen über Hügel. Das feindliche Störungsfeuer tastet lebhaft durch das ganze Hinterland. In gefährlicher Nähe platzen schwere Granaten. Bäume werden entwurzelt, Äste krachen, Leuchtkugeln schimmern unruhig zwischen den Zweigen und Baumkronen. Nur noch eine letzte Anhöhe, und wir sind am Ziel.

Am Ziel? Jawohl, weiter geht es nicht mehr. Zweihundert Meter vor uns liegen die Franzosen in ihren frischeroberten Stellungen. Ein schmaler, kaum 50 Zentimeter tiefer Kabelgraben, der schnurstracks auf die feindliche Linie zuläuft, das ist die deutsche Stellung. Und in diesem Graben hocken nun die Truppen, Mann neben Mann. Die Köpfe mit den Stahlhelmen ragen fast alle oben über die

Deckung. Hier sei es zwar ungemütlich und am Tage nicht auszuhalten, wird uns erklärt, aber beim Morgengrauen wolle man die gutausgebaute feindliche Linie erobern.

„Punkt 4,30 Uhr gibt es nur fünf Minuten Trommelfeuer, nur einen einzigen kurzen Überfall, und dann heißt es los! Die Kompanien haben vorzudringen bis zur letzten feindlichen Reservestellung am Dorfrand von Vauxaillon."

Wir haben uns eigentlich gar keine richtigen Gedanken gemacht in jener Nacht vor dem Sturm, haben auch die Gefährlichkeit des bevorstehenden Unternehmens nicht voll eingeschätzt. Verbrachten die Stunden mit Schanzen.

Kurz vor Tagesanbruch verlassen wir den Kabelgraben, begeben uns in enger Schützenlinie bis knapp 100 Meter vor das feindliche Drahthindernis. Nehmen volle Deckung im hohen Gras. Jawohl, es gibt hier noch Gras. Denn bis vor zwei Tagen war diese Gegend noch friedliche, deutsche Etappe und gehörte zur Siegfriedstellung. Leider ist von der Siegfriedstellung hier nicht viel zu sehen, denn sie wurde in diesem Abschnitt nie fertig. An dieser Stelle zum Beispiel stehen noch zwei unvollendete Betonklötze und ragen halb aus der Erde. Der eine Betonklotz war als Artilleriebeobachtung bestimmt und liegt dicht am Kabelgraben, während der andere noch seine Bretterumschalung hat. Beide Unterstände sind stark belegt, werden aber ebenso stark mit schwersten Kalibern beschossen.

Wie der Blitz fährt plötzlich, um 4,30 Uhr, der deutsche Feuerüberfall in die feindlichen Gräben. Die Erde wankt und bebt. Wir ringen nach Atem und möchten uns erbrechen. Die Ohren können das Krachen, Johlen und Pfeifen nicht mehr fassen. Jeder Nerv im Körper wird unempfindlich.

„Seitengewehr aufpflanzen!“ wird von Mann zu Mann durchgegeben. Einer brüllt es dem andern ins Ohr.

Das enge Beisammenliegen, die gute Besetzung der Kompanien und das Gefühl der Zusammengehörigkeit geben uns Mut und Selbstvertrauen.

Da springt das rasende Artilleriefeuer auf die zweite Stellung über. Die Feuerwalze, eine neue Erfindung der Schießtaktik, beginnt zu wandern. Die fünf Minuten sind um.

„Auf Marsch — Marsch!“

In wenigen Sprüngen sind wir am feindlichen Drahtverhau, übersteigen ihn, springen in den Graben. Die Franzosen versuchen keinen Widerstand, strecken die Hände hoch und lassen sich abführen. Wir haben gerade die Essenträger mit frischem Empfang im Graben überrascht. Die großen dampfenden Kessel sind noch unberührt voll Bohnen mit Hammelfleisch. Dazu haben sie Rotwein gekriegt und Weißbrot mit Büchsensardinen. So könnten wir auch schon Krieg führen! Kunststück bei solch üppigen Mahlzeiten!

Keine zehn Minuten hat der ganze Angriff gedauert. Die Gräben der ehemaligen Siegfriedstellung

sind unser auf der Breite zwischen Vauxaillon und der berüchtigten Laffaux-Ecke.

Gegen Mittag setzt ein feindlicher Gegenstoß ein. Einem Zug Franzosen gelingt es, an einer vorgeschobenen Stelle unseren Graben zu erreichen. Die andern kehren um oder fallen im Feuer der Maschinengewehre.

Am Abend erobern wir zum zweitenmal das kleine, vor einigen Stunden vom Feind besetzte Grabenstück. Einige Franzosen werden durch unsere Handgranaten verwundet. Ein französischer Korporal hat einen Bauchschuß. Seine rechte Hand drückt er auf die klaffende Wunde, steht aber unbeweglich und stumm. Bietet jedem Deutschen, der vorbeikommt, seine goldene Armbanduhr an. Wir können ihm nicht helfen, nehmen auch die Uhr nicht. Unsere Sanitäter sind an anderer Stelle voll beschäftigt. Kientz tröstet den Franzosen und verspricht ihm baldige Hilfe, erklärt ihm auf Französisch, daß jetzt kein Kämpfer aus der Front gezogen werden dürfe.

Noch eine volle Stunde steht der Franzose und wartet auf den Abtransport. Inzwischen haben wir ihn, so gut es eben ging, mit unseren Verbandpäckchen verbunden. Er will uns die goldene Uhr schenken. Nein, wir nehmen solche Geschenke nicht. Kameradschaftsdienst auch am Feind ist doch Ehrensache. Er soll seine Uhr behalten.

Endlich kommen die Sanitäter mit der Bahre, fragen, wo der „französische Bauchschuß“ liegt. Die Sanitäter sind abgehetzt, müde, blutbefleckt und auf-

geregt. Sie treten heran. Der Franzose hockt in einer Grabennische. Mit der rechten Hand hält er seinen zerschossenen Unterleib. Sein Kopf liegt auf der Brust. Der Mann ist tot — — —

In seiner Linken hält er immer noch die goldene Armbanduhr. Die Uhr tickt. Ihre Zeiger stehen auf 9,20 Uhr.

Das Lied vom braven Musketier „Unbekannt"

Morgengrauen am Chemin des Dames. Süßlicher Pulverqualm kriecht über die Gegend. Das feindliche Artilleriefeuer, das sich nachts lediglich auf Betasten der Anmarschwege im Pinon-Wald beschränkt, springt merklich auf die vordersten Linien über. Der Gegner befürchtet unser Vorgehen und sucht die Infanterie niederzuhalten. Die Stunde zwischen Tag und Nacht, wenn die Drahtverhaue sich langsam als rostiger Strich von der Dunkelheit abheben und alle Gegenstände, zuerst die nahen, dann die entfernten, bestimmte Umrisse annehmen, ist die Zeit der raschen Handstreiche, der Gewaltpatrouillen, der Überfälle. Drum toben drüben die Artilleristen Wir nennen das: „Unser Morgensegen." Besonders der Kabelgraben, der einzige, schmale und ungedeckte Zugangsweg zur Stellung von der Klara-Schlucht aus, wird mit allen Kalibern belegt.

Das morgendliche Trommeln ist für uns das Zeichen zum Fertigmachen. Die Gulaschkanonen

sind noch in tiefster Nacht von Chavignon bis zum Aisne-Kanal vorgerückt, haben an der Holzbrücke gewartet, bis das Artilleriefeuer von den kerzengeraden breiten Straßen durch den Pinon-Wald absprang, sich schwer auf die vorderen Gräben legte, und sind dann im Trab bis Schloß Pinon gefahren. Warten nun auf uns Essenträger.

Das Trommeln der Franzosen will wieder mal gar nicht nachlassen. Es ist schon 4 Uhr in der Frühe. Wir sollten längst unterwegs sein. Stehen sprungbereit am Ausgang unserer feuchten Stollen, Gasmaske auf der Brust, griffbereit, leere Kochgeschirre und Feldflaschen gebündelt in der Hand.

Endlich scheint der Gegner zu ermüden. Schon röten sich die höchsten Baumkronen vom ersten Sonnenstrahl. Dann in Gottes Namen los!

Als erster springt ein Sanitätssoldat heraus, dem Zug voran, der unermüdliche Voß. Hinterher folgen, mit zehn Schritt Abstand von Mann zu Mann, die vier Gruppen des Trägerzuges. Zuletzt geht Kientz und ein Sanitätssoldat, um Verwundeten unterwegs beistehen zu können. Der Führer geht am Schluß, um Kontrolle zu üben, daß auch jeder Mann und jedes Kochgeschirr mitgeht und nichts unterwegs verloren wird.

Immer noch schlittern, heulen die Artillerie-Salven über uns hinweg in die Klara-Schlucht, auf den Pinon-Riegel, aber kein Einschlag stört uns. In raschem Lauf geht es bergab bis zur Kleinbahnlinie. Täglich sehen wir neue Einschläge, frische

Trichter neben den Gleisen, finden frischabgehackte Äste auf dem Pfad. Gasnebel ziehen in diesem Grund durch das Gebüsch. Man hält hier möglichst den Atem an, läuft mit äußerster Kraft. Kalte Feuchtigkeit macht uns erschauern. Es riecht nach vermoderten Blättern und Schlamm.

Dann geht es rasch bergauf. Zuerst ist der Pfad naß und klitschig. Man rutscht aus, fällt auf die Knie, stützt sich auf die Hände, kriecht auf allen Vieren wie ein Tier, denn es heißt: heraus aus dieser Klara-Schlucht, weg von der Kleinbahnlinie! Man sucht spärliche Grasnarben, worauf die Kommißstiefel Halt finden.

Je höher man steigt, desto wärmer die Luft und reiner.

Oben, am großen Baum, dem höchsten auf dem Pinon-Riegel, ist man aus der größten Gefahr. Vier Einschnitte trägt jener Baum in seiner Rinde, etwa in Mannshöhe. Sie lauten: Grenadier Müller, 1814, Musketier Baumann, 1871, Gefreiter Ehlers, 1914/15 und 2. M.-G.-K. R.-I.-R. 258 — 1917. Ein historischer Baum. Man sieht, daß jene Ecke, am Weg deutscher Armeen nach Paris gelegen, schon öfters der Lagerplatz von Truppenteilen war.

Hinter jenem Baum beginnt ein mehrere hundert Meter langer überdeckter Weg. Minenwerfer haben ihre Stollen in seine Böschung gebaut. Dann geht es langsam bergab, bis der Wald, etwa 1000 Meter vom Schloß entfernt, gänzlich aufhört. Zwei Bauernhäuser liegen zwischen verwahrlosten Gärten und

Feldern. Die große Chaussee nach Anizy wird überschritten, und der Schloßpark von Pinon nimmt uns unter sein kühlendes Blätterdach. An der Brücke halten wir, tauchen den heißen Kopf in den Bach, sind nach wenigen Schritten bei unseren Feldküchen, die sich im Schutze der hundertjährigen Bäume aufgestellt haben.

Zuerst essen wir rasch die warme Mahlzeit, gehen dann eiligst an die Verteilung der Post, der Brot- und Fettportionen. Je zwei Gruppen haben eine ganze Kompanie zu versorgen und jeder Mann kennt seine Pfleglinge, deren Feldflaschen und Kochgeschirre er füllen läßt. Je zwei Mann pro Trägerzug schleppen einen großen Essenkübel. Diese Leute sind zu bedauern: Die Suppe im Kübel auf ihrem Rücken strömt eine fürchterliche Hitze aus. Dazu brennt die Sonne glühend heiß und wir müssen nicht selten den ganzen Rückweg zur Stellung im strammsten Marsch-Marsch laufen, durch feindliches Sperrfeuer.

Um sechs Uhr hat jeder Mann seine Last aufgebürdet und der Rückmarsch beginnt. Zuerst geht wieder ein Sanitäter, dann in großen Abständen die Träger. Den Schluß bildet wieder der Zugführer mit dem zweiten Sanitäter. Bis zum Pinon-Riegel geht es meistens in bester Ordnung. Am historischen Baum beginnt der Abstieg in die Klara-Schlucht. Wir schlittern, gleiten im feuchten Lehm des steilen Abhangs und sind froh, wenn der Bahnkörper hinter uns liegt. Bergauf zur Stellung hinein bis zum Kabelgraben ist der Weg beschwerlicher, aber der vom

Feind abgewandte Steilhang bietet mehr Deckungsmöglichkeit, wenn die schweren Granaten heranheulen.

Wir sind froh, wenn endlich die vorderste Linie erreicht ist, das noch lauwarme Essen unseren Kameraden schmeckt und die mitgebrachte Post ihre Empfänger gefunden hat. Sofort werden die leeren Geschirre mitgenommen und der Trägerzug darf ruhen bis 11 Uhr vormittags. Der Weg nach Pinon sowie auch der Rückmarsch erfordern je eine Stunde.

Meistens herrscht rege Fliegertätigkeit, wenn wir um 11 Uhr unseren feuchten, dunklen Stollen verlassen und erneut den Weg nach Pinon rasen. Diesmal ist unser Unternehmen bedeutend gefahrvoller. Die fast senkrecht stehende Mittagssonne leuchtet in die belebten Trägerpfade durch das gelichtete Kleinholz und zeigt dem Flieger jede Bewegung, jeden Mann.

Eifrig photographiert der Feind aus geringer Höhe und am folgenden Tag schon ist der Pfad von Granaten bestrichen, von Rollsalven belegt, durch die wir laufen müssen, unbedingt, weil alle anderen Pfade doch nur in geringer Entfernung parallel ziehen und gleichfalls längst erkannt sind.

In Pinon laben wir uns zuerst tüchtig am klaren Wasser der Quelle im Schloßpark und empfangen dann im Pionierlager eine Anzahl Stollenbretter und Stacheldrahtrollen. Je zwei Mann müssen einen Rahmen von vier Brettern tragen, jeder ein langes und ein kurzes Brett. Zusammen wiegt diese Last für einen Träger etwa 80 Pfund.

Wir haben versucht, Pferde als Lasttiere abzurichten und sie mit Stollenbrettern, zwei rechts, zwei links zu beladen. Nach dem ersten Feuerüberfall am Bahnkörper, wobei eine Anzahl Tiere erschlagen und verwundet wurde, verweigerten sie den Dienst, ließen sich nur langsam vorwärtsprügeln und am Pinon-Riegel schnoben sie mit gesträubtem Fell und zitternden nassen Flanken in die Todesschlucht hinab. Nachdem das Tier versagte, nahm der Mensch wie vordem seine Last und keuchte bergan.

Die weißen Stollenbretter leuchten wie helle Striche und bieten den Fliegern ein gutes Ziel. Die feindliche Artillerie wird schon tätig, wenn die ersten Bretterträger kaum den Pinon-Riegel hinter sich haben. Einmal lagen wir fast zwei Stunden hinter Baumwurzeln und in Granattrichtern und warteten auf das Ende eines rasenden Feuerüberfalles. Meistens jedoch sind um zwei Uhr mittags alle Bretter und Drahtrollen am Kabelgraben, und wir dürfen wieder zwei Stunden ruhen. Beim Eintritt in den feucht-kalten Stollen erschauern unsere durchschwitzten Körper in nasser Uniform.

Doch vom Bataillon trifft der Befehl ein, einige schwerverwundete oder gefallene Kameraden mitzunehmen bis nach Pinon. Die Toten überschütten wir mit Chlorkalk, legen sie in Särge aus Stollenbrettern und je acht Mann fassen an. Es geht ziemlich rasch, wenn wir Gefallene zurücktragen müssen. Langsamer und schwieriger jedoch ist der Transport Schwerverwundeter. Es ist fünf Uhr

nachmittags, wenn der Trägerzug zum drittenmal in Pinon eintrifft zum Kaffee-, Brot- und Zulage-empfang. Wir müssen uns beeilen, um vor sechs Uhr wieder unterwegs zu sein, denn die schrägen Strahlen der im Westen stehenden Sonne bieten dem Gegner eine äußerst günstige Fernsicht. Meistens ist dann um 7 Uhr die Tagesarbeit erledigt und wir kriechen erschöpft auf unser Laublager.

Wir haben unter schwerstem Feuer mit schweren Lasten auf dem Rücken über 25 Kilometer zurückgelegt. Doch auch die Nacht bringt uns keine Ruhe: Stechfliegen steigen in ungeheurer Anzahl aus der sumpfigen Klara-Schlucht und fallen über die warmblütige Beute her. Fast jede Nacht werden wir alarmiert und harren des Augenblicks, wo wir zur Verstärkung in der vordersten Linie herangezogen werden.

Einmal keucht ein Melder heran und überbringt uns den mündlichen Bataillonsbefehl, sofort durch den Kabelgraben bis zum Betonhaus zur Verstärkung der dortigen Grabenbesatzung vorzudringen, da ein Angriff der Franzosen erkannt sei.

Wir versuchen durchzukommen. Der Zugang zum Kabelgraben liegt unter schwerstem Artilleriefeuer. Zum Glück wird der Alarm abgeblasen. Bleierne Müdigkeit in allen Gliedern, schlafen wir unruhig in der feuchten Gräberluft der Stollen. Rollsalven heulen knapp über uns hinweg in die Klara-Schlucht hinunter. Das Krachen und Splittern getroffener Baumstämme dringt zu uns herauf.

Wir hören alles im unruhigen Schlummer, zucken zusammen, wenn unter nahen Einschlägen die Stollenrahmen über unseren Köpfen in allen Fugen beben.

Zu schnell ist die Nacht vorbei. Schon wieder heult, tobt, wuchtet der französische Morgensegen aus allen Rohren. Es ist fast schon 4 Uhr. Jetzt müssen die Feldküchen am Aisne-Kanal stehen. Süßlicher Gasgeruch dringt aus der Klara-Schlucht.

Fertigmachen!

Das Feuer läßt nach. Heraus springt der Trägerzug. Die Vordersten verschwinden im Gasnebel der tiefen Mulde, stolpern über den Schienenstrang, keuchen den Pinon-Riegel hinan. Der Tag hat begonnen für den Trägerzug, ein Tag wie alle anderen, ohne Abwechselung, vielleicht der letzte für dich, Kamerad, oder für mich oder für ihn. Wer weiß!

Wir sind vom Trägerzug!

Hoch klingt das Lied vom braven Musketier „Unbekannt", der bei Pinon oder sonst irgendwo zwischen Flandern und den Vogesen beim Essenholen für seine Kameraden in den Reihen des Trägerzuges erschossen wurde.

Volltreffer im Betonhaus

Die beiden Betonhäuser sind die Zuflucht der hartbedrängten Grabenbesatzungen. Hat sich mal der Feind irgendein Stück der Front aufs Korn genommen und läßt seine Geschütze spielen, so räumt

man für Sekunden den unhaltbar gewordenen Abschnitt und nimmt Deckung im Betonhaus. Stundenlang hämmert die feindliche Artillerie mit schweren Granaten gegen die Wände des gewaltigen Betonblocks; doch das weiße, hochaufragende Gebäude steht, steht trutzig und herausfordernd, während sich ringsum alles in die Erde verkriechen möchte. Steht und schaut weit ins feindliche Hinterland.

Wir können immer merken, wenn das Blockhaus seinen Segen erhalten soll, denn dann räumen die Franzosen ihre 50 Meter vom Betonblock entfernten, vordersten Stellungen, des Streufeuers ihrer schweren Geschütze wegen. Dann machen sich die Insassen des Hauses und die Besatzungen der benachbarten Gräben auf allerlei gefaßt.

Das Blockhaus hat nur eine schmale, niedrige Tür und nur ein einziges Fenster, das gleichzeitig als Schießscharte und Ausguckloch für die Beobachtung am Scherenfernrohr gedacht war. Nun ist diese zum Feind zeigende schmale Fensterritze eine große Gefahr, denn sie bietet den Scharfschützen ein gutes Ziel. Auch leichte Feldgeschütze haben immer wieder versucht, hier einen Treffer anzubringen und eine Granate in das Innere des Blockhauses zu schleudern. Deshalb hat die Besatzung, ein Zug der 6. Kompanie, eine doppelte, dichte Sandsackbarrikade vor die Öffnung gesetzt und durch Panzerplatten verstärkt.

Heute sind die Franzosen wieder mal des Teufels. Setzen mehrere Treffer in den Graben des 2. Batail-

lons und jagen die Besatzungen durcheinander. Ob die Brüder einen Angriff im Schilde führen? Es scheint bald so!

Das Betonhaus ist nun voller Menschen. Fast 50 Mann halten sich darin auf. An einer Seite des Unterstandes stehen 1000 geladene Handgranaten und rund 10000 Schuß Gewehrmunition in Kisten. Zwei Kisten mit Leuchtkugeln, zusammen 1000 Patronen, machen den Laden voll. Dazu kommen noch die Handgranaten und Gewehrmunition der 50 Schutzsuchenden. Ich bin einer dieser Menschen im Unterstand, verlasse aber sofort diese Pulverkammer, als ich merke, daß die Franzosen Volltreffer mit schwerer Artillerie erzielen wollen. Ich verspüre keine Lust, hier zerrissen zu werden. Bin noch keine fünf Minuten im Graben, da geschieht das Unglück.

Die Franzosen haben seit einigen Tagen in irgendeinem der zahlreichen Sperrforts hinter ihrer Front eine genau schießende 15 Zentimeter Langrohrbatterie aufgestellt. Eines dieser Geschosse, ein Zufallstreffer, schlägt in die Sandsackbarrikade vor dem Sehschlitz, räumt alle Hindernisse beiseite, schmettert die Panzerplatten fort, zermalmt sie wie dünne Bleche, dringt in den Unterstand und zerschellt an der gegenüberliegenden Betonwand.

Vom Platzen der Granate entzünden sich die 1000 Handgranaten, alle zu gleicher Zeit, entzünden sich auch die 1000 Leuchtpatronen.

Ein dumpfes Dröhnen. Erde wankt. Raben-

schwarzer Qualm quillt aus Tür und Sehschlitz des Betonblocks. Dann einige Sekunden Ruhe. Aber gleich beginnt das Sprühen und Zischen der 1000 Leuchtkugeln und mitten durch den Qualm flackert das grelle Magnesiumlicht. Wie heftiges Schützenfeuer knattern die durch Hitze und Flammen entzündeten Gewehrpatronen.

Nur wenige Minuten dauert dieser Hexentanz, dieses Dröhnen und Arbeiten im Leib des Betonblocks. Die französische Artillerie schießt plötzlich einen rasenden Überfall und deckt unsere Gräben mit Geschossen ein.

Alarmgeschrei! Die Franzosen wollen das entstandene Durcheinander ausnutzen und wagen einen Handstreich auf unsere Stellungen. Ihr Unternehmen bleibt aber gleich in den Anfängen stecken.

Nun können wir endlich, mit Gasmasken vor dem Gesicht, in das Betonhaus dringen und nach den Leuten Ausschau halten. Finden keinen Menschen mehr, nichts. Die Gewalt der Explosion hat sie zerrieben, zerdrückt, vernichtet. Nur ein Stück vom Koppelschloß des Kompanieführers der 6. Kompanie finden wir. Sonst klebt hie und da noch ein Brocken an einer verkohlten Munitionskiste.

Die sterblichen Überreste von etwa 50 Menschen hat ein einziger Mann in einer kleinen Handgranatenkiste weggetragen. Fünfzig Kameraden starben den Heldentod.

Tanks!

Drei Tage später griffen die Franzosen mit Tankgeschwadern an.

Das Trommeln hatte sich von Stunde zu Stunde verstärkt. Die letzte Nacht vor dem großen Angriff war es nur ein einziges, langgezogenes Mahlen. Eine große Sache stand bevor. Da brach am Morgen, gleich nach Sonnenaufgang, das Feuer jäh ab. Tiefster Friede ringsum. In den Schluchten und Senkungen hielten sich milchige Gasschwaden. Hinter der französischen Linie ratterten starke Motorfahrzeuge. Entweder sind soeben Truppen angekommen oder es sind Leute abgeholt worden, dachten wir und wollten uns zur Ruhe niederlegen. Da kam der Angriff, kurz und heftig.

In breiter Front tauchten plötzlich etwa zwanzig Tanks aus dem Bodennebel, rollende, buntbemalte Festungen auf Raupenrädern. Aus ihren runden Panzertürmchen ragten die Mündungen von schweren Maschinengewehren und leichten Geschützen. Ohne Unterbrechung spuckten die Türmchen ihre bleiernen Grüße. Hinter der vorrückenden Linie der Tanks kamen Schwarze.

Nach wenigen Sekunden waren die Gräben alarmiert und ohne Unterbrechung zischten von allen Seiten die Sperrfeuersignale empor.

Unaufhaltsam rückten die Schlachtwagen vor. Da kam Leben in unsere Maschinengewehre. Die Schützen rissen die gewöhnlichen Patronen aus der

Zuführung und luden Panzermunition. Aus hundertfünfzig Meter Entfernung wurden die Tanks aufs Korn genommen.

Hart wie Hagelkörner prasselten die Geschoßgarben auf die breiten Bänder, auf die Türmchen, auf den Stahlleib. Einige Tanks blieben stehen. Ihre Besatzung von je zwei Mann kam heraus, mit hochgehobenen Händen. Die meisten Kriegswagen kehrten ruhmlos in die Ausgangsstellung zurück. Nur einem gelang es, den Graben der 8. Kompanie zu erreichen. Ohnmächtig duckten sich die Schützen gegen die Grabenwand. Da kam das schwere Fahrzeug, ratterte ganz nahe am Rand des vollbesetzten Grabens entlang, drückte mit seinem ungeheuren Gewicht die Grabenwand ein, entkam unserer Rache.

Am gleichen Tag, kurz vor Sonnenuntergang, kamen die Franzosen zum zweitenmal mit Tanks, wurden auch diesmal wieder zur Rückkehr gezwungen.

Hierüber soll das nächste Kapitel erzählen. Bei diesem Angriff fiel der Leutnant Klaus, der uns allen ein Vorbild für Tapferkeit, Gleichmut und Kaltblütigkeit war.

Angriff!

Im Stolleneingang vor einer Staffelei sitzt Klaus, der Zugführer. Er ist von Beruf Kunstmaler.

Drüben, keine dreihundert Meter weit, stehen die ausgefransten Trümmer der zerschossenen Dorfkirche

von Vauxaillon scharf gegen den Horizont. Das gibt ein wundervolles Stimmungsbild.

Da schlägt urplötzlich, wie eine schwergepanzerte Riesenfaust, das feindliche Vernichtungsfeuer aus unzähligen Batterien in die Linien.

Der Maler mischt die Farben, rückt an seiner Staffelei, will beginnen.

Allmählich gehen die Artilleriesalven zum Trommeln über. Die von drüben beabsichtigen einen Angriff.

„Wenn ich jetzt etwas Kobaltblau nehme, tritt das blasse Rot des Abendhimmels besser hervor," denkt der Maler.

Gasschwaden und Geschoßqualm ziehen in Manneshöhe dahin, Telephone rasen. Befehle schwirren von Schulterwehr zu Schulterwehr. In den tiefen Stollen kauern die Gruppen mit aufgepflanztem Seitengewehr, abwehrbereit. Die Gesichter sind bleich, ernst. O dieses Elend!

Der Maler tritt zwei Schritte zurück, überprüft mit Blinzelaugen die Wirkung der kobaltblauen Schattierung.

Mit brüllendem Getöse wuchtet eine schwere Mine auf die Böschung nieder. Haushoch steigt die Erdsäule, flatscht in die wassergefüllten Trichter hinab, der Schlamm fliegt weit umher.

Der Maler wischt ungeduldig einige Spritzer von der Leinwand. Zerreibt nun fieberhaft eine ganze Tube Karmesinrot auf der Palette: Drüben, im Gemäuer der Kirche von Vauxaillon, legt die unter-

gehende Sonne einen fabelhaften Lichtrefler auf die weiße Chorwand. Den gilt es festzuhalten.

Ringsum brüllt die Materialschlacht, geht der Trommler durch die Gräben. Der dunkle, unerbittliche Generalfeldmarschall Tod steht in der vordersten Linie.

Der Maler nickt zufrieden. Das abendliche Stimmungsbild läßt sich glänzend wiedergeben. Wie wird er dieses Stück nennen? „Trümmerfrieden" vielleicht. Oder so ähnlich.

Plötzlich läßt der Feind die Feuerwalze seiner Geschütze auf die zweite Stellung und auf das Hinterland springen.

„So, jetzt noch die Einzelheiten, und ich bin fertig!" Mit kühnen Strichen klatscht der Maler die Farbenkleckse auf die Leinwand, blinzelt, pinselt, zerreibt.

Zischen! — Geheul! — Toben!

Ein höllisches Krachen durch den Laufgraben.

Die Erde bebt.

Stollenbretter knicken wie Streichhölzer.

Armlange Stahlsplitter fetzen umher.

Schwarzer Qualm über dem ganzen Gelände.

Man ringt nach Atem.

Steine, Erdklumpen, Grasnarben prasseln herab! Eine 38-Zentimeter-Granate aus dem feindlichen Sperrfort hat den Stollen getroffen, zermalmt, alles wegrasiert. Im tiefen Loch sammelt sich schon das Grundwasser.

In der Faschinenwand hängen die Fetzen eines

Keilrahmens. Es ist viel Kobaltblau und Karmesinrot dran. Zwar ein wenig verwischt — — —

Durch die Gräben gellt der Alarm. Wie ein gewaltiges Ausrufezeichen zischt eine rote Signalrakete kerzengerade empor.

Sperr—f—e—u—e—r!!

Maschinengewehre belfern los. Aus den Stollen strömen die entschlossenen Verteidiger.

Kleingewehrmahlen.

Schreie, Stöhnen, Fluchen!

Durch das Niemandsland rasseln die feindlichen Tankgeschwader — — —

Vorbei die Tage des Schreckens für uns und der harten Menschenverluste für die Franzosen. Nichts, aber auch gar nichts wurde erreicht. Noch immer steht das Blockhaus mit seinen meterdicken Betonwänden. Es wird noch lange stehen. Wie vor dem Volltreffer, als sei gar nichts geschehen, hausen wieder andere Leute im rauchgeschwärzten Unterstand. Es ist diesmal unser Zug.

Manchmal denken wir mit Grauen an den Tag des großen Unglücks zurück, wissen dann und erinnern uns, daß dort, wo jetzt die Gasmasken griffbereit an Eisenkrampen hängen, die meisten sterblichen Überreste der Leute von der 6. Kompanie klebten, und daß dort, wo jetzt die Kisten mit 1000 geladenen Handgranaten stehen, auch damals schon 1000 geladene Stielhandgranaten gestanden haben. So ein Unglück ist rasch vergessen, ist schließlich nur

ein kleiner Zwischenfall im großen Geschehen. Was sind schon einige Gruppen Infanteristen, nicht mehr, als gerade so in den Stollen gehen! Gar nichts, gar nichts!

Wie hat doch Liesenfeld ausgerechnet: Alle 20 Sekunden ein Toter! Du nimmst die Uhr in die Hand, schaust auf den Sekundenzeiger und bedenkst, daß bei unseren Feinden die Verluste dreimal so groß sein sollen, dann ist bei jedem langen Strich ein Menschenleben fällig. Gehst dann mal in den Unterstand, deine Fußlappen zu wechseln, weil sie ganz und gar durchgelaufen sind und der Musketier Esser III — er fiel vor zwei Stunden — noch fast ganz neue, wollene Lappen im Tornister hat. Diese Arbeit dauert, einschließlich Stiefelausziehen, Stiefelanziehen, genau 5 Minuten und siehe, es sind währenddessen 100 Soldaten gestorben, fast eine ganze Kompanie. Du mußt mal auf Posten ziehen, stehst deine zwei Stunden ab, und es hat dich diesmal nicht gepackt. Und während du so standest und an dies und jenes dachtest, waren 2400 Leben fällig, hüben und drüben. 2400 Menschen, Deutsche, Franzosen und Engländer.

Eintausendzweihundert Menschen in der Stunde, bei Tag und bei Nacht!

Monat für Monat!

Jahr für Jahr!

Eintausendzweihundert Tote in der Stunde!

Welch eine Summe von Selbstopferung und Heldenmut!

Vormittags ist es meist ziemlich ruhig in der Laffaux-Ecke. Die Kanoniere wollen ja auch mal schlafen und die müden Knochen ausstrecken. Nur die Flieger schlafen dann nicht, sind sogar überlebendig, weil das gute Licht geradezu fabelhafte Geländeaufnahmen erlaubt. Einzeln und in Geschwadern ziehen sie vorüber, über uns hinweg.

Wir verbergen uns gar nicht vor ihnen, denn uns können sie nicht mehr auskundschaften. Sie wissen, daß wir da sind und nicht wegkönnen, daß wir stillhalten müssen und die Gräben besetzt haben. Sie kennen längst jeden einzelnen Unterstand, jede einzelne Gefechtsstelle von schweren Maschinengewehren, jeden schwachen und jeden starken Punkt unserer vordersten Linie, die sie wohl hundertmal photographiert haben. Deshalb ziehen sie rasch über uns hinweg in das weite wohlbesetzte Hinterland. Abends werden dann ihre schweren Brüder, die Bombenflieger, aufsteigen und die erkannten Ziele unter Vernichtungsfeuer nehmen.

Wir atmen auf, wenn der Morgensegen vorbei ist und das Essen geschmeckt hat, selbst wenn es nur „Drahtverhau" war, und eine dösige Ruhe über den Stellungen liegt. Vor dem Stacheldraht und den Spanischen Reitern flimmert die Luft, wenn die Sonne scheint.

Ersatz ist angekommen. „Deutschlands letzte Hoffnung" sagen wir. Es sind lauter Achtzehnjährige und Neunzehnjährige, fast noch Kinder. Die

viel zu weiten Uniformen schlottern ihnen um den Leib. Die dünnen Jungenhälse ragen lang aus dem Kragen. Das sind die Fünfzehnjährigen, die uns am eifrigsten ihr unermüdliches Hurra zuriefen, damals, im Herbst 1914, als wir auszogen, voller Begeisterung und noch nichts vom großen Sterben wußten. Nun hat das rauhe Schicksal auch sie erfaßt. Ihr Soldatsein ist ohne Freude, ihre Vaterlandsliebe ohne Begeisterung. Ihnen fehlt das, was wir, die Kriegsfreiwilligen, mehr als genug besaßen, die Kampfesfreude. Zu viel Miesmacherei haben sie schon vernommen, zu viel Hunger selbst gelitten.

Unser Bataillon hat 250 Mann bekommen, zweihundertfünfzig dieser unreifen Menschen, dieser Jungen. Es will uns gar nicht in den Kopf, daß auch wir nicht älter und nicht reifer waren, vor fast drei Jahren, als wir durch die Garnisonstadt zum Verladebahnhof marschierten und unsere geradezu haarsträubend schlappen Präsentiergriffe alle aktiven Feldwebel in Verzweiflung brachten. Doch unser Erleben war inzwischen tief, und das Schicksal hatte uns durch alle Schrecken und Fürchterlichkeiten der Schlachtfelder gezwungen.

Die jungen Soldaten kamen mit den Feldküchen an, wurden von den Trägerzügen empfangen und zu den Bataillonen in die Stellung geführt. In der verflossenen Nacht war es uns gelungen, die Leichen der beim Tankangriff vor vierzehn Tagen gefallenen Kameraden zu bergen. Bei dem ständigen Süd-

ostwind war der Gestank einfach nicht mehr auszuhalten. Der Chlorkalk wirkte nur höchstens vierundzwanzig Stunden lang; dann überwog wieder der furchtbare Leichenbrodem. Etwa zwanzig Leichen hatte man geborgen, sie in Särge aus Stollenbrettern gelegt und hinter der Reservestellung zum Abholen bereitgestellt. Der Trägerzug war abgehetzt, müde, erledigt. Also wurden die jungen, soeben eingetroffenen Soldaten, die Achtzehnjährigen, zum Leichentragen befohlen. Das war unklug, ihnen sofort die schlimmsten Seiten des Krieges zu zeigen, aber man war nicht für Weichheit, damals.

So schlapp waren die Jungen, daß sie zu zehn Mann anpacken mußten, um einen Sarg, eine dieser furchtbaren Lasten wegzubringen. Fliegenschwärme umkreisten die langsam nach Pinon zurückgehenden Transporte der zwanzig weißen Särge. Französische Artillerie hieb ihre Granaten dazwischen. Die jungen Kerle bebten vor Furcht und Schrecken. So war ihr Empfang in der Front. Dies war der erste Eindruck vom Krieg: Leichengestank, schwerste körperliche Anstrengung und das Heulen der heranbrausenden, unsichtbaren Granaten.

Wir haben die jungen Kameraden nachher geschont, so gut es eben ging, weil wir Mitleid empfanden mit ihrer Unerfahrenheit. Vom Postenstehen waren sie vorerst noch befreit. Man beorderte sie zum Schanzen und zu Aufräumungsarbeiten im Graben. Und bei solcher Gelegenheit spielten zwei dieser Rekruten mit einer Wurfgranate.

Den Gegnern hatte die Wurfgranate lange Wochen hindurch Rätsel aufgegeben. Sie konnten sich die Beschaffenheit dieser neuen, aber wirksamen Nahkampfwaffe nicht erklären. Die Wurfgranate blieb immer ein gefährliches und gefürchtetes Ding. Selbst Blindgänger galten als heimtückische Mörder; denn oft, bei der leisesten Berührung, zersprangen sie in tausend Fetzen. Einen solchen Blindgänger fanden zwei Rekruten, die unserem Zug zugeteilt waren.

Kientz kommt zufällig hinzu, sieht die beiden Burschen beim Spiel mit dem ihnen noch unbekannten Geschoß, das sie in der Grabenböschung fanden, wie sie erklärten. Der Vize erkennt, daß es sich um einen Blindgänger aus früheren Gefechten handelt, ergreift das gefährliche Ding, wirft es auf die Böschung und verbietet den Leuten, sich nochmals mit solchen Geschossen zu beschäftigen.

Eine halbe Stunde später kracht es im Graben. Der Morgen ist ganz ruhig. Es klingt wie eine Handgranate, vielleicht noch etwas stärker. Was mag denn das gewesen sein? Eine Granate war es nicht, denn man hat keinen Abschuß und kein Heulen gehört. Kientz schickt mich mal nachsehen.

Mitten im Graben liegen die beiden Rekruten von vorhin. Der eine röchelt noch schwach. Die ganze Brust ist ihm aufgerissen. Der andere streckt mir seine blutigen Armstümpfe entgegen. Beide Hände fehlen. Auch die linke Gesichtshälfte fehlt.

Sanitäter und der zufällig in der Stellung an-

wesende Regimentsarzt können ihnen nicht mehr helfen. Der noch lebende achtzehnjährige Rekrut verblutet langsam. Sie hatten doch nur mal mit einem Blindgänger gespielt, weiter nichts. Unerfahrenheit war gefährlich im Krieg, Frontwitterung und Erfahrung dagegen alles.

Zwei Bratäpfel

Unsere Frontzeit in der Laffaux-Ecke ist um; der Ablösungsbefehl kommt; Bayern ziehen in unsere Stellungen und führen sich gleich durch einige Gewaltunternehmungen ein. Die Laffaux-Ecke wird dadurch noch ungemütlicher.

Unsere Bataillone marschieren nach Norden, zuerst am Schloß Pinon vorbei, dann durch die Wälder, wo früher Grafen und Herzöge das edle Wild hetzten und jetzt die deutschen Batterien stehen. In den ersten, noch gut erhaltenen Etappendörfern wird Rast gemacht und Quartier bezogen. In Eile richtet man Gräber für die gefallenen Kameraden.

Kientz, einige andere Kameraden und ich werden als Quartiermacher nach S. vorgeschickt. Es ist ein langer Marsch über Laon. Diesmal will man uns aber weit ab vom Schuß legen.

Langer Marsch durch den herrlichen Vorsommerabend. Beim Morgengrauen landen wir in S., trommeln den Ortskommandanten aus den Federn. Der hohe Herr ist sehr ungehalten und schnauzt uns

an. Weist uns aber doch Quartiere zu. Todmüde sinken wir in tiefen Schlaf.

Im Laufe des Nachmittags machen wir Quartier für das nachrückende Bataillon. Unseren Zug legen wir in ein großes Bauerngehöft. Die Bauersleute sind noch da, mit ihren beiden Kindern, zwei Mädchen im Alter von neun und zwölf Jahren. Wir haben uns rasch mit den sehr mißtrauischen Leuten angebiedert.

Am Abend trifft unser Truppenteil ein. Die Kameraden sind müde zum Umfallen. Sie wurden unterwegs von Fliegern beschossen. Drei Mann der schweren Maschinengewehrkompanie wurden verwundet.

Man lebt sich rasch ein als Frontsoldat. Wo man sein müdes Haupt niederlegen kann, wo es einem nicht gerade unverschämt auf den Kopf regnet und keine Granaten daherheulen, da fühlt man sich heimisch.

Zuerst gibt es zwei Tage ohne Exerzieren. Nur Gewehrappell und Reinigen der Brocken ist angesetzt. Wir liegen mit unseren Sachen im hohen Gras der Gärten und Wiesen, lassen uns in der Sonne rösten und werden übermütig. Nein, das Leben ist doch so schön! Jawohl, auch das Soldatenleben ist schön!

Zwischendurch wird das Städtchen durchstöbert. Es sind nur noch wenige Zivilisten da. Viele Häuser stehen leer, das heißt, sie sind ganz von Soldaten bewohnt, Soldaten vom Keller bis hinauf unter die Dachziegeln.

Mit unseren Quartierwirten haben wir uns sehr gut vertragen. Durch Vermittlung von Kientz durfte unser Zug an der ängstlich gehüteten Pumpe in der Küche der Franzosenfamilie so viel Wasser holen, wie er wollte. Abends sitzen wir vor den Quartieren. Frösche quaken in Tümpeln. Mundharmonikas spielen. Gesang und gute Laune überall. Ein Duften vom Werden und Reifen der Natur geht durch die Luft. In der Ferne grollt der nie abbrechende Kanonendonner zwischen Somme und Champagne, und wir liegen hier weit ab vom Schuß. Nicht einmal das größte Eisenbahngeschütz könnte uns erreichen, so weit liegen wir in der Etappe. Nur immer so liegen dürfen, wunschlos! Wir beneiden die Frösche, das Gras, die Bäume, die alten moosbewachsenen Mauern. Sie haben es besser als wir Menschen, und dabei ist der Mensch die Krone der Schöpfung.

Eines Abends, während wir so sitzen und die Dämmerung niederrücken sehen, gibt es ein kleines Wunder:

Ich sitze mit Kientz an der Scheunenmauer. Hinter uns, über unsern Köpfen, befindet sich eine kleine Öffnung in der Mauer. Hören da plötzlich ein Geräusch, drehen uns um und sehen eine Hand mit einem Paket und eine dünne Stimme, die Stimme der zwölfjährigen Tochter des Hauses flüstert: „Prenez, c'est pour vous!“

Die Hand läßt das Paket fallen. Es ist warm, und wir finden darin zwei wundervolle schwere

Bratäpfel in Teig gebacken, für uns eine unerhörte Delikatesse. Ehe wir unser „Merci bien" flüstern können, ist die Kleine verschwunden. Diese heimliche Gabe des kleinen Franzosenmädels hat uns beide gerührt. Selbst hatten die Leute nichts und wollten uns noch gut sein, weil wir uns anständig zeigten. Und da spricht man von Völkerhaß und unmöglicher Versöhnung. Ein Franzosenkind zieht sich einen Leckerbissen am Mund ab, um die „Boches" damit zu füttern. So geschehen zu der Zeit, da alle Staatsmänner Frankreichs, Clemenceau an der Spitze, behaupteten, es müsse bis zur Vernichtung des Gegners weitergekämpft werden.

Wir „Kannibalen"

Giftig-grün, unreif hängt das Obst an den Bäumen. Weißer Staub liegt millimeterdick auf allen Blättern. Von Straßen und Wegen steigen immer neue Staubwolken empor, und wenn mal eine Autokolonne vorbeikommt, ist es gar nicht mehr auszuhalten. Dann heißt es, in den Chausseegraben oder weit ins Feld hineinlaufen oder stehenbleiben und den Atem anhalten, so dicht und undurchdringlich wird der Staub dieser ausgefahrenen, abgenutzten Wege. Die Eisenräder der Geschütze und der Trainfahrzeuge haben die Steine zermalmt und aus der Bettung gewühlt. Überpuderte, verstaubte Landschaften, auch das ist ein Zeichen des Krieges.

Durch solch eine Gegend streifen wir, Huba und ich. Strengstens verboten ist, sich weiter als 500 Meter vom Quartierdorf zu entfernen. Wir sind aber mindestens fünf Kilometer von unserem Quartier entfernt. Dieser Spaziergang durch die Hitze und den Staub hat einen doppelten Zweck: Zuerst wollen wir in einem dieser zahlreichen Gärten von diesem noch grünen Obst pflücken, um daraus eine Zukost zu kochen. Dann aber — und das ist sehr wichtig — möchten wir mal Fleisch „kaufen" gehen.

Drüben, jenseits der Ebene, liegt eine Fabrik oder ein ehemaliges Wasserwerk oder ein Elektrizitätswerk oder was es sonst gewesen sein mag. Dort — wir haben diese Nachricht aus sicherster Quelle — ist eine Kadaververwertungsanstalt untergebracht. Dorthin kommen die oft schon in Verwesung übergegangenen Körper der erschossenen Gäule. Auch unsere am Chemin des Dames beim Trägerzug tödlich getroffenen Pferde wurden in diese Anstalt gebracht. Nichts bleibt liegen anno 17, im Jahre der ausgeprägtesten Materialnot. Jedes Teilchen von solch einem Gaul wird verarbeitet zu Fett, zu Schmiermasse, zu Stiefelwichse, zu Kerzen, zu diesem und jenem. Wer weiß, wie viele solche Gäule heimlich, gut gewürzt und mit anderem Fleisch gemischt, zu Wurst, zu Konserven und Brotzulage verarbeitet wurden! Sicher ist es jedenfalls, daß zentnerweise das Fleisch an Fronttruppen abgegeben wurde, natürlich inoffiziell und gegen Schnaps oder Zigaretten.

Bei der Zivilbevölkerung stand dieses Haus in recht üblem Leumund. Über dem Eingangstor prangte es groß und deutlich: „Kadaver-Verwertungsanstalt." Ein Kadaver (cadavre) ist aber beim Franzosen eine menschliche Leiche.

So entstand bald die ungeheuerliche Mär von heimlich aus allen Winkeln der Front hergebrachten Soldatenleichen, die man zur Fettgewinnnug in großen Kesseln verarbeitete. Dieses furchtbare Gerücht drang sogar bis ins Ausland und wurde in der feindlichen Presse als neueste „Schandtat der Hunnen" dem vernichtenden Urteil der Welt übergeben. Mir selbst wurde später, während meiner Kriegsgefangenschaft, solch eine Zeitung unter die Nase gehalten, mit der fetten Überschrift: „Die Boches als Kannibalen."

So entstand aus einem mißverstandenen Wort eine der ungeheuerlichsten Anklagen gegen Deutschland. Jeder Neger schauderte bei dem Gedanken, daß man ihn unter Umständen, als Konserve verarbeitet, mit gutem Appetit in den deutschen Gräben verspeisen könnte.

Huba und ich sind nun am Ziel. Ein niederträchtiger Gestank umgibt das Gebäude wie eine Wolke. Man wird sofort an die Front erinnert. Nur der heilsame und niederdämmende Nebengestank des Chlorkalks fehlt. Überklettern die Umfassungsmauer. Geraten just in eine Gruppe gefangener Russen, die mit dem Abhäuten und Ausnehmen ziemlich „fortgeschrittener" Pferde beschäftigt sind. Einer

— er ist sicher Metzger — schlitzt nur Bäuche auf, schneidet mit einer einzigen, raschen Bewegung Huf um Huf ab, wirft die Dinger in eine Ecke. Sie fallen wie Pflastersteine.

Die Russen sind gar nicht erstaunt über unser Erscheinen, winken uns zu und deuten auf eine Baracke. Dort soll es Fleisch geben, noch genießbares Pferdefleisch, entnehmen wir ihrer Zeichensprache. Wir dringen in den Raum. Es ist wie in einer Großschlächterei. An vielen eisernen Haken hängen abgehäutete, zerteilte Pferde. Etwa zehn Mann, alles Russen unter der Aufsicht eines Deutschen, sind mit dem Zerlegen der noch verwendungsfähigen Fleischbrocken beschäftigt. Wir treten näher und bringen unsere Bitte vor. Der Kamerad möge doch bedenken, daß man auf die Dauer mit Dörrgemüse und „Heldenfett" nicht satt werden könne. Eine dicke Pulle Danziger Goldwasser unterstreicht recht vorteilhaft unsere Werbung.

„Tut eure Zeltbahnen auf!"

Wir tun's. Klatsch, klatsch fliegen die Fleischbrocken hinein. Fast 40 Pfund kriegt jeder von uns zu tragen. Die Russen helfen uns über die Mauer zurück wegen der Posten am Eingangstor.

Eine Faust voll Zigaretten belohnt ihre Hilfeleistung. Dann marschieren wir durch die Hitze, Sonne und Staub. Blut sickert durch die Zeltbahnen, färbt uns Rücken und Waden. Hunderttausend Fliegen begleiten unseren Rückweg.

Ein Bottich mit Salzwasser nimmt den Braten

mal zuerst auf. Dann werden an alle Leute des Zuges schöne Stücke verteilt. Bei Nacht und Nebel schleichen Kientz, Huba, Liesenfeld und ich hinüber zu den Quartierleuten. Wir bringen herrliche Fleischstücke mit. Die Leute sollen sich mal sattessen können.

Ein emsiges Kochen und Braten hebt an. Einer zerkleinert Holz, der andere macht Feuer, einer schält Kartoffeln, der andere schneidet die Beefsteaks, und als ringsum die Frösche wieder mal ihr Konzert beginnen und die müden Bataillone einen tiefen, von fernem Trommelfeuer nicht gestörten Schlaf halten, sitzen acht Menschen, vier Deutsche und vier Franzosen, um ein lecker bereitetes, langentbehrtes Mahl. Wir haben Wein aus der Kantine mitgebracht, und gegen Mitternacht ist es eine große Fröhlichkeit.

„Ja," sagt die Frau des Hauses, „vor einigen Wochen haben Deutsche, die hier im Quartier lagen, auch schon mal viel Fleisch gebracht, aber wir wollten nicht mitessen, weil das aus der Kadaver-Verwertungsanstalt war. Wer weiß, was die Leute da gegessen haben."

Wir grinsen und stoßen uns an. Das Fleisch hier stamme von einem vorgestern verunglückten Bagagegaul, den wir abschießen mußten, hatten wir gelogen. Und so sind auch wir „Kannibalen" geworden, wir, die französischen Quartierwirte und unser ganzer Infanteriezug.

An die Verdunfront

Unsere Ruhezeit ist vorbei. Ein Federstrich bei irgendeinem Stab beordert uns an die Verdunfront. Zwar nicht unmittelbar, sondern in langsamen Etappen.

Zuerst bringen uns die Transportzüge bei Nacht und Nebel über Sedan und Montmédy fast zur deutschen Grenze. Im Erzbecken von Briey werden wir abgeladen; fast an derselben Stelle, wo man uns vor bald drei Jahren zur Fahrt nach Souchez eingeladen hatte. Wir sehen wieder die Straßen und Wege und Häuser, erkennen unsere ehemaligen Quartiere. Sehen auch wieder die Wiesen, darauf man uns schliff und uns Griffe beizubringen versuchte. Wer lebt heute noch von diesen Leuten? Viele deckt die Erde. Selbst ihre Namen sind schon aus unserem Gedächtnis gewischt. So schnell vergeht ein Mensch. Der Mensch ist nichts, das Ganze ist alles.

In langsamen Tagesmärschen über das Hügelland Lothringens nähern wir uns der Festung. Hin und wieder stehen noch Wegweiser und Meilensteine am Straßenrand und zeigen: Verdun 40 oder 35 oder 30 Kilometer. Es ist ein eigenartiges Gefühl: Du marschierst auf dieser Straße weiter, nur einen Tag lang und bist im umstrittenen Punkt, in der Festung Verdun. Es scheint alles so leicht, und doch muß unser Marschieren irgendwo beendet sein, muß die Gruppenkolonne und das friedensgemäße Vor-

gehen aufhören und in Kriechen übergehen. Und dann wird eine Strecke kommen, die nicht mal mehr kriechend zurückgelegt werden kann, die als schier unüberwindbare Grenze zwischen hüben und drüben steht.

Kientz und mehrere Leute unseres Zuges werden immer vorgeschickt als Quartiermacher. Täglich finden wir weniger Zivilisten in den armseligen Dörfern, dafür aber desto mehr zerstörte Häuser, und eines Tages werden wir zum letzten Quartiermachen ausgeschickt, nach Mangiennes.

Dieses Dorf, früher sicher eine schöne, reiche Ortschaft, sauberer und besser gebaut als alle Dörfer der Gegend, ist von Zivilpersonen geräumt. Fast alle Häuser sind gut erhalten und zu Truppenlagern umgebaut. In solch einer geräumigen Scheune stehen zum Beispiel nicht weniger als 300 Pritschen in drei Reihen übereinander. Gut zwei Regimenter können zur Not in diesem Ort unterkommen. Es sind in Luftlinie genau 15 Kilometer bis zum Fort Douaumont. Was sind 15 Kilometer für ein Langrohrgeschütz?

Unsere Bataillone rücken langsam nach. Die Kolonnen und Gefechtsbagagen aber schneiden ab, verlassen die große gegen Sicht gedeckte Straße und fahren von Norden her in das Dorf ein. Diese Bewegung am hellen Nachmittag, bei gutem Sonnenlicht, haben die Franzosen vom Douaumont aus erspäht, richten ihre Langrohrgeschütze.

Wir sind gerade vor der Ortskommandantur angekommen und wollen uns als Quartiermacher

melden, da heult die erste schwere Granate mit furchtbarem Getöse einher, streicht über die Dächer und platzt neben den einfahrenden Kolonnen, die sofort Schutz in den Seitenstraßen suchen.

Wir stellen uns auch hinter eine Wand, zumal wir nicht recht wissen, was los ist, da rasen, wie geölte Blitze, mindestens 20 halbnackte Feldbäcker an uns vorbei, verschwinden in einem der zahlreichen Betonstollen, auch Heldenkeller genannt. Eine satanische Schadenfreude läßt uns innerlich jauchzen, und gleich ist unser Entschluß gefaßt. Kientz blinzelt uns an und sagt nur:

„Jungens, das Schicksal meint es gut mit uns. Seht mal nach, ob die Brote nicht weglaufen oder gar gestohlen werden. Sammelpunkt drüben, hinter dem Bahndamm in fünfzehn Minuten."

Sind den Weg der Feldbäcker gelaufen, aber in umgekehrter Richtung. Der Vize hat währenddessen mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt an der Straßenecke aufgepaßt. Haben Brot gefunden, ungeheuer viel Brot. Ganze Berge Brot! Und neben der Feldbäckerei haben sie ein Proviantamt gehabt und die Brüder von diesem schönen, guten Proviantamt saßen auch irgendwo im Heldenkeller und schlotterten vor Angst. Und da haben wir weggetragen, was wir nur schleppen konnten. Keuchten unter den Brotlasten. Schleiften Eimer mit Marmelade und Butter und Fett heraus. Sollen die Etappenschweine das allein fressen? Uns Frontsoldaten gehört es, Schluß!

Eine gute, schwere Wagenladung haben wir nun beisammen hinter dem Bahndamm. Decken unsere Zeltbahnen darüber. Noch immer knallen die Franzosen ins Dorf. Alle zwei Minuten kommt eine Granate an. Was kümmert uns eine Granate, wenn wir mal wieder satt zu essen haben, so richtig und ehrlich satt zu essen! Die ganze Kompanie soll mal gut leben.

Rennen und Schreien und Flüchten auf der Dorfstraße. Eine schwere Munitionskolonne ist soeben ausgeräuchert worden. Einige Fahrer hinken blutend vorbei. Wieder eine Granate. Diesmal gibt es ein großes Krachen und Prasseln, denn ein Stall ist getroffen. Das Geschoß ist von oben durch das Dach gedrungen und zwischen den Pferden geplatzt. Es waren lauter schwere Belgier, frisch requirierte Tiere. Sechzehn Gäule waren tot. Den siebzehnten mußte man nachträglich erschießen, weil er so elend zugerichtet war.

Pferdefleisch! Es gibt Pferdefleisch! Auf zum Tab-Trab-Empfang!

Trotz Granaten und Splitter laufen wir zum getroffenen Stall. Ziehen schon unterwegs die Seitengewehre und Dolche. Wie gut das Schicksal es doch mit uns meint! Zuerst Brot, Butter, Marmelade und Fett in Hülle und Fülle, und jetzt gar noch schönes, prachtvolles, gesundes, frisches Fleisch! Frisches Fleisch! Kinder, man verwöhnt uns!

Wie Indianer stürzen wir uns auf die toten Gäule, schneiden gewaltige Stücke aus dem dampfen-

den, warmen Fleisch. Unsere Uniformen sind bald mit Blut besudelt. Einerlei. Ohne Wahl schneiden und reißen wir. Schleppen Brocken um Brocken hinter den Bahndamm. Zwei Mann werden dort als Wache zurückgelassen.

Endlich schweigt der Franzose vom Douaumont, und die Etappenschweine kehren in ihre Quartiere zurück. Wir aber melden uns beim Ortskommandanten der gerade aus seinem Keller steigt. Der alte Herr ist sehr freundlich und führt uns selbst von Scheune zu Scheune. Findet auch die zersäbelten, toten Gäule und droht uns scherzhaft mit dem Finger. In der Ferne, auf der Chaussee, marschieren unsere Kompanien heran, so wie der Federstrich es will.

Siebzehn Pferde sind selbst für ein ganzes Regiment eine hübsche Kostzugabe, besonders wenn es sich um schwere, belgische Tiere handelt. Die ganze Nacht über wurde in allen Quartieren gekocht, gebraten und gegessen. Der furchtbare Geruch des frischen Pferdefleisches verpestete den ganzen Ort. Unsere Kompanie aber aß besonders fett und besonders viel. Jeder Mann hatte ein halbes Kochgeschirr voll Fett oder Butter als außergewöhnliche Zugabe empfangen. Am anderen Morgen verlangten die Artilleristen Ersatz für siebzehn völlig verschnittene Pferdehäute. Wir aber grinsten und waren köstlich satt.

Alarm!

Drei Tage und drei Nächte im Ruhequartier, drei Tage ohne Exerzieren, drei Nächte ohne Schanzen und Postenstehen, nein, herrlich! Mitten in der vierten Nacht, kurz vor 1 Uhr, gellt der Alarm durch unsere Quartiere.

„Alarm, alles fertigmachen! Sturmgepäck!"

Hornisten blasen das aufreizende Signal durch die Nacht. Vorne, auf den Hügeln um Verdun trommeln schwerste Einschläge. „Die Franzosen beabsichtigen einen Angriff," sagt man uns und treibt zur Eile. Auf den dunklen Dorfstraßen sammeln sich die Kompanien. Es ist zuerst ein großes Durcheinander. Zugführer rufen ihre Leute. Kompanieführer lassen sich Meldung erstatten über Stärke und Zusammensetzung der Kompanien. Taschenlampen werden auf und ab bewegt. Eintönig rinnt der Regen, ein dünner trostloser Regen. Die Tropfen sammeln sich auf den Randwulsten der Stahlhelme, fallen in Nacken und auf Schultern. Im Lichtkegel der Taschenlampen sind die Regensträhnen gut zu erkennen. Dann sieht man, wie heftig es eigentlich gießt. Das gerollte Sturmgepäck pumpt sich voll Wasser, wird bleischwer. Endlich kommt der Abmarschbefehl.

Wir gehen durch die Nacht, torkeln wie Betrunkene auf diesen grundlosen, ausgefahrenen Straßen. Kein Wort. Der Regen wird immer heftiger. Vor uns, als gut erkennbares Marschziel, liegt die

brüllende Front. Leuchtkugeln steigen ohne Unterlaß. Ihr weithinreichender Schein liegt schwach auf der Straße, spiegelt sich in den Wasserpfützen und Radspuren. Nur so können wir die Straße erkennen und wissen, daß wir noch auf dem richtigen Weg sind. Unsere Stiefel saugen im Schlamm, füllen sich mit Wasser.

Eine volle Stunde marschieren wir schon. Der lange Wald von Spincourt hat uns aufgenommen. Am Waldausgang liegt die Front, liegt Verdun, das Verdun des deutschen Frontkämpfers. Verdun, der Begriff für Opfer, Kampf und Tod. Ein starker Morgenwind schüttelt die Bäume, wirft dicke Tropfen als Sprühregen auf die marschierenden Kompanien. Rechts und links, hinter Büschen und im Dickicht, stehen deutsche Geschütze und schießen. Wir hören deutlich die Kommandorufe der Batterieführer, kurz gefolgt vom Abschuß. Eintönig klingt das Gehen der Infanteristen. Dann wird das Trampeln laut und hohl: Wir marschieren über einen Knüppeldamm, den Starostenweg.

„Hier steht eine 42-Zentimeter-Kanone," wird durchgesagt. Einige schwere Einschläge gehen dicht neben uns in einen Sumpf. Schlamm fliegt über uns hinweg.

Ganz unerwartet ist der Wald zu Ende. Ein Wald mit stark gelichteten Rändern. Gleichzeitig ist es plötzlich viel heller geworden. Es geht ja auch auf 4 Uhr.

Vor uns, schier greifbar nahe, liegen die hohlen,

zerschossenen Hügel um Verdun, und darauf tobt nun das erschütternde Trommelfeuer. Kaum ausgebaute, schlammige, in Regen und Grundwasser ersoffene Gräben nehmen uns auf. Wir haben unser vorläufiges Ziel erreicht und die Kriemhilde-Stellung besetzt. Die vorderste Linie soll etwa 2000 Meter weit sein. Jedenfalls liegt sie unter schwerstem Feuer. Aus einiger Entfernung hört sich das Trommelfeuer immer schlimmer an. Im Falle eines feindlichen Durchbruchs sollen wir die zurückflutenden Kompanien aufnehmen und die nachfolgenden Franzosen aufhalten. Gelingt es den Franzosen, bis in den Wald zu kommen, so ist die ganze Artillerie verloren, denn bei diesem Wetter und über diese aufgeweichten Wege kommt kein Rad mehr zurück. Unsere halbverhungerten Pferde schaffen es nicht mehr.

Beim Morgengrauen springt das Feuer der Feinde nach hinten, auf unsere Stellung und in den Wald. Gleichzeitig brüllt die 42-Zentimeter-Kanone und schickt ihre Geschosse mit furchtbarem Getöse gegen Fort Douaumont. Farbige Signale durchstreifen die Luft. Maschinengewehre, Gewehre knattern. Der Angriff ist losgebrochen. Nun müssen auch die Würfel unseres Schicksals fallen. Entweder wird vorne der Angriff abgeschlagen, oder der Kampf wird sich zu uns wälzen. Wir horchen mit klopfendem Herzen. Fast zehn Minuten lang tacken die Maschinengewehre auf der ganzen breiten Front, brechen dann ab. Das Kleingewehrfeuer wird unregelmäßig, lebt nur stellenweise wieder auf. Immer dünner

wird das Artillerieschießen. Jetzt gibt es schon Pausen, sekundenlange Pausen zwischen den einzelnen Salven. Der Morgenangriff ist beendet, abgeschlagen. Wir haben nicht einzugreifen brauchen.

Gruppenweise räumen wir die Stellung, ziehen uns auf den Wald und den Starostenweg zurück, sammeln uns und marschieren wieder in die Ruhequartiere. Nichts bleibt von der Aufregung des nächtlichen Alarms. Die Kompanien marschieren singend durch den Wald. Der Regen hat aufgehört, und warm strahlt die Morgensonne auf unsere nassen Uniformen.

Am folgenden Abend werden wir wieder alarmiert, marschieren wieder nach vorne, bleiben aber diesmal tagsüber in der unausgebauten Stellung. Kehren dann zurück. Da ist mein Urlaub fällig.

In den neun Monaten seit meinem letzten Urlaub hat sich meine Heimat stark verändert: Die feindlichen Flieger waren wiederholt da und haben Bomben abgeworfen.

Selbst die Biertischpolitiker, soweit sie nicht eingezogen wurden, sind nicht mehr so hoffnungsvoll, hauen nicht mehr bei jeder Gelegenheit auf den Tisch des Hauses. Alles ist traurig und trostlos geworden. Fast alle Frauen arbeiten in den Munitions- und Granatenfabriken. Ihre Haare sind grün, ihre Haut ist blau von Säuren, aber in der Tasche haben sie Geld, viel Geld, das sie nicht verwenden können, weil es nichts zu kaufen gibt. Alles Eßbare, jede Kar-

toffel, jedes Stückchen Fleisch, alles ist aus dem freien Handel verschwunden. Nur die Kinos sind noch immer überfüllt. Dort bekommen die Leute wenigstens noch etwas für ihr Geld. Liebesstücke ohne jeglichen Hintergrund, dann die Wochenschau und Filme vom Kriegsschauplatz. Man sieht darauf irgendwelche Paraden und Ordensverleihungen. Man sieht auffahrende Batterien und in Stellung gehende, lachende, rauchende, frohe Truppen. Man sieht mit Staunen, wie die Feldpost ankommt, wie die Fronttruppen ihre zahlreichen Futterpakete empfangen und unter Scherzen öffnen. Dies alles sieht man und lernt den Krieg von der falschen Seite kennen. Man sieht nur Gutes vom Kriegsschauplatz und ahnt nicht, daß dies alles auf irgendeinem Truppenübungsplatz aufgenommen wurde. Wir Frontsoldaten schütteln nur den Kopf über diesen Kitsch. Die wahre und heldenhafte Seite des deutschen Aushaltens da draußen wird nicht gezeigt, kann nicht gezeigt werden. Die Heimat, glaube ich, würde sie auch nie verstehen.

Es wird heldenhaft gelitten und heldenhaft geschwiegen. Dann muß ich zur Front zurück.

Ich sitze wieder im Zug und nähere mich Spincourt, der letzten Bahnstation vor der Verdunfront. Der Urlauberzug hat irgendwo einen erzwungenen Aufenthalt. Auf dem Nebengeleise steht ein Lazarettzug. Ein Verwundeter schreit meinen Namen und winkt.

„In einigen Tagen wird unser Bataillon nach vorne gebracht zum Stürmen.“ Schon wieder? denke

ich. Es muß doch endlich der Krieg ein Ende finden. Endlich müssen die letzten Granaten verschossen sein. Du kommst vom Urlaub, du gehst in die Front, du machst mit, Monat um Monat, Jahr um Jahr. Du bist schon an alles gewöhnt. Schießen, Kampf, Wunden und Tod sind dein Alltag geworden. Wen die Front hat, den läßt sie nicht mehr los. Es stimmt schon, was Segmüller damals am Toten Mann gesagt hat, wir alle, alle Frontsoldaten tragen das unsichtbare Opferzeichen auf der Stirn. Unser Schicksal ist hart, aber wir tragen es ohne Groll, weil es so sein muß. Wir leiden entsetzlich, aber wir sprechen nicht davon. Nur die Heimat macht uns Sorgen, nur die Heimat. Es ist gut für unsere Seele, daß wir sie nicht oft in ihrem kleinlichen Alltag sehen und erleben, sondern sie nur aus der Ferne lieben, wie eine ferne, abwesende, leidende Mutter. Wir aber müssen kämpfen, denn kein Verdun-Soldat entgeht seinem Schicksal.

Der Kamerad im Lazarettzug hatte recht; unser Bataillon muß stürmen.

Die befohlene Linie

Armeebefehl: „Ihre Infanterie-Division hat sich ab 20. dieses Monats bereitzuhalten zum Sturm auf die in der Anlage näher bezeichneten feindlichen Stellungen westlich der Maas. Der Angriff wird in größerem Verband durchgeführt und bis Punkt N.

in der Frontbreite zwischen römisch III und römisch Va vorgetragen. (Siege beigefügte Karte.) Tag und Stunde des Unternehmens werden noch bekanntgegeben." —

Motorradmelder knattern davon.

Einige Stunden später Divisionsbefehl: „Die mir unterstellten drei Infanterieregimenter haben den ehrenvollen Auftrag erhalten, in den nächsten Tagen einen Vorstoß gegen feindliche Stellungen auf dem rechten Maasufer zu unternehmen. Tag, Stunde und Ziel des Unternehmens werde ich noch bekanntgeben. Von allen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften erwarte ich treueste Pflichterfüllung. Die Regimenter haben wieder die ehrenvolle Gelegenheit, ein neues Ruhmesblatt ihrer Geschichte zu schreiben. Die befohlene Linie muß unter allen Umständen erreicht werden. Artillerie und Minenwerfer haben ihre ganze Kraft einzusetzen, um den Kameraden von der Infanterie durch wirkungsvolle Beschießung der feindlichen Stellungen den Angriff zu erleichtern."

Melder zu Pferde und auf Motorrädern eilen nach allen Richtungen in die halbzerstörten lothringischen Dörfer, wo die einzelnen Regimenter ihr Ruhequartier bezogen haben.

Zwei Stunden später, beim Appell, wird der Divisionsbefehl vor jeder angetretenen Kompanie verlesen. Am anderen Tag gibt es doppelte Verpflegung. „Großkampfverpflegung." Dann Gewehrappell, Übung mit Handgranaten, Übung mit Gewehrgranaten, wieder Appell, dann Munitionsempfang.

Über den fernen Hügeln um Verdun stehen schwarze Rauchfahnen.

Um Verdun trommelt der Tod!

Man gibt uns Freibier und Zigaretten. Wir sind großspurig-lustig. Nachher, wenn das Karbidlicht im Massenquartier gelöscht ist, hören wir das brüllende Toben des 15 Kilometer entfernten Trommelfeuers, das Poltern einer gewaltigen, rücksichtslosen Materialschlacht.

Und eines Morgens sagt man uns: „Heute! Heute nach Sonnenuntergang rücken wir nach vorne, und vor Sonnenaufgang wird gestürmt. Ruhe, kaltes Blut, in vierundzwanzig Stunden ist alles vorbei!"

Jawohl, in vierundzwanzig Stunden ist alles vorbei, so oder so! Es könnte ja auch noch allerlei dazwischenkommen. Vielleicht haben sie plötzlich beim Stab ganz andere Pläne. Was wissen wir von der Notwendigkeit einer Frontverbesserung?! Kompaniefeldwebel haben plötzlich keine Stimme mehr, sprechen auch den dämlichsten Musketier so sanft an wie nur möglich. Es ist ein fast zivilmäßiges Verhältnis. Na, können die ja auch, denn sie bleiben da und hören vom ganzen Angriff und dem Drum und Dran nur das ferne Erdbeben beim Morgengrauen.

Heute ist kein Exerzieren, gar nichts. Wir treiben uns in den Kantinen herum. Das dünne vierprozentige Bier hat einen faden Geschmack. Man geht ins Quartier zurück und bastelt am Sturm-

gepäck. Es wird nur die Zeltbahn gerollt mitgenommen, darauf das Kochgeschirr mit Brot und einer Büchse Fleisch. Jeder Mann hat zwei Sandsäcke empfangen zur Aufnahme von je sechs Handgranaten. Die Säcke werden oben und unten zusammengeknüpft und um den Hals gehängt. Keine zehn Minuten dauert sonst das Fertigmachen des Sturmgepäcks, doch wir nehmen uns diesmal köstlich viel Zeit. Unsere Stunden müssen doch irgendwie verbracht werden. Wir putzen unsere Gewehre, unsere Seitengewehre, unsere Stiefel. Es ist ein Putzen wie zur schönsten aller Paraden. Stimmt: Generalfeldmarschall Tod wird unsere Parade abnehmen.

Noch nie sickerte ein Tag so langsam in das unendliche Maß der Ewigkeit. Dabei die schönste Sonne am Himmel und eine sommerliche Wärme. Gegen Abend erscheint der katholische Feldgeistliche und hält rasch einen Gottesdienst ab. Seit dem frühen Morgen reitet er von einem Dorf zum andern, überall wo Sturmtruppen liegen.

Einige haben sich über die Fleischbüchsen hergemacht. Es gibt ja doch wieder Ersatz aus dem Sturmgepäck der Gefallenen, denken sie, oder gar aus einem wohlgespickten französischen Unterstand. Bei Vauxaillon sind wir ja auch mitten in die Essenholerei geraten. Hammelfleisch mit Bohnen gab es damals bei den Franzmännern. Und ob das uns geschmeckt hat! Man kann nie wissen, was alles

kommt, aber solch eine Büchse Fleisch im Magen ist besser, als wenn der Nachbar — — —

Nein, daran nicht denken, nur nicht denken! Selbstverständlich werden wir alle lebend aus dem Schlamassel wiederkommen. Na ja, einige Heimatschüsse wird es schon noch geben. Wer wird so ein Salonschüßchen verweigern? Das stempelt dich bei den kleinen Mädchen gleich zum Helden.

Ob sie es tatsächlich ernst gemeint haben mit dem Angriffsbefehl? Es scheint bald so. Die Sonne will sich hinter dem Romagnerücken verstecken. So rot und so schön! Wenn Muschkoten sentimental werden, ist's schlimm. Man kann schon ohne Zwinkern die runde Riesenscheibe betrachten. Jetzt scheint sie über den Romagnerücken hinzurollen, wie ein Feuerrad. Schon verschwindet ihre untere Hälfte. Eine Viertelstunde später ist sie ganz untergetaucht. Wer von uns hat nun die Sonne zum letztenmal gesehen? Wessen Schicksalsrad ist nun bald abgelaufen? Ehe die Sonne nun wieder zum Vorschein kommt, soll gestürmt werden.

Drüben auf der schnurgeraden Chaussee von Spincourt fährt Artillerie in Stellung, Geschütz hinter Geschütz. Sie hatten auch den Abend abgewartet, der Flieger wegen. Eine dichte Staubwolke schwebt wie ein gelber Vorhang über den ziehenden Fahrzeugen.

Bodennebel steigen bläulich, verschleiern die Sicht bleiben aber in Baumhöhe hängen, weben auf und ab. Die Schlacht um Verdun ist plötzlich erstarrt.

Hin und wieder rollen einige Salven aus dem Wald von Spincourt gegen diesen oder jenen Hügel. Auch die Franzosen antworten, aber es ist kein rechter Krieg. Eine ganz schläfrige Sache. Wenn das nur so ruhig bleibt während unseres Vorgehens in den nächsten Stunden!

Schon, oder vielmehr endlich, kommen die Lastwagen an. Nein, es soll uns nicht zugemutet werden, jetzt noch fünfzehn Kilometer zu Fuß zu gehen. Wie feine Leute sollen wir gefahren werden, wenn auch die Fahrzeuge nur auf ganz gewöhnlicher Spiraleisenbereifung laufen. Gummi ist längst verschlissen und nicht mehr zu haben.

Je ein Sturmzug wird in einen Lastwagen verstaut. Fallen können wir nicht, denn wir stehen Mann an Mann, vierzig bis fünfzig Menschen auf jedem Fahrzeug mit Anhänger. Für jeden ist nur ein Stehplatz da. Unser Führer, der baumlange Vizefeldwebel Kientz, steht in der Mitte des Triebwagens und raucht. Ich überzähle: Es sind rund fünfzig Mann auf diesen zwei Fahrzeugen, macht 600 Handgranaten, dazu 300 Gewehrgranaten, 100 Geschosse für den Granatwerfer, 10000 Schuß Gewehr- und Maschinengewehrmunition. Eine recht nette Ladung. Ein Bruchteil davon genügte, um aus uns eine unkenntliche Fleischmasse zu machen. Wenn nun eine Granate, oder nur ein Granatsplitter, unterwegs, während der Fahrt, in einen dieser gefüllten Handgranatensäcke — — — Nein, nicht daran denken!

Wir fahren und fahren. Die ausgeleierten Lastwagen keuchen sich mit schwerarbeitenden Motoren durch die zahlreichen Löcher der Straße. Wir werden durcheinandergeschüttelt. „Achtet auf die Handgranaten!“ schreit der Vize.

Einer will singen. Es ist Gefreiter Quint, der Spaßmacher des Zuges. Er gibt es bald auf. Seine Stimme wird erstickt im Rattern der acht Räder. Der Wald von Spincourt hat uns verschluckt. Wir fahren zwischen Bäumen und dichtem Unterholz. Am anderen Ende des Waldes liegt Azannes und nahe dabei die Front. Vorerst kommen wir noch am „Deutschen Eck“ vorbei, eine besonders lebhafte Stelle im großen Wald. Dort ist Tag und Nacht Betrieb. Dort liegen gewaltige Munitionsstapel dort lagern, in langgestreckten Laubhütten, die frischen Reservetruppen. Dort gibt es auch Kantinen und Feldküchen, alles unter den Kanonen von Verdun. Trotz vorsichtiger Abblendung dringt dünnes Licht durch Fensterchen und Türritzen. Brennend beneiden wir diese Menschen, die nicht in das Mahlen der Materialschlacht müssen. Wenn sie auch hin und wieder eine Granate aus dem Langrohrgeschütz der Feste Souville mit in Kauf nehmen, ein schönes Leben haben sie eigentlich doch.

Hinter dem „Deutschen Eck“ kommen wir an den Starostenweg. Es ist schon dunkel. Hin und wieder flattert ein Fetzen der gelben Vollmondscheibe durch die Baumkronen. Am Starostenweg beginnt die Zone der steten Gefahr. Wir gelangen allmählich in

die Reichweite der feindlichen Feldgeschütze. Es muß gerade etwas lossein, denn ohne Unterbrechung zuckt es rechts und links von uns im Dickicht des Unterholzes. Sind es Abschüsse deutscher Geschütze oder Einschläge feindlicher Granaten? Das Lärmen des Motors erstickt jedes Geräusch. Hundert Meter vor uns, hundert Meter hinter uns fährt je ein Zug schwerbewaffneter Infanterie. Und so folgen sich in ununterbrochener Reihe die Fahrzeuge. Die letzten Wagen mögen jetzt erst vom Ruhequartier abfahren, ein fünfzehn Kilometer langer Heerwurm gefährlich geladener Waffen und Munitionshaufen. Wie gesagt, nur ein kleiner Splitter — — —

Und dieser Heerwurm schlängelt sich durch das feindliche Störungsfeuer, das jetzt schon deutlicher wird. Jetzt vernimmt man schon das kurze, wütende Sausen knapp über den Köpfen. Wir bücken uns. Der Vize steckt sich eine neue Zigarette an. „Achtet auf die Handgranaten! Aufgepaßt, daß kein Abzugsknopf herausbaumelt!"

Wir tasten die Handgranatenstiele mit Fingern ab. Ein neues, stärkeres Sausen. Roter Blitz. Keine 20 Meter neben uns schlägt die Salve feindlicher Feldgranaten in den sumpfigen Waldboden. Äste krachen, Blätter rieseln auf uns herab. Der Lastwagenführer gibt Vollgas. Nur weg aus dem gefährlichen Bereich.

Wir fahren rasch dahin, auf unbeleuchteter Straße, mit unbeleuchtetem Fahrzeug. Nur die fahlen Blitze der Abschüsse und Einschläge blenden

unsere Augen. Da, ein kurzes, heftiges Heulen, mehr ein gräßlicher Schrei in der Luft, und ehe wir uns bücken können, hat die Granate ihr Ziel erreicht —

Dumpf dröhnt der Aufschlag, nur ein Schritt vor dem Kühler. — Blindgänger!

Erde und Steine prasseln gegen die Schutzbleche, dann auf uns herab. In der gleichen Sekunde steht der Motor still. Fahrer und Beifahrer springen ab, kurbeln an.

Der Motor läuft sofort wieder, und langsam, mit aller Vorsicht, tastet sich das Fahrzeug um die blinkende Granate mitten auf der Straße. Jede Sekunde kann ihre Explosion bringen.

Der Lastwagen kommt glücklich an der Granate vorbei, aber der Anhänger fährt mit seinen wuchtigen rechten Rädern mitten drauf, holpert über das gefährliche Ding hinweg — — —

Unsre gesträubten Haare unter dem Stahlhelm legen sich wieder. Der lange Vize hat seine Zigarette dem Gefreiten Quint geschenkt; sie schmeckte ihm auf einmal gar nicht mehr. Er hat also doch Nerven.

Endlich das Ende des Waldes. Azannes, das Frontdorf, liegt wie verklärt unter dem sanften Mondlicht. Wir setzen uns am Dorfrand in den Chausseegraben. Die Lastwagen kehren um. Unsre Sehnsucht begleitet sie. Bis 10,30 Uhr liegen wir dösend am Dorfrand, da heißt es „Fertigmachen!“

In langer Reihe gehen wir über zerschossenes Gelände nach Gremilly, an einer vielfach zertrümmerten Kleinbahn entlang. Links und rechts von



uns schreiten andere Bataillone oder andere Regimenter dahin, alle mit demselben Ziel. Im Mondlicht und im Bodennebel ziehen die Soldaten wie Gespenster. Gehen mit schweren Schritten, vornübergebeugt. Hin und wieder tastet eine Salve ohnmächtig das Hinterland ab. Findet keinen Angriffspunkt in diesen schmalen Menschenkolonnen.

Langsam wird das Gehen schwieriger, denn wir streben bergauf zur „Marienhöhe“. Die Ruhe des Schlachtfeldes drückt unsere Stimmung. Lieber etwas Feuer und Toben als diese unheimliche Stille, von seltenen Salven unterbrochen. Bei Verdun muß es rollen, sonst ist irgendeine böse Sache im Gang. Unheimlich wachsen die Geräusche der gehenden Truppenmassen. Endlich haben wir die „Marienhöhe“ erreicht. Vor uns liegt die Orneschlucht mit dem zertrümmerten Städtchen Orne und jenseits steigen die feindlichen Höhen empor. Noch eine gute halbe Stunde Marsch und wir sind am Ziel.

Melder fremder Regimenter haben sich eingefunden; sie haben uns in Stellung zu begleiten. Alles ist erstaunlich gut organisiert. Man will es uns leicht machen, auf kürzestem Wege die Sturmstellung zu erreichen, um ja pünktlich und bereit sein zu können zum Kampf um die befohlene Linie. Die zwei Sturmdivisionen marschieren in sechs Kolonnen aus sechs verschiedenen Richtungen auf ihre Stellungen zu. Die Melder stehen in sechs Gruppen verteilt auf der „Marienhöhe“ und nehmen ihre Kom-

panien in Empfang. Der Kompanieführer braucht nur zu flüstern: „Hier 7. Kompanie vom Regiment X", da springt auch schon der betreffende Feldwebel vor, dessen Aufgabe es ist, gerade die 7. Kompanie auf dem kürzesten Weg in die Sturmausgangsstellung zu führen. Und so geschieht es mit allen Kompanien.

Es wird kein überflüssiges Wort geredet. Schanzzeug klirrt leise.

Neuntausend Menschen keuchen.

Neuntausend Stiefelpaare trampeln über den trockenen Lehmboden.

Neuntausend Stahlhelme werfen das unruhige, matte Blinken ihrer glattgewetzten Oberflächen in die Mondnacht.

Leuchtkugeln steigen funkelnd empor, versinken rasch wieder im Nichts der Schlachtfeldleere. Nur die französischen Leuchtraketen hängen minutenlang an dünnen Fallschirmen und tänzeln im Wind mit drehenden Spiralbewegungen.

Wir steigen in das Ornetal hinab, dicht hinter unsern Führern. Zufällig muß unser ganzes Regiment geschlossen denselben Weg gehen, fast bis zur vordersten Linie. Unsere Kompanie marschiert an zweiter Stelle. Manchmal ist der Pfad in die Tiefe recht glatt. Einige rutschen, gleiten und fahren auf dem Rücken liegend den Abhang hinunter. Handgranaten, Gewehre und Sturmgepäck kollern hierhin und dorthin.

Jetzt erreichen wir die Häusertrümmer von Orne,

springen über niedrige Mäuerchen, gehen an einer hohen Wand mit vielen Fenstern vorbei. Eine Spinnerei soll das früher gewesen sein, sagt man. Die Mauer wirft harte Schatten auf die Dorfstraße. Das heißt, es ist schon keine Straße mehr, eher ein breiter, uferloser Bach, ein Schlammweiher, eine weite Fläche dieses zähen, hellen Lehms, den man in jener Gegend findet. Die ehemalige Dorfstraße ist nur eine Reihe von Granatlöchern, genau wie das ehemalige Bachbett des jungen Ornflusses. Beide, Straße und Bach, haben sich vereinigt zu einer einzigen Sumpffläche.

Unsere Stiefel saugen sich fest, werden mühsam emporgerissen. Jeder Schritt wird zur Schwerstarbeit. „Zusammenbleiben!“ raunen die Führer.

In der Mitte dieser Schlammulde liegt eine zusammengeschossene Feldküche, die beiden Gäule noch im Geschirr, das Striemen in ihr gequollenes, totes Fleisch schneidet. Lehmgelbe Ratten springen geschickt von einem Erdhügel zum andern. Einige dieser ekelhaften Tiere quietschen aus der angefressenen, geplatzten Bauchhöhle der Küchengäule. Widerlicher Leichendunst erfüllt dieses Tal des Grauens, weht unerträglich und süßlich von allen Seiten, vermischt mit Latrinen-, Karbol- und Chlorgestank.

Wir haben uns mühsam durch die Schlammschlucht gearbeitet und beginnen nun den Aufstieg. Wer von uns wird nochmals gesund und unversehrt den Abstieg antreten können? Vom Friedhof Orne,

der schon auf halber Höhe liegt, bis zur Vaux-Kreuzhöhe führt einzig nur, halbwegs gangbar, der Grenadierweg.

Verdunkämpfer vom Douaumont, von Fosses, von Vaux und dem Chaume-Wald, ihr kennt ihn alle, den Grenadierweg, diesen zerschossenen, eingeebneten, ehemaligen Laufgraben, der wie ein Raubvogel von Orne aus kerzengerade auf die vorderste Linie stieß, als habe man nie Zeit gefunden, die letzten, kostbaren Sekunden eines Lebens durch Umlaufen einer Schulterwehr zu verschwenden.

Das Sinnbild der Verdunfront, dieser Grenadierweg: Geradeaus, ohne Umschweife, ohne Zögern dorthin, wo du hin mußt. Es hat keinen Zweck dich zu verstecken, Umwege zu suchen, du mußt ja doch in die rasende Hölle der Materialschlacht, und der brüllende Trommelschläger erreicht dich doch, erreicht uns alle, dich und mich und ihn. Alle sind wir gezeichnet, Kameraden, alle Verdunkämpfer. Keiner entrinnt je seinem Schicksal dort oben auf den zerpflügten Hügeln!

Wir gehen den Grenadierweg hinan, schauen nicht rechts, schauen nicht links. Wir wollen eben nichts sehen, wir wollen es einfach nicht. Wollen die Toten, hart am Wegrand, nicht sehen. Möchten uns einbilden, es seien nur Schatten. Ich habe zuerst nur vor mich geschaut, dann doch mal rechts geblickt und sie liegen sehen. Wende mich weg, und sie liegen links gerade so reichlich. Wie gesät liegen sie, einige auf dem Gesicht, andere auf dem Rücken, viele mit

weißen Verbänden, ein Zeichen, daß sie auf dem Rückweg von der Front als Verwundete auf dem Weg zum Feldlazarett noch von einem zweiten, tödlichen Geschoß ereilt wurden. Man hat die Leichen einfach beiseitegeschleift, denn der Grenadierweg muß frei bleiben, als einzige Verbindungsader der Lebenden zur vordersten Linie.

Wir schleichen immer noch den Grenadierweg hinan. Manchmal gibt es eine Stockung. Stahlhelm prallt gegen das Kochgeschirr auf dem Rücken des Vordermannes. Querschläger miauen wie geschundene Katzen über uns hinweg. Vorne schießt ein feindliches Maschinengewehr ein wütendes Streufeuer. Vielleicht haben sie das Geräusch der in Stellung gehenden Deutschen vernommen und tasten den Grenadierweg ab.

Einzelne Verwundete keuchen an uns vorüber, laufen zu Tal. Es sind Leute unseres Regiments, Angehörige der vor uns auf dem Grenadierweg marschierenden Kompanie. „Weitergehen!" Die lange Menschenlinie setzt sich wieder in Bewegung.

„Achtung, Gefallene, eigene Leute!" Einer gibt es dem andern durch, nach hinten. Wir kommen an drei Toten der 6. Kompanie vorbei. Vor einigen Minuten erst, im soeben gehörten Maschinengewehrfeuer, sind sie gefallen. Liegen wie schlafend. Ihre Stiefel sind weiß vom Schlamm der soeben durchwateten Orneschlucht. Mit großen Schritten umgehen wir die Toten, schreiten über sie hinweg. Wer mag es sein, wer von der 6. Kompanie? Wer? Unser

Vize bleibt stehen, wartet auf die Sanitätssoldaten, läßt die Toten auf die Böschung legen und ihre Personalien feststellen. Kommt dann eiligst nach.

Der Grenadierweg will kein Ende nehmen. Wir müssen doch schon bald beim Franzmann sein! Plötzlich wieder eine Leuchtrakete, kaum zweihundert Meter vor uns. Die 6. Kompanie ist schon rechts abgebogen, hat sich irgendwo im durchlöcherten Gelände festgesetzt, und nun stehen wir ungedeckt, frei im vollen Schein des tänzelnden Magnesiumlichtes.

„Stehenbleiben!" raunt der Vize. Wie Säulen stehen wir, die Vordersten. Aber hinter uns haben sie sich rasch rechts, links gegen die niedrige Böschung geworfen. Der Feind hat diese Bewegung erspäht und schon belfert das Maschinengewehr. Haarscharf peitschen die Geschosse an uns vorbei, zum Glück ziemlich hoch. Wir stehen und sind unfähig einer Bewegung. Solange wir stehen, bleiben wir unbemerkt, aber sobald wir uns hinlegen wollen, wird es Tote geben. Die Schüsse gelten Leuten hinter uns. Ein Getroffener schreit auf. Man merkt, wie die andern versuchen, ihm den Mund zuzuhalten. Seine Schreie sind nur noch dumpf. Einen Bauchschuß soll der arme Kerl haben, hören wir.

Die Rakete hat sich ausgetobt, das Maschinengewehr auch. Unser Melder führt uns links in ein Grabenstück. Wir sind am vorläufigen Ziel in der vordersten Linie.

Es stinkt hier nach menschlichem Kot, nach Urin,

nach Chlor, Ratten. Besonders nach Verwesung stinkt es. Manchmal weht ein leiser Höhenwind ganze Schwaden dieses süßlichen Gestanks durch die Gräben. Durch die Gräben? Nein, es sind keine Gräben mehr, es sind nur zusammenhängende Granatlöcher verschiedener Tiefe, und hin und wieder gähnt in der Flanke dieser Trichter, wie ein viereckiges, schwärzliches Loch, ein enger, halb erdrückter Stolleneingang. Warm-säuerlicher Menschendunst, scharfer Geruch schwitziger, ungewaschener Leiber, kotiger Stiefel und ranziger Butter dringt in dicken Schwaden aus diesen Löchern. Diese Stollen sind voller Soldaten. Die ganze Grabenbesatzung hat sich da hineingesetzt, zuerst weil der Platz in den Granattrichtern nunmehr uns gehören soll, und dann weil es voraussichtlich schweres Feuer auf die Stellung geben wird, gleich, in einigen Stunden, während des Angriffs.

So, nun liegen wir in Sturmstellung. Ich ziehe meine Uhr und stelle fest, daß es gerade Mitternacht ist. Wann es eigentlich losgeht, wissen wir nicht genau. Auch Kientz nicht, er weiß nur die Formel. Man hat sie ihm auf dem Marsch nach Azannes mitgeteilt. Sie lautet:

„Mit A-Zeit beginnt das Störungsfeuer auf die feindlichen Anmarschwege und Batterien. Diese A-Zeit dauert zwei Stunden und wird von der B-Zeit abgelöst. Diese B-Zeit dauert auch zwei Stunden. Die feindlichen Reservestellungen und Batterien

werden unter Feuer genommen. Gegen Ende der B-Zeit steigert sich unser Artilleriefeuer zum Trommeln. Dann kommt die C-Zeit, dauert aber nur fünfzehn Minuten. Die Gräben werden beschossen und die feindliche Stellung sturmreif gemacht. Nach dem folgt die fünfzehn Minuten dauernde D-Zeit mit rasendem Feuer aus allen Schlünden. Minen werden auf die feindlichen Linien geschleudert und mit dem Ende dieser fünfzehn Minuten ist X-Zeit oder Sturm."

Wann wird die A-Zeit beginnen? Wir liegen und lauschen. Träge segeln irgendwo, ganz hoch, schwere Granaten dahin. Sie kommen aus dem fernsten Hinterland, aus der Etappe, schrauben sich heulend und knirschend durch die Nacht, erreichen einen Höhepunkt und lassen sich dann fallen, gleiten im weiten Bogen ihrem Ziel entgegen. Es macht uns Spaß, diese Geschosse zu verfolgen, die mit einer ungeheueren Geschwindigkeit von mindestens fünfhundert Metern in der Sekunde kilometerweit aus der deutschen Etappe kommen und kilometerweit in der französischen Etappe niedergehen, sozusagen von einem Rande des Krieges zum andern. Und wir liegen gerade in der Mitte dieser dunklen Schale, die man Schlachtfeld nennt, und warten. Auf was warten wir? Lächerlich, wir werden gleich sehen, daß alles Unfug ist, daß bestimmt ein Gegenbefehl kommt. Abwarten, es kommt bestimmt ein Gegenbefehl. Schlimmstenfalls werden wir die Leute hier im Graben ablösen müssen. Und werden dann

nach sechs, zwölf oder zwanzig Tagen wieder halb-verhungert den Grenadierweg hinabwanken, zur Orneschlucht.

Hin und wieder erhebt sich einer ganz langsam, sucht sich im Nachbarloch einen guten Bekannten oder einen Landsmann. Überall leises Geflüster. Das grelle Magnesiumlicht der Leuchtkugeln tanzt auf dem Gelände. Hart und zackig gleiten die Schatten der Trichterränder über unsere Stahlhelme und liegenden Körper. Dann ist gleich wieder eine tiefe Dunkelheit, trotz des Vollmondlichtes, weil unsere Augen geblendet sind.

Keine drei Meter von mir liegt der Vize auf dem Rücken und betrachtet die Vollmondscheibe. So sieht ein Gefallener aus. Alle paar Minuten muß einer austreten. Die besonders fette Großkampfverpflegung der letzten Tage können unsere kranken Därme nicht vertragen.

Melder vom Regiment schleichen heran, quetschen sich zwischen uns hindurch, suchen den Kompanieführer.

Unsere Laune wird fast übermütig: Aha, der berühmte Gegenbefehl, denken wir. Schicken die Melder auf den richtigen Weg, versuchen sie auszuforschen. Sie haben einen verschlossenen, wichtigen Befehl, wissen aber seinen Inhalt nicht. Einige Minuten später wird der Vize zum Kompanieführer gerufen. Jetzt wird der Abmarschbefehl durchgegeben, denken wir. Die Melder kommen wieder vorbei und hinter ihnen der Vize, der seine baum-

langen Beine wieder behaglich streckt, sich auf den Rücken legt und flüstert:

„Rechts und links durchgeben, aber leise, X-Zeit oder Sturm ist um 5.30 Uhr!"

Die Minuten rinnen langsam, wie schwere Wassertropfen, nachts, rinnen zwischen den Stollenbrettern eines undichten Unterstandes hindurch. Mit unerbittlicher Regelmäßigkeit sickert der Tropfen herab, auf deine Pritsche, auf dein Gesicht, auf deine Brust, deine Hände, immer und immer. Du bist wehrlos und ohne Erbitterung, weil es so sein muß. Nichts kann die sickernden Tropfen aufhalten, nichts die rinnenden Minuten der A-Zeit. Grausam, langsam vergehen die Minuten. Du möchtest sie fließen lassen, ungestüm, weil es doch scheinbar keinen Zweck hat, sie aufhalten zu wollen, und nach jedem Blick auf das Leuchtzifferblatt der billigen Uhr staunst du über die wiederum vergangene, zerronnene Zeit.

Macht ein Ende mit diesen Zeiten, ein Ende mit dem Mißbrauch unserer Nerven! Schnell heran und gestürmt, aber nicht dieses Warten, dieses fürchterliche und quälende Warten!

Da wird mein Nachdenken jäh unterbrochen, denn wie rasende D-Züge sausen plötzlich mehrere schwere Granaten ins feindliche Hinterland. Jäh wölbt sich die Wand der jagenden Geschosse, steigt über uns empor, senkt sich knirschend in Schluchten, Wälder und Anmarschwege der feindlichen Hinterfront. Die A-Zeit hat begonnen. Ich schaue auf

das Leuchtzifferblatt, die Zeiger stehen auf ein Uhr. Rasch überlege ich, rechne ich zusammen. Der Sturm wird also doch um 5.30 Uhr losgehen, wie eben durchgegeben. Das Verhängnis nimmt seinen vorausbestimmten Lauf. Wir können es nicht mehr aufhalten.

Dieses jähe Aufbrüllen der Artillerieschlacht ist gar nicht mal so unangenehm, denn man wird abgelenkt und die Zeit vergeht schneller. Zuerst rate ich nach dem Abschuß, wo die soeben feuernde Batterie stehen mag. Dann liege ich auf dem Rücken, starre in die blinkenden Sterne und suche den Scheitelpunkt der schweren Geschosse. Die schweren Steilfeuergranaten stehen auf dem Scheitelpunkt ihrer Bahn einen Augenblick fast still, bevor die eigene Schwerkraft sie in die Tiefe, dem Ziel entgegenschleudert. Die Franzosen antworten mit ihren Langrohrgeschützen. Es ist wie ein Spiel der Riesen mit weithinreichenden, eisernen Bällen. Und wir liegen unter diesem ehernen Dach und wissen nicht, was kommen mag, was die nächste Minute uns bringen wird.

So vergeht die A-Zeit. Kurz vor drei Uhr flaut das Feuer langsam ab. Die Geschütze werden auf andere Ziele gerichtet und hu-u-i-i — — hu-u-i-i! da kommen sie schon, viel niedriger, scheinbar viel rascher, viel wütender. Die Abschüsse sind nur noch dumpf und weit entfernt zu hören, treten ganz zurück hinter dem kurzen, wütenden Sausen der Eisenklötze. Zwei, drei Sekunden später erfolgt der Ein-

schlag. Das Feuer gilt den feindlichen Reservegräben, Maschinengewehrnestern und Anmarschwegen.

Alle Gedanken laufen durcheinander, werden irr und dunkel. Immer seltener werden die Lichtblicke, die Sekunden des vernünftigen Denkens und Verstehens, daß es in weniger als hundert Minuten an den Feind gehen muß, daß mit jedem Vorrücken des Leuchtzeigers auf dem Leuchtzifferblatt der Augenblick des Kampfes unwiderstehlich näherkommt.

Langsam steigt der junge Tag empor. Die blinkenden Sterne werden blasser und weniger am grünlich-blauen Dämmerhimmel. Ein wunderschöner Tag kommt, ein schöner Morgen ohne Wolken. Ein richtiger Großkampftag beginnt mit bester Fernsicht für Flieger und Artilleriebeobachtung. Ein heißer Tag wird es sein.

Das Jagen der Granaten wird immer dichter und heftiger. Zögernd beginnt das Trommeln. Abschüsse und Einschläge verwischen sich zu einem tiefen Brummen, und über unsern Köpfen ist es ein einziges, langgezogenes Geheul der vorbeiflitzenden Geschosse. Gegen Ende der B-Zeit gehen dicht hinter uns einige Munitionshaufen der Minenwerferkompanie in die Luft. Die feindliche Abwehr nimmt ständig zu. Die Bataillone rechts von uns, hauptsächlich zwischen Chaume-Wald und Höhe 304, liegen schon im schwersten Vernichtungsfeuer,

denn eine größere Entfernung von der französischen Linie gestattet dort der gegnerischen Artillerie, ohne Gefährdung der eigenen Leute die deutschen Sturmtruppen niederzuhämmern. Wir sind ja knapp fünfzig Meter vom Franzmann und daher verhältnismäßig sicher vor größerer Beschießung. Aber Gottes Erbarmen für die Meldegänger oder Munitionsträger, die jetzt durch die Orneschlucht oder über den Grenadierweg müssen!

Fünf Uhr! Im Osten, über der fernen Heimat, steigt siegreich die Sonne empor. Wir haben sie also doch noch gesehen. Morgenrot! Morgenrot! Mit der Helligkeit wachsen uns wieder Mut und Selbstvertrauen.

Der Vize liegt auf dem Bauch, hat die Arme auf der niedrigen Grabenböschung und beobachtet vorsichtig durch das Glas. Durchforscht das dampfende Vorgelände.

Manchmal heulen Salven knapp über unsere Köpfe hinweg, gehen kaum zwanzig Meter vor uns in den Boden. Steine und harte Schollen prasseln auf uns herab. Der Geschoßqualm wird immer dichter, verdeckt die emporsteigende Sonne. Wir sind blutleer im Gehirn, haben keine Gedanken mehr, keinen eigenen Willen.

5.15 Uhr!

„Fertigmachen!"

Kientz hat sich erhoben, steckt das Glas ein, nimmt seinen Stahlhelm vom Kopf, trocknet sich die Stirn

mit dem Rockärmel. Setzt den Helm auf. Zieht den Kinnriemen an. Holt eine Schachtel Zigaretten aus der hinteren Rocktasche. Verteilt die 20 Zigaretten, steckt sich selbst die letzte in den Mund, wirft die leere Schachtel feindwärts ins Niemandsland.

„Los, alles fertigmachen!"

Unser Zugführer raucht langsam, hängt seine Handgranatensäcke um, schnallt sein Koppel fest, nimmt die Gasmaske aus der Büchse. Befestigt sie griffbereit.

„Seitengewehr pflanzt auf!" schreit der Vize nach rechts und nach links.

Wir ziehen die blanke Waffe, stecken sie auf die Mündungen. Der Vize schiebt noch eine sechste Patrone in die Kammer seines Karabiners, pflanzt einen Stoßtruppdolch auf. Seine Bewegungen sind gleichmäßig, ohne Hast. Ruhig und beherrscht schaut er auf seine Uhr.

„Los, erster Zug folgen in den Sappenkopf!"

Vom Sappenkopf aus wird gleich, in wenigen Minuten, der Sturm losbrechen, werden wir uns in die rasende Hölle stürzen.

Wir gehen gebückt. Ich bin der dritte vom Vizefeldwebel, und hinter mir, Mann an Mann, folgt der Stoßtrupp. Ganz zuletzt kommen die Sanitätsgefreiten Willems und Voß mit gutgepackten Verbandtaschen und einer zusammenklappbaren Bahre.

Der Sappenkopf soll nur fünfzehn Meter vom feindlichen Kampfgraben entfernt sein. Wir kauern

in diesem schmutzigen Graben, den man früher mal als Latrine benutzt hat.

Es ist 5,21 Uhr.

Das Trommelfeuer rast.

Knapp über uns hinweg brausen die schweren Steilfeuergeschosse, heulen die leichten Feldgranaten. Schwefeliger Qualm kriecht in Manneshöhe dahin, benimmt uns den Atem, verfinstert die Sonne. Rabenschwarze Nacht ist es plötzlich um uns. Die Hölle um Verdun ist los! Die Hölle — —!

Dazwischen reißen dunkelrote Stichflammen die schwarze Qualmwand in Fetzen.

Raketen schnellen empor.

Es ist nur noch ein einziges Brodeln, ein Malmen und Beben.

Kurzschüsse prasseln rechts von uns in die eigenen Linien. Manchmal ein Schrei, langgezogen, fürchterlich, ersterbend im Rasen der Schlacht.

Erde zittert.

Lungen keuchen nach frischer Luft.

Heiße Stichflammen berstender Granaten lecken über gebückte Rücken, versengen Uniformen. Hierhin und dorthin wirft einen der Luftdruck.

Ein Ende! Ein Ende!

Minen steigen wie Feuerwerk empor, wuchten dumpf ihre Doppelzentner ins wankende Gelände vor uns. Wir spüren bei jedem Einschlag einen körperlichen Schmerz, einen Druck im Gehirn, einen Schlag unter der Fußsohle.

Keine Gedanken mehr. — Alles ist wirr im

Kopf. — Raserei erfaßt uns. — Werden trunken vom Titanenlärm. — Kein Gefühl mehr im Körper. — Nichts mehr. — Alles erstarrt. — Glieder sind bleischwer. Man lebt und denkt nicht mehr an den Tod, an gar nichts. Und in der Brust nur einen Drang, eine Lust, endlich Schluß zu machen.

Schluß! Schluß! Schluß!

Da zischt, wie ein gewaltiges Ausrufezeichen, die rote Signalrakete kerzengerade hinter uns empor, erhebt sich hoch über die Qualmdecke.

X-Zeit! 5.30 Uhr!

Sturm!

Gleichzeitig schlägt, wie eine schwergepanzerte Riesenfaust, das feindliche Abwehrfeuer dröhnend in unsere Ausgangsstellung.

Die Sturmzüge rechts und links neben uns werden zuerst erfaßt, niedergehämmert.

Die Sappenköpfe füllen sich mit Leichen. Wir werfen uns flach in den Kot der Grabensohle.

Eine Minute lang stockt der Angriff. Dann springt der Vize kurz entschlossen auf die Böschung, dreht sich um, brüllt etwas zurück.

Sein Schreien geht unter im Toben der Explosionen. Erde, Steine prasseln auf uns herab. Wir springen auf die Deckung, hinter Kientz her, Mann hinter Mann. — Sind im Niemandsland. —

Kochende Erde, Steinregen, heiße Stichflammen, entfesselte Gewalten.

Drahtfetzen greifen mit wippenden Enden nach Uniformen.

Zu Knäueln geschossene Spanische Reiter werden überklettert.

Stiefel versinken tief in schlammigen Trichtern.

Wie Peitschenhiebe knallt uns ein Maschinengewehr entgegen. — Jetzt der feindliche Sappenkopf.

Weiter, weiter!

Zwei, drei Franzosen mit hochgehobenen Händen.

Beachten sie nicht, rennen weiter.

Da — — der Kampfgraben, gräßlich beschmutzt, aber ohne Besatzung. Nur Leichen liegen da, mit seltsam verrenkten Gliedern in schwärzlichen Blutlachen. Steigen darüber hinweg.

Weiter! Weiter! Immer weiter!

Hinter uns, vor uns, neben uns die trommelnde Hölle. Immer weiter, weiter!

Dringen durch bis zum dritten Kampfgraben, ohne Widerstand. Da, beim Umgehen einer Schulterwehr treffen wir Besatzung. Die Leute haben sich vor dem deutschen Trommelfeuer in einen Stollen geflüchtet und finden nun keine Zeit mehr zum Widerstand.

Kientz spricht sie menschlich an in ihrer Landessprache, und sie strecken die Gewehre, kommen aus dem Stollen, voran ein Offizier. Ein kriegsstarker Zug ist es mit drei Maschinengewehren.

Weiter, weiter, nur keinen unnötigen Aufenthalt!

Jetzt noch einige knappe hundert Meter, und die befohlene Stellung ist erreicht.

Wir dringen durch und stehen nun trotzig, blutig, atemlos auf der befohlenen Linie, auf Punkt R,

so wie es im Armeebefehl vorgesehen war. Drei Tote und acht Verwundete unseres Zuges sind unterwegs im Sperrfeuer geblieben.

Der Vize schaut auf seine Armbanduhr.

Es ist 5.46 Uhr.

Fast schlagartig flaut das Feuer ab. Die Wand der jagenden Granaten wird lichter. Die Rohre sind heiß geschossen, die Munitionsstapel verbraucht. Aber rechts von uns, in der Talsenke, am Rande des zerfetzten Chaume-Waldes, der seine verkohlten Baumstümpfe zwischen gelber Lehmerde emporreckt, hat sich ein erbitterter Nahkampf entwickelt.

Mit dem auffrischenden Morgenwind hat sich die Qualmdecke rasch verzogen, und wir schauen aus kurzer Entfernung diesem Kampf zu, können aber nicht wirksam eingreifen, weil Deutsche und Franzosen kaum zu unterscheiden sind, in ihren gleichmäßig lehmigen, zerrissenen Uniformen.

Gegen sechs Uhr wird die 5. Kompanie endgültig durch starke Gegenstöße aus dem Chaume-Wald verdrängt, und die Trümmer der im Gelände zerstreuten 6. Kompanie schlagen sich zu uns. Wir schanzen uns auf der Kuppe der eroberten Vaux-Kreuz-Höhe ein.

Aus dem Bodennebel und dem Pulverqualm hat sich die Sonne durchgearbeitet. Über dem Douaumont und der Feste Vaux hängen schwarze Rauchfahnen. Einzelne Salven rollen hoch über

uns hinweg ins feindliche Hinterland. Die Schluchten vor uns dampfen. Gasschwaden und Geschoßqualm erfüllen alle Niederungen. Das Schlachtfeld um Verdun hat wieder sein alltägliches Gesicht. Vom Schicksal der andern Bataillone und Regimenter wissen wir nichts.

Gegen sieben Uhr kriecht ein Melder über das zerschossene Niemandsland. „Durchsagen nach rechts und links, die befohlene Linie wurde in der ganzen Frontbreite, mit ganz kleinen Ausnahmen, erreicht!"

Mit breiten, französischen Spaten arbeiten wir fieberhaft, bauen unsere Maschinengewehre ein, riegeln Seitengräben ab, suchen Verbindung mit Nachbartrupps. Flieger kreisen in geringer Höhe über uns. Wir winken mit Zeitungen und markieren die neugeschaffene Frontlage. Merken, wie sie vom Flugzeug aus knipsen. Die Artillerie muß doch die eigene Linie kennen. Dann schnurren die großen Vögel davon, umpeitscht vom rasenden Feuer feindlicher Maschinengewehre.

Gering ist diesmal die Beute an Lebensmitteln in den feindlichen Unterständen. Die Franzosen haben wohl in jener Nacht keinen Essenempfang gehabt, oder der Trägerzug hat sie nicht rechtzeitig erreichen können, weil unser Trommelfeuer ihn unterwegs überraschte. Und wir hatten doch so mit einem guten Essen gerechnet. Weißbrot, Sardinen, gekochte Bohnen mit Hammelfleisch, sowie Schokolade gab es doch sonst immer in den feind-

lichen Gräben. Nichts diesmal. Nur Waffen finden wir und einige Feldflaschen mit Rotwein.

Es ist inzwischen acht Uhr geworden. Die Sonne leuchtet friedlich und warm. Unter den Stahlhelmen wird ihre Glut unerträglich. Wir liegen eingeschanzt und warten auf den Gegenstoß, der kommen wird, der kommen muß. Vor uns, in allen Schluchten, marschieren lange Infanteriekolonnen heran. Sie gehen mit Gasmasken vor dem Gesicht durch die schweren Chemie-Nebel, die sie gegen Sicht ziemlich gut decken. Nur bei längerem Hinsehen merkt man die Bewegung im Tal.

Wir lassen zwei unserer Maschinengewehre feuern und treiben einige Kolonnen auseinander. Doch es hilft alles nichts, die Truppen marschieren heran, verteilen sich auf einige Abschnitte, verschwinden in Laufgräben, die schnurstracks auf uns zustreben. Eine Viertelstunde später beginnt der französische Gegenstoß.

Diesmal schweigt die Artillerie, weil die Infanteristen so regellos ineinander verkrampft sind, hier ein Zug, dort eine Kompanie, daß man kein rechtes Ziel findet. Nun kämpfen die Infanteristen ein verbissenes Ringen um einige Hektar zerissener Erde. Unter Führung ihrer Offiziere sind die französischen Sturmtrupps bis auf etwa hundert Meter herangekommen. Wir hören das Rufen, das Flüstern und Befehlen. Mit jeder Minute kann die versteckte Soldatenmasse hervorbrechen, uns überrennen.

„Kinder, jetzt geht die Biesterei erst richtig los!" schreit der Vize und läßt die Maschinengewehre mit frischen Streifen laden, die Reservekästen mit Munition bereitstellen. Jeder Mann legt vier entsicherte Handgranaten vor sich auf die Böschung, griffbereit. Doch der Angriff kommt nicht. Dagegen holt Unteroffizier Kendzierski einen Poilu aus einem Laufgraben in unserem Rücken. Der Gefangene verrät die Absicht seiner Kompanie, uns zu umschleichen und somit von der deutschen Linie abzuschneiden. Wir haben keine Zeit, uns von der Richtigkeit dieser Angaben zu überzeugen, denn plötzlich saust ein Eisenhagel auf uns nieder.

Von allen Seiten prasseln Gewehrgranaten in unsere Stellung. Ein Teufel hat diese heimtückischen Dinger erfunden. Da sitzen oder kauern die Schützen in ihren Gräben oder Granatlöchern und schießen spielend die Geschosse von der Gewehrmündung ab in ungefährer Richtung. Die Masse muß es bringen. Viele dieser Hölleneier verpuffen wirkungslos im Gelände, aber einige erreichen doch ihr Ziel, unsern Graben, fliegen herein wie geworfene Steine, schlagen gegen Stahlhelme, oder sausen auf Rücken nieder, rollen weiter, zerbersten dann mit viel Krach und einer dünnen, weißen Qualmwolke. Die Splitter verursachen meist nur leichte Verwundungen. Wir werfen unsere Handgranaten, doch das Ziel ist meist noch zu weit.

Gegen neun Uhr haben sich die französischen Stoßtrupps auf zwanzig Meter herangearbeitet,

sind links sogar, bei einem Nachbarbataillon, schon in unseren Graben eingedrungen und wollen nun nach rechts aufrollen. Der Nahkampf beginnt.

Von Schulterwehr zu Schulterwehr werden wir zurückgedrängt. Der Vize, die Unteroffiziere Liesenfeld, Krösche und Kendzierski, Gefreiter Quint, Sanitäter Voß und ich bilden die Nachhut. Wir werfen abwechselnd unsere Handgranaten über die Schulterwehr in die unsichtbaren, nachdrängenden Franzosen. Manchmal gibt es drüben einen Aufschrei. Dann ist wieder Ruhe für eine Viertelstunde. Bis wir wieder mit feindlichen Eierhandgranaten und Gewehrgranaten zugedeckt werden. Rasch nehmen wir Deckung hinter der nächsten, zurückliegenden Schulterwehr. Die Handgranaten verpuffen im geräumten Grabenstück.

Drei, vier Sekunden später klettern die vordersten Männer des feindlichen Stoßtrupps hinein. Nun spielen unsere Maschinengewehre, krachen unsere Handgranaten. Durch den unausgesetzten Regen von Gewehrgranaten erleidet unser Zug starke Verluste. Die Verwundeten versuchen, hart an der französischen Umzingelung vorbei, den deutschen Sappenkopf zu erreichen. Einige erhalten dabei den tödlichen Streich.

Die Seele des feindlichen Gegenstoßes ist ein junger Offizier. Nach jedem Handgranatenwurf schaut er blitzschnell über die Deckung in unser Grabenstück hinein. Unteroffizier Krösche schwört, diesen

Burschen unschädlich zu machen. Pflanzt sein leichtes Maschinengewehr auf und geht in Anschlag. Zielt wie auf dem Scheibenstand. Schon kommen wieder die Handgranaten und gleich dahinter der Offizier. Das Maschinengewehr böllert los. Zu spät! Schon ist der Franzose wieder in sicherer Deckung und höhnt mit lautem Gelächter. Unser Maschinengewehr hat Ladehemmung. Wir knien im Graben und reinigen rasch den Zuführer von Gesteinsplittern und Sand, sehen nicht, wie ein Franzmann seine Gewehrmündung über die Deckung schiebt, schießt. Krösche bricht stöhnend zusammen — Kopfstreifschuß. Blut rieselt ihm aus Mund und Nase.

Unsere Handgranaten verjagen den Feind. Krösche nimmt seine letzte Kraft zusammen, packt das Maschinengewehr am breiten Gurt und rennt mit ihm zurück. Er kommt glücklich in den deutschen Graben.

Noch öfters, Monate später, zeigte der etatsmäßige Feldwebel der Siebten jenes leichte M.-G., dessen Nußbaumschaft voller dunkler Blutflecken war, als das Ehrenzeichen unsrer Kompanie. Früher war die Fahne das Symbol des Vaterlandes, um das sich die letzten Männer eines Bataillons scharten, um zu sterben, aber am Vaux-Kreuz kämpften wir um die Freiheit, für die ferne Heimat und auch um unser nacktes Leben, und unsere Fahne war ein versandetes, unbrauchbar geschossenes leichtes Maschinengewehr.

Die nächste Handgranate verwundet Unteroffizier Kendzierski. Auch er kommt glücklich zur deutschen Linie. Mit jeder Viertelstunde schmilzt unsere kleine Schar. Der Offizier, der Anführer drüben muß weg, sonst sind wir alle verloren, und keiner mehr wird je die Heimat wiedersehen.

Musketier Thomas reicht dem Vize ein geladenes Gewehr. Wir räumen das Grabenstück, locken die Franzosen um eine Schulterwehr näher. Nur der Vize bleibt zurück, hart an die Schulterwehr gedrückt. Ein niedriger, kaum zwei Meter breiter Erdwall trennt nun die beiden Stoßtruppführer, den Vize und den französischen Offizier. Die Handgranaten krachen. Kientz bleibt im Anschlag, die Gewehrmündung auf den Scheitelpunkt der Schulterwehr gerichtet.

Jetzt kommt der Offizier hoch, will in den Graben blicken. Schaut aber in die schwarze Gewehrmündung, aus der nun ein Feuerstrahl fährt, ihm ins Gesicht.

Hochauf springt der Getroffene, bleibt dann regungslos auf der Böschung liegen. Der durchschossene Stahlhelm rollt als Quittung auf uns zu, durch den Graben. Thomas bückt sich danach, fällt gleich lautlos hin — Kopfschuß. Der Vize springt zurück, erfaßt mich, reißt mich um die Schulterwehr.

Liesenfeld, am Hals getroffen, und einige gleichfalls verwundete Kameraden haben inzwischen, von Trichter zu Trichter springend, die deutsche Ausgangslinie erreicht; wir aber stehen noch im ehemaligen

vordersten französischen Graben. Gedenken uns da festzusetzen und in Ruhe auf Verstärkung oder Rückzugsbefehle zu warten. Da kommen sie an mit dem Flammenwerfer.

Vor den Gesichtern tragen sie gelbe Gummimasken mit großen Augengläsern. Sie sehen aus wie Totenköpfe oder wie seltsame Raubvögel. Gefreiter Quint hat sie zuerst erspäht, ruft seinen Alarmschrei. Das feindliche Flammenwerfergerät wird von drei Leuten getragen, denen etwa zwanzig Mann mit Handgranaten als Schutzwache folgen.

Sie kommen auf uns zu, sind aber noch fünfzig Meter von uns entfernt, als sie, voreilig und aufgeregt, ihren Feuerstrahl entfesseln. Streichen damit durch die soeben von uns verlassenen Gräben und Unterstände. Wir eröffnen ein wohlgezieltes Feuer. Zwei Flammenwerferleute sinken getroffen in die Knie. Der Begleittrupp springt in die Gräben und Trichter, überschüttet uns mit einem Hagel von Handgranaten.

Ringsum flammt und dröhnt die Erde. Da fährt uns ein Strahl ins Gesicht. Eine Eierhandgranate ist zwischen uns geplatzt. Lehm verklebt unsere Augen. Blut quillt aus irgendeiner Wunde. Schreie.

Ich sehe nichts mehr, fühle warmes Blut über die Augenbrauen rinnen. Gefreiter Voß zieht mich rasch über die Deckung. Wir stolpern und fallen über Hindernisse jeder Art. Springen wieder auf. Ein Maschinengewehr fletscht uns nach. Wir lassen

uns kopfüber in den deutschen Ausgangsgraben hinabgleiten. Neben mir liegen der Vize und Gefreiter Quint, beide stark blutend. Gefreiter Voß verbindet uns. Plötzlich fällt eine Gewehrgranate nieder, platzt, reißt dem Sanitäter die linke Wange auf.

Schon steht die Grabenbesatzung an den Brustwehren und wartet auf einen weiteren feindlichen Gegenstoß. Wir aber, die überlebenden Stürmer des Morgengrauens, wanken in einen der tiefen Stollen hinab, um vor dem Gang über den Grenadierweg noch Kräfte und Mut zu sammeln.

Wir sitzen um den Tisch aus rauhen Bohlen, trinken unsern Tee aus der Feldflasche. Rechts und links, auf allen Pritschen liegen Schwerverwundete. Da gellt es schon wieder grauenvoll, nervenzerreißend durch die Gräben: „Der Flammenwerfer kommt!"

Oben im Graben beginnen sie zu laufen, aufgeschreckt, und die Verwundeten auf den Pritschen stöhnen, flehen, kriechen betend mit zerschossenen Gliedern von den Elendspritschen zur Treppe. Nur nicht vom Flammenwerfer im Stollen überrascht werden! Nur nicht elend verbrennen oder ersticken, wehrlos, wie ein Hund!

Von oben drängen sie in den Stollen hinein, von unten wollen sie ins Freie. Die Treppe ist voller verängstigter Menschen, bis Kientz seine Pistole zieht und drohend hinaufschreit:

„Treppe frei, alles heraus in den Graben, oder ich schieße!" Bahnt sich dann einen Weg, gelangt

in den Graben, ich hinterher. Doch es ist kein Flammenwerfer, sondern nur ein Stapel Leuchtmunition, der in Brand geraten ist und zischend verpufft. Falscher Alarm! Besser so.

Wir haben nun nichts mehr im Graben verloren. Die Stellung wird soeben von fremden Reservetruppen besetzt. Unser Ziel ist der Grenadierweg. Es ist genau 12 Uhr, als wir uns anschicken, über den schnurgeraden Grenadierweg in die Orneschlucht, in die Rettung hinabzukriechen. An zahlreichen Gefallenen kommen wir vorbei, liegen stellenweise eine endlose Viertelstunde in einem Trichter, erreichen endlich um vier Uhr, mit zitternden Knien und ausgepumpter Lunge, mit zerfetzter Uniform und durchgebluteten Verbänden die Hauptverbandstelle im Friedhof zu Orne, zwischen Grabkreuzen und Marmorschmuck aus der guten Friedenszeit. Werden gelabt, verbunden, gestärkt.

Wieder geht die Sonne blutigrot hinter dem Romagnerücken unter. Auf leeren Munitionswagen hocken wir und fahren von Azannes aus durch den Wald von Spincourt. Treffen unterwegs zahlreiche Verwundete.

Im Lager, am „Deutschen Eck", machen sich gerade einige Infanterie-Kompanien fertig zum Marsch in die Front, genau wie wir vor vierundzwanzig Stunden. Kurz vor Mangiennes muß unsere Kolonne halten, denn von links rollen mehrere Batterien heran, wollen zur Front. Eine dichte

Staubwolke schwebt in Baumhöhe über Wagen und Pferden.

Von rechts kommen schwerbeladene Lastwagen auf Eisenbereifung, und die Fahrzeuge sind voller Infanterie. Die Leute stehen eng aneinandergedrückt und haben je zwei Sandsäcke mit Handgranaten umhängen. Die Lastwagen rollen rasch, in regelmäßigen Abständen. In einer Stunde werden sie in Azannes sein, in zwei Stunden in der Orneschlucht, in fünf Stunden im Sturmausgangstrichter — —

Ganz weit, dort wo die Artillerieschlacht wieder auflebt, irgendwo auf jenen zerrissenen Hügeln, auf deren Flanken es blitzt und dröhnt, liegt als geometrischer Punkt N in der Frontbreite zwischen römisch III und römisch Va die befohlene Linie.

Um Verdun trommelt der Tod!

Und als es zum viertenmal herbstete ...

Der Lazarettzug führt uns bis Longuyon, fährt dann in das Kampfgebiet zurück, andere Verwundete zu holen. Wir müssen hier warten im seit 1914 niedergebrannten Städtchen, bis die Lazarettzüge aus der Heimat kommen. In der Ferne dröhnt das Trommelfeuer. Einen ganzen Tag warten wir und es will schon wieder Abend werden, da erscheint endlich der langersehnte Zug. Wir Leichtverwundeten nehmen Platz, wo es gerade geht. Da kommen die feindlichen Flieger.

Die Flugzeuge gehen tief herunter, schießen mit Maschinengewehren auf den Bahnhof und die Anlagen ringsum. Deutlich trägt jeder Wagen das rote Kreuz im weißen Feld. Trotzdem bekommt unser Zug seine Schüsse. Hinter dem Bahnhofsgebäude krachen drei Bomben nieder. Dann verschwinden die Maschinen wieder, umbellt von Schrapnells der „Flak".

Der Luftüberfall ist glänzend gelungen. Die französischen Luftpiloten und Maschinengewehrschützen haben eine unbestrittene „Heldentat" vollbracht. Man hat ihnen immer wieder gesagt, die Deutschen benutzen das Rote Kreuz nur, um ungestört Munition und Truppen an die Front zu schaffen. In den wenigsten Fällen sei ein Roter-Kreuz-Zug ein Verwundetentransport. Nun haben diese braven Flieger mal wieder den Boche auf frischer Tat ertappt und seine „Truppentransporte" im Schutze des internationalen Kreuzes von Genf bepflastert. Hei, war das ein Höllenspaß!

Bevor wir abfahren, werden die Getroffenen dieses Luftangriffes aus dem Zug geschafft. Es sind vier Leute unseres Regiments, vor 24 Stunden am Vaux-Kreuz in der „befohlenen Linie" leicht verwundet. Im Zuge, der sie zur Heimat bringen sollte, hat sie der Soldatentod ereilt.

Nun schlägt der Lazarettzug ein scharfes Tempo an. Die Geleise sind holprig und ausgeleiert. Die Wagen schleudern und quietschen. Die Lokomotive keucht und stöhnt wie ein Todkranker, denn es muß

an Schmieröl gespart werden. Im Laufe der Nacht fahren wir durch Metz, dann durch Diedenhofen, und sind beim Morgengrauen in unserer guten Garnisonstadt Trier.

Hier gibt es Verpflegung, dünne, wässerige Suppe und ein schlechtes, klebriges Brot mit saurer Marmelade drauf. Nichts hat sich im Stadtbild verändert seit drei Jahren. Nur die Menschen sind viel anders geworden, sorgenerfüllt und gebeugt.

Hier auf diesem Bahnsteig, hier an dieser Stelle, wo wir jetzt unsere dünne Suppe löffeln, standen im Herbst 1914 die Mütter, Väter, Freunde und Bräute, als wir tausend Begeisterte im Schmuck unserer neuen Uniformen auszogen, kräftig, trotzig, mutig. Und dort, wo der Lazarettzug steht, stand damals unser Transportzug, genau auf demselben Geleise.

Nur eine Angst kannten wir vor drei Jahren, nämlich die Sorge, daß der Krieg ausginge ohne uns, daß wir zu spät kämen. Wir denken mit Wehmut an die Tage vor drei Jahren zurück, da wir „siegreich Frankreich schlagen" und „als ein tapferer Held sterben" wollten. Viele sind gestorben und gefallen, viele unserer Kameraden.

Noch immer grüßt die Mariensäule über dem Busental, ragt der Kockelsberg empor, liegt kahl und dürr der Grüneberg, unser unvergeßlicher „Schleifstein". Die Bäume neben dem Kirchlein auf der Schwedenschanze bekommen schon gelbe Blätter. Ich sehe dies alles vom Bahnhof aus,

vom Truppengeleise, denn das Verlassen der Verladerampe ist uns strengstens untersagt. Ich kann auch die Türme sehen, die ewigen, alten Türme, die lange vor uns standen und lange nach uns stehen werden, auch dann noch, wenn die Leiden und Taten des Weltkrieges Mythos geworden sind.

Von St. Gangolph wimmert eine Glocke zur Frühmesse. Auf der Bahnhofsallee, die ich genau überblicken kann, marschieren neueingekleidete Truppen. Es sind lauter junge Burschen mit schmalen Schultern. Kein Gesang, keine Blume, nichts. Nicht mehr die hohe Begeisterung, die uns, die Kriegsfreiwilligen, ehedem beseelte. Auf den Bürgersteigen rechts und links marschieren verhutzelte Weiblein, junge blasse Mädchen und langaufgeschossene, verhungerte Gymnasiasten als Begleiter der Ausrückenden. Die Leute marschieren schlecht im Tritt. Ihre Nagelsohlen schlagen unregelmäßig den abgenutzten Asphalt. Tornister und Gewehr hängen auf den jungen Leuten wie gewaltige Lasten. Die Rekruten kommen uns maßlos jung vor. Und doch sind sie älter, als wir 1914 waren.

Um das alte Römertor flattern immer noch aufgeregte Dohlen.

Es will schon wieder Herbst werden.

Ein Stück Heimat, Herbst 17

In den Tälern der Pfalz weben schon leichte Bodennebel, kriechen in Manneshöhe dahin. Wir werden an Gasschwaden erinnert. Die Sonne geht unter hinter friedlichen, schönen Dörfern und Wäldern. Eigentlich ist das Gefühl, dies alles vor feindlichem Zugriff geschützt zu haben, doch recht schön. Lange, bevor wir über den Rhein kommen, schlafen wir alle im langsam fahrenden Lazarettzug, und am schönen Morgen sind wir bereits in Württemberg. Die ganze Gegend atmet Gemütlichkeit. Hier wird es uns gut gefallen. Sicher gibt es hier auch noch allerlei zu futtern.

In der Nähe von Stuttgart ist unser neues Quartier. Der redegewandte Lazarettinspektor empfängt uns mit einem zuerst unverständlichen Wortschwall, aus dem wir entnehmen, daß er für unsere gute Verpflegung bestens Sorge tragen wird. Nein, es soll uns nicht mehr zugemutet werden, überhaupt noch einen Tag zu hungern, und schon zum Abendessen gebe es „Schpätzle".

„Schpätzle"? Was ist denn das? „Du, wir sollen hier Geflügel kriegen oder gebratene Spatzen oder weiß der Teufel was!" Wir sind voller Erwartungen und das Wasser läuft uns im Mund zusammen. Da naht endlich das langersehnte Abendessen

Zuerst gibt es eine Nudel- oder Knödelsuppe. Donnerwetter, die schmeckt aber fein! Nur, daß jeder bloß einen Teller davon bekommt. Man

könnte davon glatt und ohne Aufschauen ein ganzes Kochgeschirr voll verdrücken. Aber halt, die wollen uns nicht zuviel der guten Suppe geben, um uns den Appetit an den gebratenen Spatzen oder was da jetzt kommt, nicht zu verderben. Wir schauen zur Tür und warten auf die großen, dampfenden Platten und Schüsseln.

Nichts kommt, nichts ereignet sich. Na, das Braten so vieler Spatzen wird wohl eine geraume Zeit in Anspruch nehmen, denken wir. Einer will es besser wissen und erklärt, „Schpätzle“ seien junge Hühner. Mag es sein, was es will, Huhn, Hahn oder meinetwegen Krähe, nur her mit dem leckeren Braten! Da geht endlich die Tür auf und der Herr Lazarettinspektor erscheint:

„Kameraden, i will hoffe, deß die Schpätzle euch g'schmeckt hent. Es ischt s' letschtemol nit, deß ihr se kriege sollt!“

Wir staunen und behaupten, noch keine Spätzle bekommen zu haben. Der Inspektor läßt die Verpflegungsschwester kommen: „Wie ischt denn des, hent die Leut noch koi Schpätzle kriege?“

„Ha jo,“ wehrt sich die Schwester, „se hent se kriege!“

Wir poltern und protestieren. Der Inspektor zeigt uns die kalte Schulter. Noch bis zum Zapfenstreich unterhalten wir uns über diese Gemeinheit, uns das Maul mit allerhand Bratenversprechungen wässerig zu machen und uns nachher mit einer knödeligen Nudelsuppe abzuspeisen.

„Und die größte Gemeinheit von diesem Kerl?" mault Liesenfeld, „kommt das Ferkel noch höhnisch zu uns und fragt, wie die Brathühnchen uns geschmeckt haben. Wird sie wohl selbst gefressen haben, seine Spatzen."

Wir hatten nun alle eine Stinkwut auf den Lazarettinspektor, der uns gebratenes Geflügel, („Schpätzle", hat er gesagt) versprach, und uns mit Nudelsuppe trösten wollte.

Erst nach Tagen haben wir erfahren, daß diese harmlose, immer dünner und wässeriger werdende Nudelsuppe „Schpätzle" genannt wurde; oder vielmehr diese kleinen Nudelklöße, die da trübselig in der Brühe umherschwammen, wurden so geheißen.

Später haben wir kleine Futterwirtschaften in der Umgebung entdeckt und dort unseren Vorrat an Lebensmitteln ergänzt. Daraufhin nahm uns die Lazarettleitung die Uniformen ab. Nun rissen wir nach Zapfenstreich in unseren gestreiften Lazarettkitteln aus und geisterten wie helle Gespenster durch die Nacht.

Die Tage vergehen ziemlich eintönig von einem Spätzleessen zum andern. Unsere Nerven können diese Ruhe hier in der herrlichen Sonne kaum ertragen. Da kommen nachts die feindlichen Flieger. Sie haben die Vogesen überflogen und nähern sich der Residenzstadt Stuttgart. Nun aber kommt Leben in die Lazarettbeamten.

Mitten in der Nacht, mitten aus dem besten

Schlaf werden wir getrommelt. Lazarettinspektor und Feldwebel laufen wie aufgescheuchte Hühner umher, sind in Sorge um uns und beordern uns in einen tiefen Keller unter dem Gebäude. Drei Stunden müssen wir im Keller hocken, weil es Vorschrift ist. Hundert Kilometer vor dem Ziel sind die Flieger, wie wir später erfahren, wieder umgekehrt. Wir sind in der Folge noch öfters in den Heldenkeller des Lazaretts hinabgestiegen, haben dabei Angst, Bestürzung und Panik gespielt, sehr zum Entsetzen der Lazarettbeamten.

Oh, diese Heimkrieger mit der großen Angst!

Bald darauf kommen wir zum Ersatz-Bataillon, aber es ist einfach nicht mehr auszuhalten in der Garnison. Hier weht ein ungemütlicher Wind. Die Drückebergerei trägt üppige Blüten. Noch nie waren die Kasernen so stark belegt, noch nie gab es so viel Abkommandierte. Es ist offenes Geheimnis, daß viele maßgebende Stellen sich bestechen lassen. Wenn sie widerstehen wollen, sorgen schon die Frauen für ihr Umfallen. Ein Pfund Butter, einige Hausmacherwürste aus verbotener Schwarzschlachtung, ein Säckchen Mehl, das sind Worte und Dringlichkeitsbeweise, denen sich so leicht kein Hungriger entzieht, besonders wenn er Vater einer vielköpfigen Familie ist.

Alle schlechten Eigenschaften der Menschen schwimmen wie eine dunkle, fette Höllenbrühe auf ihrem Tun und Lassen, denn sie sind müde und der

Hunger hat sie entnervt. Wenn es 14 geheißen hat: Wer darf mit? und 15 die Parole aufkam: Wer muß mit? so heißt es im Herbst 17: Wer wird sich noch drücken können? Wir Frontsoldaten möchten am liebsten ausspeien vor diesen Drückebergern.

Fast täglich kommen Leute unseres Regiments aus den verschiedenen Lazaretten an, und so sind wir bald wieder beisammen: Kientz, Kendzierski, Quint, Kröſche, Liesenfeld, der kleine Sanitäter Voß und ich. Alle vierzehn Tage trifft die „Mordkommission" ein und schreibt kriegsverwendungsfähig, was nur eben noch gehen und stehen kann. Natürlich sind wir gleich bei der ersten Untersuchung „k. v.", kaum daß man einen Blick auf uns geworfen hat. Nach solchen Besuchen der „Mordkommission" gibt es immer wieder ein großes Laufen zu den Feldwebeln und ein großes Betteln um Aufschub. Drückeberger verstehen ihre Sache. Wir, die „Frontschweine", stehen abseits und verachten diese Bande. Die unmöglichsten Gründe werden von den Drückebergern vorgebracht, aber stich- und hiebfest bleiben noch immer jene Gründe, deren Klarlegung mit einem gutgemeinten Fettpaket aus Mutters geheimer Wurstküche unterstrichen wird. Gott ja, welcher vernünftige Mensch wird sich bei diesen schlechten Zeiten eine so billige Fettquelle mutwillig verstopfen?!

Sang- und klanglos hat man uns, die „Frontschweine", eingekleidet. „Diesmal ist es aber unser Totenkleid," sagt Kientz und versucht zu lachen.

Das Regiment verlangt Ersatz und fordert vorzugsweise seine alten Leute wieder an. Der Gedanke, nicht wieder irgendeinem neuen Truppenteil mit allerhöchster Hausnummer zugeteilt zu werden, sondern die guten, alten Gesichter wiederzusehen, hat etwas Tröstliches für uns.

Rasch ist ein größerer Transport zusammengestellt für die ganze Division. Es sind rund 1000 Mann, die nun geschlossen ausrücken sollen. Tausend Menschen, die alle schon an der Front waren.

Tausend Menschen, die keine Fettliebesgaben spenden können.

Tausend Menschen, die den feigen „Dreh" nicht verstehen.

Tausend Menschen, die der Front verfallen sind.

Tausend Menschen, die ihr Schicksal auf der Stirn geschrieben tragen, ein hartes Schicksal, dem sie nimmer entrinnen können.

Tausend Menschen, die alle Gespenster des Grauens erlebt und gesehen haben und den Tod nicht mehr fürchten, weil er ihnen alltäglich geworden ist.

Tausend „Frontschweine" schultern wieder einmal das Gewehr, weil es so sein muß. Tausend „Frontschweine", die mit Feldmarschall Tod auf Duzfuß stehen, fallen in Gleichschritt und marschieren.

Diese Menschen marschieren nun durch die Straßen der guten, alten Garnisonstadt. Keine Blumen an Knopflöchern und Gewehren, kein

Gesang. Stumm zieht die Kolonne dahin, zum Bahnhof. Zivilisten hasten an uns vorüber. Auf der Hotelterrasse, dort, wo der General mit seinem Adjutanten stand, sitzen drei Verwundete und lesen im letzten, müden Glanz der Herbstsonne. Um das Römertor flattern immer noch die schwarzen Dohlen.

Auf dem üblichen Verladebahnsteig steht unser Zug, mit der Lokomotive nach Süden. Wieder drehen sich die Türme und Dächer der Garnisonstadt. Kein Mensch winkt uns zu. Keiner von uns zeigt sich ohne Zweck am Abteilfenster. Übrigens zieht es ganz mächtig und ist schon kalt. Deshalb haben wir die Scheiben hochgezogen und spielen Skat. Wir sind innerhalb von drei Jahren Männer geworden, harte Männer.

Der Zug rollt über Diedenhofen nach Metz, wo wir verpflegt werden. Erst nach Anbruch der Dunkelheit soll es weitergehen, denn nun sind wir bereits wieder im Bereich der französischen Langrohrgeschütze von Pont-à-Mousson. Unsere Division liegt in Front rechts der Mosel, etwa an der französischen Grenze. Es soll dort eine sehr ruhige Stellung sein.

Endlich geht es weiter. Die Nacht ist tiefdunkel und ruhig. Unser Zug hat just die Metzer Bahnhofshalle verlassen, da blitzt und kracht es von allen Seiten: Die Flieger sind wieder mal da!

Das Abwehrfeuer zischt und tobt. Es ist ein richtiges kleines Trommelfeuer. Jetzt lassen die

Franzosen Leuchtbomben niederfallen. Die Raketen erhellen die ganze Gegend und tauchen Bahnanlagen und Umgebung in weißes, grelles Magnesiumlicht. Unser Lokomotivführer hält sofort und läßt den Zug stehen, das Beste, was er tun kann. Die Magnesiumlichter hängen etwa 50 Meter über uns, tänzeln an den Fallschirmen nieder. Alles ringsum ist fast tageshell erleuchtet. Es kommt jetzt nur darauf an, dem Feind keine Bewegung zu zeigen.

Über uns brausen die schweren Bombenflugzeuge hinweg. Ihre Motoren singen hell und gefährlich. Jedesmal, wenn ihr Heulen näherkommt, vermeinen wir das Niedergehen der Bomben zu hören. Der ganze Zugverkehr ist erstarrt. Diesem Luftangriff sind wir nicht gewachsen. Da kommt, Rauchfahne im Nacken, ein eiliger Urlauberzug. Angesichts der tänzelnden Magnesiumlichter bremst die Lokomotive, will langsam unter die Glashalle des Bahnhofs schlüpfen, da haben die Raubvögel dort oben die Bewegung gesehen und lassen ihre Hölleneier fallen.

Wie eine Salve schwerer Granaten zischen die Zweizentnerbomben nieder. Sekundenlang ist die Luft erfüllt von roten Stichflammen, von Blitzen und einem furchtbaren Krachen. Alle geschlossenen Fenster unseres Zuges werden vom Luftdruck zertrümmert. Dann prasselt es. Zuerst kommen schwere Stücke angeflogen, schlagen dumpf nieder. Sind es Menschenkörper oder zersplitterte Eisenbahnschwellen? Einige Sekunden später geht der

Steinregen nieder. Es hagelt Schotter und Schienenteile. Es klingt wie Maschinengewehrknattern, es poltert dumpf auf den Dächern unserer Wagen.

Wir halten die Tornister hoch und schützen damit unsere Gesichter. Dann erst vernehmen wir das Stöhnen dicht neben uns. Nein, es ist schon kein Stöhnen mehr, ist tierisches Geschrei, ist Gebrüll. „Sanitäter! Sa—ni—tä—ter!" Und wie ein großes totes Tier liegt der Urlauberzug zertrümmert, ineinandergeschoben auf dem Nachbargeleise. Die Magnesiumlichter sind inzwischen ausgebrannt oder zur Erde niedergegangen.

Nur im schwachen Aufblitzen der zahlreichen Schrapnells erkennen unsere an die Dunkelheit gewöhnten Augen die ganze Furchtbarkeit des Unglücks. Etwa die Hälfte des langen Urlauberzuges liegt auf der Strecke. Drei Wagen sind zertrümmert, und ihre Insassen tot oder schwer verwundet. Die Bombe traf genau die Zugmitte. Die Lokomotive ist weitergefahren und steht pustend dicht vor der Glaskuppel unter der Uhr. Von allen Seiten eilen Sanitäter herbei, mit Zeltbahnen und Tragbahren. Unser Zug zieht an.

Durch die zertrümmerten Scheiben pfeift der kalte Abendwind.

Es ist furchtbar ungemütlich in diesem Transportzug.

Wir frieren.

Die Gespenster des Krieges haben sich wieder gemeldet.

Das letzte Kriegsjahr beginnt

Über die letzten Wochen des Jahres 1917 ist nichts zu melden. Unsere Stellung war ruhig, denn sie lag im Schutz der Außenforts von Metz. Kurz vor Weihnachten zog man uns heraus, und der Zug gegen Westen begann. In kleinen Tagesmärschen brachte man uns über Metz und die Schlachtfelder von Mars-la-Tour (1870/71) in die Stellungen zwischen Maas und Mosel.

Diese letzte Kriegsweihnacht ist mir noch gut in Erinnerung, denn jeder Regimentsangehörige erhielt, als Angebinde zum Fest des Friedens auf Erden, einen scharfen, gutgeschliffenen Dolch, vermutlich in weiser Voraussicht der Dinge, die uns noch erwarteten. Wir „Frontschweine" hielten das Ganze für einen wunderbaren Witz und freuten uns trotzdem über die Dolche. Herrlich lachte die Sonne. Die Kampftätigkeit war fast eingeschlafen.

In der Silvesternacht knallten die Maschinengewehre und die Handgranaten, aus reiner Freude, daß dieses Jahr der Kämpfe und der Leiden wieder vorbei war und man noch lebte, immer noch lebte.

Wir Kriegsfreiwilligen von Souchez sitzen beisammen im tiefen Stollen und brauen uns einen Punsch. Das Gesöff schmeckt wie Zuckerwasser, aber es wärmt. Um Mitternacht, als draußen die Knallerei beginnt, zieht Kientz seine Pistole. „Kameraden," sagt er, „drei Jahre und einige Monate

machen wir nun die Kämpfe mit und leben immer noch. Na, ein Ende muß es doch nun bald geben. Ich weiß nicht, wieviel Patronen hier in dieser Pistole sind, ich habe wirklich keine Ahnung. Also, ich schieße nun los, in die Stollenbretter hinein. Jeder Schuß zählt einen Monat. Soviel Schuß, soviel Monate wird der Krieg noch dauern, wenigstens für uns, Kameraden. Achtung, ich beginne!"

Die Schüsse knallen rasch hintereinander. Holzsplitter fliegen umher. Bei der siebten Patrone stockt das Schnellfeuer: Ladehemmung.

„Also im Juli, Kameraden," schreit Kientz. „Na, dann können wir aber heute noch lustig sein."

Wir haben bis zum Sonnenaufgang gebechert und uns dann im reinen Schnee hinter der Grabenböschung gewaschen. An die Voraussage unseres Kriegsendes im Juli haben wir nicht mehr gedacht. Erst später, als unser Schicksal in Erfüllung gehen sollte und unsere Zeit abgelaufen war, erinnerte mich Kientz an diese Begebenheit.

Der erste Tag des neuen Jahres verlief ziemlich unruhig: Feindliche Flieger schossen zwei Fesselballone in Brand. Die komischen Würste wurden plötzlich ganz schlaff. Eine hohe Stichflamme schlug aus ihrer Hülle und in rasendem Fall gingen die kläglichen Überbleibsel mit dem Korb zur Erde nieder. Ein dritter Fesselballon wurde abgerissen und stieg ungeheuer hoch, trieb dann auf Frankreich zu mit dem leichten Ostwind. Die feindlichen Flieger

versuchten vergebens, den immer höher dringenden Ballon zu erreichen. Durch unsere scharfen Gläser konnten wir genau beobachten, wie die Ballonbesatzung immer mehr Ballast abwarf, um den Flugzeugen zu entkommen. So erreichte die zum Platzen pralle Hülle in den höheren Luftschichten eine starke Gegenströmung, die sie in rascher Fahrt nach Nordosten entführte. Auf diese Weise kamen die Franzosen um ihre schon sicher geglaubte Beute. Der Ballon landete später, wie wir erfuhren, zwischen Metz und Diedenhofen.

Der Neujahrstag brachte aber noch eine weitere Überraschung: Ein junger Offiziersaspirant der 5. Kompanie wird zum Bataillonsführer gerufen, wo man ihm seine Beförderung zum Offizier mitteilt. Auf dem Rückweg zu seinem Zuge gerät der Bedauernswerte in das Streufeuer eines feindlichen Maschinengewehrs. Tot auf der Stelle. Die Achselstücke sind noch nicht mal fest angenäht, nur lose am Rock befestigt.

Und dann noch eine Überraschung: Man teilt uns mit, daß vor uns Amerikaner vermutet werden, ganz frische amerikanische Hilfstruppen, die hier einen Angriff wagen sollen. Wirklich, das neue Jahr beginnt ausgezeichnet!

Vor Anbruch der Dämmerung wird Kientz zum Bataillon gerufen und erhält den klipp und klaren Befehl, kurz nach Einbruch der Dunkelheit mit seinem Zug eine Patrouille ins Vorgelände zu unternehmen, um die Postenstellungen der Gegner

auszukundschaften. Gegebenenfalls sei ein Posten zu überfallen und gefangen mitzubringen.

Man muß sagen, daß dieses vierte Kriegsjahr wirklich gut beginnt!

Wie befohlen, ziehen wir los, etwa 50 Mann. Ein leichtes Maschinengewehr nehmen wir mit, für alle Fälle. Dringen zuerst vor bis an den Bach, der knapp vor dem feindlichen Drahtverhau fließt. Die Ränder des Wassers sind vereist und bröckeln wie Glas. Es klingt weithin und wir werfen uns auf die Erde, weil sofort die Leuchtkugeln steigen. Streichen dann langsam vor dem Bach auf und ab und entdecken einen Übergang, eine sogenannte Wiesenbrücke. Hinüber!

Das Drahthindernis der Feinde ist breit und stark. Mit einem Gewehr, das wir lose auf den Draht fallen lassen, untersuchen wir, ob er elektrisch geladen ist. Nein, es sprühen keine Funken, also durch! Doch jetzt kommen starke Hindernisse. Der Draht wird fast fingerdick und ist mit langen Stacheln bewehrt. Hier müssen wir uns eine Gasse schneiden.

Die feindlichen Posten können von hier aus bequem überrumpelt werden, haben wir festgestellt, denn sie stehen etwa 100 Meter rechts und 100 Meter links in Maschinengewehrnestern. Wir brauchen also nur in den sicher verschlammten Graben einzudringen und uns von der Seite heranzuschleichen. Dann vor, den Leuten die Gewehrmündungen auf

die Brust gesetzt, den Mund zugehalten und weg mit ihnen, im Laufschritt.

Die Drahtschere arbeitet und bahnt sich eine tiefe, breite Gasse in das Hindernis. Einer schneidet und zwei Mann halten die Enden des Drahtes fest, biegen sie vorsichtig um. Wir kommen mit jeder Minute ein kleines Stück vorwärts. Nur etwa zehn Mann unter Führung von Kientz liegen vorne im Drahthindernis. Die anderen Leute mußten als Seiten- und Rückendeckung im Gelände bleiben und aufpassen. Das Maschinengewehr steht schußbereit auf dem Randwulst eines Trichters und hat die feindliche Linie abzuhämmern, wenn wir entdeckt werden. Dadurch soll Verwirrung erreicht werden, in deren Schutz wir uns unter Umständen noch heil zurückziehen können.

Höchstens noch drei Meter Drahtverhau haben wir zu durchschneiden, um in den Graben zu gelangen, da wird es hinter uns im Gelände plötzlich unruhig.

„Feindliche Patrouille in Sicht!"

Gerade wollen wir uns zurückziehen, um die Leute im Gelände zu verstärken, da knallen plötzlich die Handgranaten und eine wilde Schießerei hebt an. Gleichzeitig wird es im Graben vor uns lebendig. Englische Kommandos werden abgegeben und keine zehn Meter vor unseren Gesichtern zischen Fallschirmraketen empor.

Tageshelle über dem Niemandsland. Wir sind verloren!

Wir sind verloren! Unser Schicksal ist abgerollt. Alles aus!

Verloren? — Alles aus?

Nein, noch gibt es eine Hoffnung, Kientz hat wieder mal eine seiner fabelhaften Eingebungen: „Schnauze in den Dreck! Alles ruhig! Befehl abwarten!"

Wir liegen im Schnee zwischen den Drahtverhaupfählen, alle dicht hintereinander. Wenn die Amerikaner vor uns jetzt aufpassen, wird keiner von uns mehr lebendig vom Fleck kommen. Sekunden werden zu Ewigkeiten. Unser Gesichtskreis ist eng. Die Schatten der Drahtverhaupfähle liegen scharf auf der Schneedecke, drehen sich und flackern mit den Bewegungen der tänzelnden Leuchtraketen. Die Helligkeit wird immer größer und verhängnisvoller.

Was mag denn das sein? Warum zischt und knistert es leise über uns? Der Nordostwind hat die ziehenden Fallschirme wieder auf ihren Abschußpunkt zurückgetrieben und nun gehen die Dinger im Drahtverhau nieder. Ein Schirm bleibt an einem Pfahl, keine 50 Zentimeter von Kientz entfernt, hängen. Der Leuchtkörper baumelt zwei-, dreimal hin und her, rutscht dann in den Schnee hinab, wo er zischend erlöscht. Die anderen Raketen fallen links von uns nieder, bleiben im trockenen, gefrorenen Gebüsch hängen, das sofort in Brand aufgeht.

Wenn uns jetzt die Amerikaner nicht gesehen haben, wenn sie diese zehn liegenden, schwarzen

Schatten keine zehn Meter vor sich auf der Böschung nicht gesehen haben, dann sind sie eben mit Blindheit geschlagen oder sie haben nur Augen für die Vorgänge hinter uns, im undurchdringlichen, öden Niemandsland. Oder wollen sie nur mit uns spielen und unsere Qual verlängern? Machen vielleicht ihre Handgranaten bereit und werden gleich die Hölleneier in uns hineinwerfen.

Ich habe eine Wut auf Kientz und verstehe sein Zaudern nicht mehr. Warum versuchen wir nicht, durch raschen Handstreich und Anlauf in den rettenden amerikanischen Graben vor uns zu gelangen? Werden wir nicht spielend mit den paar Leuten da fertig? Wäre doch gelacht!

Der Busch neben uns brennt mit rotem Schein. Die Feuchtigkeit der kleinen, wilden Äste und des dürren Grases, das halb aus dem Schnee ragt, entwickelt starken Rauch, der sich als dünner Schleier zwischen uns und die Amerikaner legt. Jetzt haben sie vor uns ein Maschinengewehr aufgestellt, machen es schußfertig. Wir hören das harte Einschnappen des Kammerriegels und das scharrende Anziehen des Zugführers — —

Nach dem ersten Losknallen im Niemandsland ist es plötzlich wieder ruhig geworden. Unsere Rücken- und Seitendeckungen sind allem Anschein nach auf starke feindliche Übermacht gestoßen, sicher eine großangelegte Streife der Amerikaner, und wollen ohne Befehl von Kientz nicht angreifen. Kostbare Minuten vergehen, schreckliche Minuten für uns, die regungs-

los im Licht des brennenden Busches und der immer wieder hochziehenden Magnesiumraketen zehn Meter vor den Amerikanern liegen.

Sekunden der Höllenqualen, Sekunden der Todesangst vor der Mündung des schußbereiten Maschinengewehrs!

Da knattert das Gewehr endlich los, streut seine Geschoßgarbe ins Niemandsland. Wir vergraben unsere Gesichter im Schnee, machen uns flach und klein. Freuen uns aber doch, denn nun wissen wir, daß die kriegsunerfahrenen Amerikaner uns nicht entdeckt haben und über uns hinweg das Niemandsland beschießen. Wir spüren im Nacken den warmen Hauch des Mündungsfeuers und wissen, daß die peitschenden Geschosse nur zentimeterhoch über uns hinwegsausen. Die geringste Bewegung ist unser Tod.

Unsere Nerven sind gespannt. Das Blut kocht und klopft im Halse. Die Geschoßgarbe geht hin und her. Endlich ist der Gurt verschossen. Hinter dem Knall der letzten Patrone hören wir das helle Klirren der ausgeworfenen Hülse. Da faßt Kientz blitzschnell einen Entschluß, zieht gleich zwei Handgranaten zusammen ab, springt auf, wirft sie zwischen die erstaunten Amerikaner, schreit: „Zurück, marsch — marsch!"

Ich werfe gleichfalls eine Handgranate in das Grabenstück vor uns, dort, wo das Maschinengewehr steht. Man kann die Spur der Geschoßgarbe gut im Schnee erkennen, denn überall hat der Luftdruck

der knapp über uns dahinfegenden Kugeln gerade Striemen in die Schneedecke gezogen. Das alles sehe ich blitzschnell beim Leuchten des brennenden Buschs. Da krachen die drei Handgranaten, noch ehe die Amerikaner eigentlich wissen, was los ist, und zum Schuß kommen können. Die Überraschung ist für sie zu groß und zu heftig.

Nur drei, vier lange Sprünge durch den Schnee und wir sind am tiefgelegenen Bachufer, treten in das bröckelige Eis, holen tief Atem und fühlen uns gerettet. Sind nun aus dem Bereich des leuchtenden Buschbrandes und schicken uns an, einzeln oder in Rotten die rückwärts liegenden Leute unseres Zuges zu erreichen, da kracht es etwa in der Mitte der 500 Meter auseinanderliegenden Stellungen schon wieder, und hell surren die Handgranatensplitter.

Nun gibt es kein Halten mehr und wir rennen alle zusammen in breiter Schützenlinie dem Kampfort entgegen. Finden unsere Leute, im Schnee neben sich die abzugbereiten Handgranaten, Front zur deutschen Stellung. Eine starke feindliche Patrouille liegt kurz vor dem deutschen Drahtverhau, Front nach Paris und schneidet uns den Rückzug ab. Keiner der Gegner will weichen und dem anderen den Weg zum eigenen Graben freigeben. Hinter uns beginnen sie schon wieder mit Leuchtkugeln und Maschinengewehren. Der deutsche Graben schweigt.

„Jetzt oder nie," sagt Kientz und schickt sich an, mit einigen Leuten vorzufühlen. Da kommen die Gegner auch schon auf uns zu, laufen und werfen

ihre Handgranaten und schmeißen sich dann in den Schnee. Haben zum Glück die Entfernung unterschätzt, denn die Hölleneier zerspringen krachend noch mindestens 15 Schritt vor uns. Höchstens einige Schneebrocken und Grasnarben spritzen auf uns nieder. Aber es ist doch erstaunlich, daß diese Handgranaten wie deutsche Stielhandgranaten böllern, genau so und nicht wie die üblichen feindlichen Kugeldinger. Aber nun hat unser Maschinengewehr endlich ein Ziel, nun wissen auch unsere Leute die Entfernung.

„Handgranaten los!" schreit Kientz. Maschinengewehrknattern und Krachen. Dann stürzen die Gegner aufeinander los, rennen sich an mit Geschrei.

Alle diese Angst, all' diese Aufregung der letzten Minuten, alle Wut und allen Erhaltungstrieb legen wir in dieses dröhnende Hurra!

„Hurra! Hurra! Hurra!"

Und die andern, die Feinde, schreien gleichfalls und laufen und stürmen und brüllen. „Hurra! Hurra! Hurra!"

Deutsche!

Deutsche kämpfen gegen Deutsche!

Jetzt sind wir aneinander und erkennen uns. Die andern sind Leute des Nachbarregiments, gleichfalls auf der Suche nach Amerikanern. Eine 150 Mann starke Patrouille ist es mit drei Maschinengewehren, geführt von vier Offizieren. Wir haben 8 Leichtverletzte. Die andern haben 5 Tote und 7 Verwundete.

Großes Geschrei. Vorwürfe. Schimpfworte fallen wie Hagel. Man will sich gegenseitg die Schuld zuschieben. Die Führer brüllen sich an, die Leute toben vor Wut.

Inzwischen haben auch die Amerikaner den wahren Sachverhalt im Niemandsland erkannt und schießen grüne Sperrfeuerraketen. Zwanzig Sekunden später rasen die Artilleriesalven daher. Die Granaten legen nun eine Sperre zwischen uns und den rettenden Graben. Die Schrecken dieser ersten Nacht im neuen Jahr wollen gar nicht aufhören. Unser Zug teilt sich in zwei Gruppen, nimmt volle Deckung in den verschneiten und gefrorenen Schlammlöchern vor dem Drahtverhau. Fast eine Stunde lang liegen wir im Feuerorkan, und als wieder Ruhe herrscht und nur einige Granaten als Nachzügler heranschwirren, gibt Kientz das Zeichen zum Aufbruch.

„Nicht quer über den Draht hinweg," raunt der Führer. „Alle die Drahtverhaugassen benutzen. Achtet auf die Handgranaten!"

Wir gehen Mann hinter Mann. Schleppen die Verwundeten mit. Nebenan, etwa hundert Meter weiter rechts, versucht der Haupttrupp, trotz aller Vorschriften und Befehle, über den Drahtverhau zu klettern. Da gibt es einen furchtbaren Knall. Stille. Dann Stöhnen und Geschrei. Wir rennen hinzu. Einem Unteroffizier war die Verschlußkapsel der am Koppel hängenden Stielhandgranate abgesprungen. Der Abzug blieb am Drahtverhau hängen. Die Handgranate zündete unbemerkt, zer-

knallte und entzündete die drei anderen Handgranaten des Trägers.

Vom Unteroffizier fanden wir nur noch den Kopf und die Beine. Weitere 16 Mann unseres Zuges waren mehr oder weniger schwer verwundet.

In seinem Unterstand hat Kientz dann hemmungslos geweint, vor Wut und Enttäuschung.

Das war die erste Nacht des furchtbaren Jahres 1918.

„This damned bl. war"

Unser Zusammenstoß im Niemandsland hat keine kriegsgerichtlichen Folgen, da keiner Partei ein Vorwurf gemacht werden kann. Die Toten können ja sowieso nicht mehr lebendig gemacht werden, aber schade um jedes Menschenleben zu Beginn des Jahres 1918!

Unsere Episode auf der Böschung des feindlichen Grabens hat wenigstens aufgeklärt, daß uns tatsächlich Amerikaner gegenüberliegen, zum erstenmal Amerikaner in geschlossenem größeren Verband. Nun sollen die Burschen von der anderen Seite des großen Teiches erst mal erfahren, was Krieg ist. Die Armeeoberleitung beschließt einen großzügigen Angriff gegen die Stellungen bei Seicheprey und Flirey, zwischen Maas und Mosel.

Von den drei Regimentern unserer Division werden die besten und erfahrensten Leute ausgesucht, etwa 600 Mann. Es sollen je 60 Mann einen Stoß-

trupp bilden. Kientz, der inzwischen zum Offizierstellvertreter ernannt wurde, führt den rechten Flügeltrupp. Unser Zug ist fast vollzählig mit dabei. Nur einige Familienväter dürfen zurücktreten. Es wird diesmal eine tolle Sache geben.

Man beordert uns zurück in die Ruhequartiere nach Pannes und Essey. Wir gehen spazieren, exerzieren auch mal, üben den Sturm an einem markierten Werk ein und geraten allmählich in Hochstimmung. Gerüchte von bald losschlagenden Offensiven, von der kommenden, großen Kaiserschlacht, der Entscheidungsschlacht des Weltkrieges, schwirren umher. Wir bekommen Urlaub, nur Tagesurlaub in die benachbarten Etappenorte, wo es Kinos und Unterhaltung gibt. In den Lichtspielhäusern laufen nur süßliche Liebesschlager.

Bei diesen Streifzügen erkennen wir die ungerechte Verteilung der Truppen: Vorne kämpft eine dünne Linie, und hinten liegen sie haufenweise in den Etappendörfern, weit weg vom Schuß, Leute in Kolonnen, bei Stäben und in irgendwelchen Ämtern. Auf einen Frontsoldaten kommen mindestens drei, wenn nicht mehr „Etappenschweine", die später sicher die größten Heldentaten erzählen und damit protzen werden, wie lange sie „draußen" waren.

Ihre Uniformen sind noch glatt, kaum abgeschabt, nicht beschmutzt, die Stiefel sogar gewichst. Sie gehen mit Spazierstöcken und tragen vielfach hohe Rockkragen. Ihre Gesichter sind weich. Vor Fliegern haben sie eine gemeine Angst, und in den Helden-

kellern neben ihren Quartieren verbringen sie manche mondhelle Nacht.

Die Feldsoldaten sind gleich zu erkennen am Gang, am gebräunten, wetterharten Gesicht und an der verschlissenen Uniform. Hätte man doch all diese strammen Burschen, die Etappenschweine, in der vordersten Linie, wie schnell wäre der Krieg aus und gewonnen. Nein, es müssen immer dieselben müden Leute sein, denen man nur wenige Tage Ruhe in halbzerstörten Dörfern gönnt, immer dieselben Regimenter, immer dieselben Offiziere und Mannschaften. Die Front braucht immer ihre alten „Frontschweine".

Inzwischen soll die Front unseres kommenden Angriffs ständig abgetastet werden. So dringt eine deutsche Streife vor, benutzt die von uns teilweise geschnittene Gasse, gelangt in den ersten feindlichen Graben, der aus strategischen Gründen nur noch von schwachen Postierungen besetzt ist. Die amerikanischen Horchposten weichen aus und ziehen sich auf die Hauptlinie zurück. Die Deutschen ihnen nach. Finden keinen Widerstand und stoßen vor bis in die rückwärtigen feindlichen Linien, wo sie zwei Postträger überraschen. Der eine Mann schießt sofort einen deutschen Unteroffizier nieder. Da stürzen sich die Deutschen auf die Yankees. Es darf nicht geschossen werden, es muß mit den Fäusten gekämpft werden, sonst hören die nahen Grabenbesatzungen das Ringen der Verzweifelten und alles ist aus.

Der eine Amerikaner wird schließlich erdolcht,

mit solch einem schönen neuen Dolch vom letzten Weihnachtsfest. Der andere Yankee, ein riesenhafter, baumlanger Mensch, boxt und schlägt um sich. Mit jedem Hieb streckt er einen Deutschen nieder. Sie springen ihn an und er schüttelt sie ab. Sie wollen ihn unterkriegen und er hämmert mit stählernen Fäusten auf ihre Schädeldecke. Schließlich packen ihn zwei Mann und schleifen ihn fort. Blut rinnt aus Nasen, Zähne wurden eingehauen, Augen sind blutunterlaufen. So bringen sie den Amerikaner zur deutschen Linie. Der Yankee glaubt nun, man wolle ihn abmurksen. Stellt sich vor unseren Bataillonsführer, spuckt ihm den Kaugummi auf die Stiefelspitzen und meint ganz trocken: „This is a damned bl. war" („Das ist ein verdammter Sau-Krieg!").

Nun wissen wir, daß hier tatsächlich ein größerer Verband, die 24. amerikanische Division, geschlossen in Stellung liegt. Am folgenden Tag wird der große Angriff befohlen, der erste große Angriff auf die Amerikaner, der erste Sturm gegen den neuen Feind, von dem wir bisher nicht viel hielten, der erste Kampf, bei dem wir Sieger bleiben, aber auch erkennen, daß solche Menschenmassen und solches Material uns erdrücken werden, heute vielleicht noch nicht, aber morgen.

Wer weiß, was morgen sein wird?

Landsknechte gegen Sportsleute

Um Mitternacht wird in Pannes angetreten. Hoch segelt der Vollmond am Himmel, dünn und schneidend kalt ist die Luft. Der steile Berg Montsec steht wie ein gewaltiges Denkmal im Gelände. Über die mondhellen Wiesen und zerschossenen Gehöfte um Essey und Saint-Baussant erreichen wir um halb zwei in der Frühe die Reserveunterstände bei Lahayville, am Ufer des Rupt-de-Mad-Baches. Man reicht uns Tee mit Rum, doppelte, nein dreifache Portionen, halb Tee, halb Rum, alles glühend heiß. Donnerwetter, man merkt, wo das Zeug hinrinnt.

Kein Schuß. Nichts regt sich. Die Front schläft. Die unheimliche, sprichwörtliche Ruhe vor dem Sturm. Ruhig zieht der Mond seine Bahn. Keine Leuchtkugel zerreißt den Frieden dieser herrlichen Vollmondnacht. Die Sterne hängen wie dicke leuchtende Tropfen am samtschwarzen Horizont. Die Luft in den Unterständen ist dick und heiß. Kerzen und Hindenburglichter glimmen rasch herunter, haben nur dünne Flämmchen, erlöschen. Unsere Leute sitzen auf dem Boden, auf den Bänken, an den Tischen und rauchen. Hin und wieder zischt ein Streichholz, flackert und beleuchtet ein stoppelreiches Soldatengesicht. Dann ist es wieder dunkel. In den Ecken und auf den Pritschen beginnen sie schon zu schnarchen.

Eigentümlich ist diese innerliche Ruhe, die alle, Führer und Mannschaften, beseelt. Nichts mehr

vom Todesahnen und Grauen der Nacht vor dem großen Angriff auf die Vaux-Kreuz-Höhe. Schon das Gelände, die viel friedlichere Gegend und das Bewußtsein, gegen kampfunerprobte Leute loszuziehen, stärkt uns. Und dann wird es sicher allerlei zu plündern und zu holen geben in solch einem gutbesetzten amerikanischen Unterstand. Wir bilden ja auch die ausgesuchte Schar der Division, alles Männer, die mehrere Jahre im „Handwerk" sind und die Gefahr stundenlang vorher wittern. Innerlich fühlen wir genau, daß es für uns diesmal nicht so schlimm sein wird. Zudem fehlt der Gegend jener furchtbare Ruf, den Verdun bei allen Truppen hüben und drüben genoß.

Um 3 Uhr fegt plötzlich eine Artilleriesalve daher, als großes Wecken. Einige Haubitzen spielen die Pauke. Gerade will der Mond hinter dem Wald von Gargantua untergehen, als mit rasender Gewalt die Salven über uns hinwegrollen. Dann setzen rücksichtslos und bellend die leichten Feldgeschütze ein. Sie sind auf niedrigen Sturmlafetten knapp hinter der Reservestellung aufgefahren, bei Nacht und Nebel, müssen vor Tagesanbruch wieder fort sein, feuern aber in direktem Schuß auf etwa 1500 Meter in die feindliche Linie.

Knapp über die Häuserreste von Lahayville hinweg johlen die Geschosse und verschwinden in der Nacht. Und wieder und immer wieder, von Maizerais, von St. Baussant, von Euvezin, von Essey und von allen Seiten her brüllen die leichten

Geschütze ihr heiseres „Bui! Bui! Bui! Bui!" Darüber rollen geruhsam und würdig die schweren Steilfeuergeschosse, wie D-Züge auf glatten Schienen. Nur hin und wieder bremsen die D-Züge und die Bremsen sind eingerostet. So knirschen und johlen die Granaten.

Drüben aber, in den feindlichen Artilleriestellungen bei Beaumont, bei Flirey und Limay geht der Trommler um, zerstampft, zerwühlt die Erde, daß baumhohe Erdsäulen gegen den Himmel spritzen. Und immer und immer Bui! Buii — Buii — sssss — rumm — rrrumm! Bald ist kein Abschluß und kein Einschlag mehr zu unterscheiden. Die Artillerieschlacht brüllt.

In Metz, in Diedenhofen, in Trier, in Mainz und Koblenz zittern jetzt die Fensterscheiben.

Drüben, hinter Beaumont, an der Straße nach Toul, gehen Munitionshaufen in die Luft. Einige unserer Batterien schießen Gas. Mit Blaukreuzgranaten fangen sie an, dann gehen sie zu Grünkreuz und Gelbkreuz über. Wo diese Dinger hingeraten, da wächst in den nächsten drei Jahren bestimmt kein Gras mehr. Man sieht die Geschosse im Ziel wie Feuerwerk zersprühen.

Zuerst prasselt starkes Abwehrfeuer in unsere Sturmausgangsstellung. Auch Lahayville wird mit einigen hastigen Salven belegt. Nach und nach wird das Schießen der Feinde schwächer, schweigt schließlich ganz. Bis auf eine Batterie, die uns alle zwei Minuten vier Granaten in die Reservestellung legt,

vier krachende, gewaltige Höllenneier. Eine Meldung am Fernsprecher. Die von drüben werden angepeilt mit Hilfe genauester Schallmeßapparate. Dann schickte man ihnen den Trommler auf den Hals und der Tod fährt mit bremsendem D-Zug hinüber.

Immerhin hat der Feuerüberfall uns mitten im Aufmarsch überrascht und die Gruppen in alle Winde zerstreut. Der Mond ist verschwunden, verschluckt vom hochstämmigen Gargantuawald, dahinter die schweren deutschen Batterien stehen. In der Dunkelheit wird ein Sammeln schwierig. Finsternis und Nebel ballen sich zusammen. Großes Durcheinander in den Anmarschgräben, als der Feind plötzlich Punktfeuer schießt und mehrere Leute verwundet. Endlich trifft sich alles, was stürmen soll, wieder im vordersten, sonst verlassenen und völlig verschlammten Graben.

Wir klettern auf die Böschung, legen uns vor die Gassen im Drahtverhau. Schwere und tiefe Granatlöcher sind durch weiße Stollenbretter überbrückt. Weiße Tuchfetzen und Strohbüschel auf Pfählen zeigen uns den Weg durch die vielgewundenen Drahtgassen. Alles ist wunderbar vorbereitet. Die Sache wird klappen, muß klappen. Es ist inzwischen 6.30 Uhr geworden.

Manchmal will das Feuer scheinbar nachlassen. Doch es ist kein Nachlassen, es ist nur ein Luftholen zum letzten Schlag. Und Punkt 6.45 Uhr fällt er.

Während der vorhergehenden Minuten hat das Feuer fast aufgehört. Nun aber blitzt und dröhnt es

von allen Seiten und die Geschosse fegen knapp über unsere Köpfe hinweg mit starkem Rauschen in die 500 Meter entfernte feindliche Infanterielinie. Die Steilfeuergeschosse brummen hulu — hulu und überschlagen sich. Ausbläser schrillen wie Sirenen. Splitter summen.

Hie und da wird noch eine letzte Zigarette vorsichtig gequalmt. Die Stoßtrupps liegen jeder für sich, jeder eine Einheit bildend. Kientz ist in prächtigster Form. Seine Zuversicht reißt uns mit. Nein, diesmal wird es bei uns kein großes Sterben geben, das spüren wir.

Allmählich graut der Tag. Ein starker Bodennebel hat sich gehoben und steht als undurchsichtiger Schleier im Niemandsland. Links im Osten, über dem Priesterwald, wird der Himmel blaßrot. Man erkennt schon deutlich die Umrisse des Montsec. Gleich muß es losgehen. Es kann sich nur noch um Minuten handeln.

Unser Stoßtrupp hat sich erhoben. Langsam begeben wir uns vor den Drahtverhau, stehen nun mit aufgepflanztem Seitengewehr etwas frierend und steif um unseren Führer. Hinter uns wuchten die schweren Minen aus den Werfern. Der warme Hauch ihrer Abschüsse fährt bis zu uns. Der Luftdruck ihrer Explosionen reißt uns fast zu Boden. Ohne Unterbrechung ziehen die schweren Minen ihre feurige Kometenbahn, zuerst hoch, dann in weitem Bogen auf die feindliche Stellung nieder.

Das Toben wird immer toller. Man ringt nach

Atem. Unter den Fußsohlen bebt die Erde. Ein sonderbares Schüttern ist in der Brust. Da zischt die rot-grüne Doppelrakete empor: Sturm.

Es ist 7 Uhr.

Kientz hebt sein Gewehr mit dem aufgepflanzten Stoßtruppdolch.

„Los!"

Steigen über die hellen Bretterstege in die sumpfige Niederung zwischen den Linien. Sind von wattegleichem Nebel umgeben. Rechts und links hat der Bodennebel die anderen Stoßtrupps verschluckt. Unser einziger Richtungsanzeiger ist das Toben und Krachen in der feindlichen Stellung. Darauf zu strebt Kientz in langen Sätzen. Wir hinterher. Tauchen zwei zerzauste Gebüsche aus dem Dunst, das Alpha- und das Betawäldchen. Unsere Richtung stimmt.

Zwischen den beiden Wäldchen fällt unser Stoßtrupp in die feindliche Linie. Letzte Minen platzen knapp 50 Meter vor uns. Dann beginnt die Feuerwalze zu rollen und springt auf die rückwärtigen Stellungen der Gegner. Aber nun hat man uns entdeckt und ein Maschinengewehr schüttelt von irgendwoher seine Geschoßgarbe herüber.

Sie werden in den Gräben lebendig. Englische Kommandos brüllen sie. Handgranaten fliegen uns entgegen. Ein hartnäckiger erbitterter Widerstand, wie ihn keine der zermürbten Truppen der Franzosen oder Engländer zu leisten vermochte, hemmt unser Vordringen. Wir nehmen zuerst volle

Deckung, um die Lage zu überblicken. Vor uns liegt ein starker Unterstand, dem ständig neue Verteidiger entströmen. Es sieht bös aus für uns.

Endlich hat Kientz seinen Plan gefaßt. Teilt uns in drei Gruppen ein und von drei Seiten gleichzeitig dringen wir vor gegen die Unterstände. Unteroffizier Roos erhält dabei einen Kopfschuß und ist sofort tot.

Der Feind weicht und zieht kämpfend von Schulterwehr zu Schulterwehr. Nur Tote und Schwerverwundete läßt er zurück, alles große, sehnige Gestalten in wundervollen Uniformen, an den Füßen langschäftige Gummistiefel.

Wenn beim Grabenaufrollen eine Partei zu weichen beginnt, ist sie verloren, das haben wir beim Vaux-Kreuz am eigenen Leib erfahren. Deshalb fühlen wir uns jetzt den Amerikanern weit überlegen. Bis zur nächsten Unterstandsgruppe ziehen sich die Amerikaner zurück. Wir folgen und waten durch knietiefen Schlamm, kommen an Konservenbüchsen, Wolldecken und allerlei Beutestücken vorbei, aber vorläufig können wir nichts anrühren. Jetzt kommt der Hauptwiderstand.

Beängstigend tief gehen immer noch Geschosse und Minen über unsere Köpfe hinweg. Wir glauben die Feinde schon aus dem Gesichtskreis verloren zu haben, da, plötzlich, beim Umgehen einer Schulterwehr, stehen wir Nase an Nase mit ihnen, stehen wir vor den Amerikanern. Sehnige, straffe Gestalten, die flachen Stahlhelme schief über eckigen, bartlosen

Gesichtern, stehen sie und machen zwei Maschinengewehre schußbereit.

„Hands up, you bl. fools!“ schreit ihnen Kientz entgegen und setzt dem ersten, einem Offizier, seinen Dolch auf die Kehle. Der hebt zögernd die Hände. Die Hintermänner aber reißen ein Maschinengewehr herum und knallen los.

Wie der Blitz hat sich Kientz niedergeworfen, flitzt um die Schulterwehr und macht seine Handgranaten fertig. Wir schleudern gleichfalls unsere Stielhandgranaten. Schlamm- und Erdfontänen spritzen hoch. Beide Parteien sind über und über beschmutzt und schier unkenntlich.

Steine und Erdschollen prasseln nieder. Splitter fetzen umher.

Auf ein Kommando brechen wir nochmals vor.

Da stehen sie nun, riesige, erdbraune Kerle, grinsen ganz vergnügt und meinen: „This damned bl. war is now fineshed for us!“ Schütteln uns die Hände.

Zwei der Ihrigen sind schwer verwundet durch unsere Handgranatensalve. Im eroberten Grabenstück liegen etwa zehn Leichen, größtenteils Leute, die während der Grabenbeschießung fielen.

Wir haben bis jetzt einen Toten und vier Leichtverwundete.

Bewacht von unsern Leichtverwundeten, werden die Gefangenen zurückgebracht. Ihre Maschinengewehre müssen sie mitnehmen. Wir aber dringen weiter vor, gegen eine dritte Unterstandgruppe.

Sind noch nicht ganz auf Handgranatenwurfweite herangekommen, da fletschen uns schon Pistolenschüsse entgegen.

Vorsichtig, jede Deckung ausnutzend, nähern wir uns dem tiefen Stollen. Liesenfeld springt vor, zieht im Laufen zwei Handgranaten ab und wirft sie blitzschnell in den Luftschacht des Unterstandes. Ein dumpfer Knall zeigt uns, daß die Dinger tief unten explodiert sind und Verwirrung unter die Verteidiger gebracht haben.

Nun tritt Kientz vor den Eingang des Stollens und fordert die Besatzung auf, sich zu ergeben. Pistolenschüsse sind die Antwort. Ein amerikanischer Offizier sitzt auf der Stollentreppe und schleudert alle geworfenen Handgranaten wieder zurück, bis ihn ein Frühkrepierer zerreißt.

Das Toben der Handgranaten hat benachbarte Stoßtrupps herangelockt und nun kann der Stollen von zwei Seiten belagert werden. Einzeln, mißtrauisch, zögernd kommen die Amerikaner heraus, nähern sich dreist und unerschrocken. Einige haben ihre Pistole noch lose im Gürtel oder nach Cowboy-Art in einer langherabhängenden Tasche. Sie kommen mit den Händen in den Hosentaschen auf uns zu, trotzig wie kleine Schuljungen, die bestraft werden sollen. Kientz brüllt sie an, sie sollen die Hände hoch heben. Erst dann heben sie zögernd die Arme.

Wir glauben schon alle Leute aus dem Stollen zu haben, da gibt es plötzlich ein Rennen und Hasten

und einige Yankees laufen durch einen kleinen unbewachten Seitengraben aus dem Unterstand, Richtung Beaumont. Wer den Laufgraben erreicht, ist gerettet. Doch glückt es nur wenigen. Fast alle erfaßt das rasche Feuer unserer Gewehre. Währenddessen stehen ihre gefangenen Kameraden hinter uns auf der Böschung, kritisieren unsere Schüsse und feuern durch Zurufe ihre Kameraden zu schnellerer Gangart an.

„Hallo, Bill, renn doch, Bill." Bravo für Bill, wenn er den rettenden Laufgraben erreicht und so der Gefangenschaft entgeht. Das ist sportsmäßig betriebener Krieg, das ist reiner Sport mit dem unerhört hohen Einsatz des eigenen Lebens. Uns alten Feldsoldaten haben die ersten Yankees gewaltig imponiert und wir haben erkannt, daß unsere ausgepumpten, kranken, ausgehungerten Körper von solchen Sportsleuten noch viel Mühsal zu erwarten hätten.

Langsam verzieht sich der Nebel. Langsam verzieht sich der Pulverqualm. Alle Unterstände sind erobert und bis zur vierten Linie ist die ganze Stellung in unserer Hand. Nur 185 unverwundete Amerikaner haben sich ergeben. Die andern haben bis zum Tod gekämpft, mit einer Verbissenheit, die wir nie erwartet hätten. Kompanieweise sind die Besatzungen der dritten und vierten Linie in rückwärtige Aufnahmestellungen geflohen. Der starke Bodennebel, die Gasschwaden und der Pulverqualm platzender Geschosse verschleierten ihren raschen Rückzug.

In fast 5 Kilometer Breite haben wir 600 Mann eine frische, bis zu den Zähnen bewaffnete Infanterie-Division aus den Angeln gehoben und sind 1000 Meter tief in ihre Stellungen eingedrungen, ja wir haben die eroberten Linien bis zum Abend gehalten und sind mit geringen Verlusten wieder in unsere Ausgangslinien zurückgekehrt.

Und das im vierten Kriegsjahr.

Und das trotz des Hungers, der Läuse, der stillen Verachtung durch Etappenschweine, und trotz der Krankheiten, der ausgemergelten Körper, der verschlissenen Uniform, der Verbandpäckchen aus Papier, der dünnen „Drahtverhau-Brühe", des Eichelkaffees, der Papierhemden, der Übermacht und der wachsenden Trostlosigkeit. Trotz Tod und Teufel! Wir, die ausgepumpten Soldaten von 1918!

Der französische und der amerikanische Heeresbericht haben sich eingehend, mehrere Tage lang, mit diesem deutschen Vorstoß beschäftigt. Über den Verlauf des Kampftages, von Sonnenaufgang bis zum Einbruch der völligen Dunkelheit, soll das folgende Kapitel erzählen.

Zu Gast bei Onkel Sam

Die Sonne ist aufgegangen. Etwa 500 Amerikaner, die gestern noch nichts vom wahren Schrecken und Grauen des Krieges wußten und die Schützengräben scherzhaft als „shooting-galeries" bezeich-

neten, haben die Strahlen des köstlichen Gestirns nicht mehr erlebt. So hohe Verlustzahlen haben später die amerikanischen Berichte glatt zugegeben.

Ein auffrischender Bodenwind streicht Nebel und sonstige Schwaden hinweg, gibt uns die Sicht auf Beaumont und die anderen feindlichen Etappendörfer frei. Nun liegen diese Nester fast greifbar nahe. So weit vorwärts hat uns der Angriff gebracht. Vom Gegner ist nichts mehr zu sehen. Die Erde hat ihn scheinbar verschluckt. Unsere Offiziere bereuen, nun nicht weiter durchgestoßen zu sein, und eine Führerkonferenz beschließt, das Versäumte nachzuholen und gegen Beaumont vorzugehen.

Dem widersetzen sich einige besonnene Stoßtruppführer, darunter Kientz, der mit scharfen Worten nicht geizt und unseren bisherigen Erfolg als Husarenstreich bezeichnet:

„Man darf so etwas nicht wiederholen. Zum zweitenmal gelingt das nicht, besonders, da kein Nebel und keine Dunkelheit mehr unsere Schwäche verschleiern. So wie wir vorgingen, rücksichtslos und mit dem Einsatz aller Gewehre und Handgranaten, mußten die Feinde an den Beginn einer bedeutenden Offensive glauben. Dieser Erfolg soll uns nicht übermütig sehen. Niemand kann ihn uns wegnehmen. Was unsere Stoßtrupps da im vierten Kriegsjahr vollbrachten, ist mehr als Heldentum!“

Man bekennt sich zu den Worten des als besonnen und tapfer geschätzten Kientz.

Um 9 Uhr erscheinen die ersten Erkundungs flieger der Gegner, erscheinen auch unsere Maschinen und winken uns Grüße zu. Es entwickelt sich bald ein reger Melderverkehr zwischen der deutschen und der eroberten Linie. Ist doch ein eigenartiges Gefühl, da am hellen Tag gefahrlos hinzugehen, wo man sonst nur hinzublicken wagte, hinter den Scharten und Sandsäcken hervor.

Erscheint sogar ein Generalstabsoffizier mit roten „Siegellackbeinen", ein Mann, den wir Frontschweine so selten zu sehen bekommen. Ja, sogar die Insassen der hintersten Etappe finden plötzlich Mut und begeben sich nach vorne, klettern über die deutschen Deckungen, so mir nichts dir nichts und spazieren durch das gefürchtete Niemandsland. Einige dieser Burschen greift Kientz auf: „Was wollt ihr hier?"

„Ach, entschuldigen der Herr Feldwebel, wir wollen nur mal amerikanische Stiefel suchen!"

Da packt uns alle die blanke Wut: „Raus!" Raus aus der Stellung, sonst laß ich feuern!" schreit Kientz, und die feigen Plünderer, die sonst nur erscheinen, wenn die Leichen liegen, gut und richtig, wenn absolut keine Gefahr mehr ist und die Kastanien bestimmt aus dem Feuer gezogen sind, beginnen zu laufen. Scherzweise schießen wir ihnen nach, natürlich in die Luft. Wir möchten uns totlachen. Doch eine Viertelstunde später kommen wieder vier Mann unter Führung eines Unteroffiziers. Kommen mit Zeltbahnen und wollen mal den Graben nach Beutestücken absuchen.

Man sieht ihnen an, wie rasch und wie unerschrocken sie den weiten Weg vom entfernten Etappendorf, wo sie seit Jahr und Tag die Stellung zu halten wissen, zurückgelegt haben. Sind noch ganz erhitzt. Kientz hält sie an. Der Unteroffizier gibt eine schnodderige Antwort, hält wohl diese Frontschweine keiner anständigen Anrede wert.

Nun kriegt Kientz eine furchtbare Wut. Er brüllt den „Spinner" mächtig an und weist ihm und den Leuten Schanzarbeit zu. Die fünf Jungen wollen auskneifen, aber schon stehen wir neben ihnen und spielen mal am Gewehrabzug, und die Mündungen zeigen zufällig dorthin, wo die hohen Extrakragen der Uniformen beginnen und die breitaufgenähten Ordensbändchen.

Unter Aufsicht müssen die fünf Leute schwer arbeiten. Dieses Beispiel spricht sich rasch rum und wird von allen anderen Stoßtruppführern angewandt, nach dem Wahlspruch: Mitgefangen, mitgehangen. Somit unterbleibt bald die Lauferei der unerwünschten Besucher. Erst gegen Mittag, als die Gegner ihre schwere Festungsartillerie gegen die eroberten Gräben richten, lassen wir die schlotternden Burschen frei. Wie geprügelte Hunde schleichen sie rückwärts, ohne Beute.

In einem Seitengraben entdecken wir die amerikanische Feldküche. Nein, es sollte den Yankees nicht zugemutet werden, tagsüber auf warmes Essen zu verzichten. Deshalb hat die Küche einen Benzin-

ofen. Doch was tun wir schließlich mit einem Benzinofen? Viel wichtiger und willkommener sind die Vorräte ringsum. Der amerikanische Küchenbulle ist auf und davon und ist seinen Reis mit Curry, sein Fleisch mit weißer Soße und seinen Griesmehlpudding nicht mehr losgeworden. Das heißt, nicht mehr bei seinen Leuten, doch wir erbarmen uns der leckeren Kost. Es schmeckt wie bei einer Hochzeit. Auch seinen Kaffee hat er zurückgelassen, der Yankee, einen ganzen Sack voll Kaffeebohnen, die wir in unsere Brotbeutel füllen.

Inzwischen hat die feindliche Fernbeobachtung von Beaumont aus die neugeschaffene Frontlage erspäht und die Gegenstöße eingeleitet.

Zuerst rollen schwere Granaten daher, von den Außenforts von Toul. Die Eisenklötze gehen mit Vorliebe im Alpha- und Betawäldchen nieder, weshalb wir jene Grabenstücke gegen Mittag räumen. Was ist schon dabei. Uns gehört ja das Gelände doch nicht, und wir haben noch überall genügend Platz für unsere geringe Schar.

Am frühen Nachmittag sammeln sich die Feinde zum Gegenstoß. Mit Lastwagen und zu Fuß kommen die Bataillone aus allen Himmelsrichtungen. Unsere Flieger erkennen lange Truppenzüge, die an den Militärrampen von Toul ausgeladen werden. Und alles wegen 600 Mann, die gar nicht die Absicht haben, die Stellung zu halten, sondern nur den Abend herbeisehnen, um sich so schnell und so geräuschlos wie nur möglich zurückzuziehen.

Kurz nach Sonnenuntergang schwillt das Feuer mächtig an, aus unzähligen Schlünden. Wie Trommelwirbel rast es nieder. Die Gegend bebt und wir liegen flach im Schlamm der Grabensohle. Um Verluste zu vermeiden, verteilen wir uns weit auseinander. Es muß da schon ein Zufallstreffer kommen, wenn es Verluste geben soll. Zudem geht das Hauptfeuer über uns hinweg in das sumpfige Niemandsland. Die Amerikaner vermuten Nachschübe aus dem deutschen Hauptgraben.

Nach Anbruch der völligen Dunkelheit beginnen wir unseren Rückzug. In kleinen Abteilungen winden wir uns durch die vorher studierten und erkannten Lücken in der Sperrfeuerwand. Unser Zug soll als letzter zurückgehen. Alle anderen Stoßtrupps sind vorbei. Was jetzt kommt, kann nur feindlich sein. Wir richten unsere leichten Maschinengewehre gegen Beaumont und Seicheprey. Noch fünf Minuten, und wir können uns auch zurückziehen.

Die Minuten rinnen wie Öl, so langsam und still. Sie wollen nicht verstreichen. Gerade gibt Kientz das Zeichen zum Rückzug, da taucht vor uns eine Schützenlinie aus der Nacht. Die Leute gehen zögernd vor, kommen gebückt auf uns zu. Gewehre abzugbereit.

„Maschinengewehre und Handgranaten fertig!" schreit der Stellmacher. Gerade will unser Führer den Feuerbefehl geben, da hört er deutsche Laute in der anrückenden Linie und erkennt die Stimme eines unserer Offiziere. Nun wäre um ein Haar

wieder Blut geflossen, für nichts und wieder nichts. Die Leute hatten sich nämlich im Sperrfeuer verlaufen, waren umgekehrt und gingen nun über das Alphawäldchen zurück.

Wir schließen uns an und kehren wohlgemut in die deutsche Linie zurück. Unsere Gastrolle bei Onkel Sam ist beendet. Die Bewirtung war gut und reichlich, und an den Decken, Büchsen und Lebensmitteln, an den süßlichschmeckenden Zigaretten, an dem für uns unbegreiflichen Kaugummi, an den seltenen Kaffeebohnen und dem leckeren Reis haben wir genug zu schleppen. Einige Stunden später dringen amerikanische und französische Sturmbataillone mit Siegesgeschrei in die leeren Stellungen, wo 500 tote Amerikaner in Unterständen und auf Böschungen liegen.

Die 26. amerikanische Division hat uns diese Niederlage nicht vergessen. Auf allen Frontabschnitten ist sie uns gefolgt, um Rache zu nehmen. Hat uns endlich erreicht, unten an der Marne, als das Rad unseres Schicksals abgelaufen war. Und da stürmten die Besiegten von Beaumont und Seicheprey mit Triumphgeheul über uns hinweg. Ihre Tanks fuhren unwiderstehlich durch unsere zermürbten Livien, über unsere Leiber, und die Kehlen der nachdrängenden Infanteristen schrien: „Rache für Seicheprey!“

Letzte Hoffnungen

Im Gagantuawald, in unseren Reservestellungen, springen die Knospen. Es wird Frühling. Die Kampftätigkeit an der Front nimmt täglich zu. Bald soll die große Kaiserschlacht losgehen. Einstweilen werden wir in neuen Waffen ausgebildet und haben auch Meldehunde bekommen. Die Feuerüberfälle der Amerikaner mehren sich. Und so bekommt unser Zug wieder mal den Auftrag, die Stellungen drüben zu beschleichen und auszukundschaften.

Wir verlassen unseren Graben um 6 Uhr abends, kurz nach Anbruch der Dunkelheit. Haben erst wenige Schritte vor die Stellung gemacht, da werden wir aus kurzer Entfernung beschossen. Zwei Mann fallen um, verwundet. Es hatten sich also Amerikaner im Gelände versteckt gehalten. Fast gleichzeitig blitzt es drüben am Horizont der Gegner. Nichts Gutes ahnend, ziehen wir uns schleunigst zurück und sind gerade im vordersten, verschlammten deutschen Graben angelangt, als der Feuerüberfall mächtig niederprasselt. Die Amerikaner schießen Gas. Ihre Gasgeschosse zerknallen dumpf, zerspritzen den Inhalt weit umher, wie Glühwürmchen. Ganze Flächen sind bedeckt von diesen winzigen Flämmchen. Unsere Handgranaten legen wir in eine Grabennische, aus Angst vor Entzündung durch Luftdruck und Knall der nur knapp über uns platzenden Granaten. Liegen selbst tief im Schlamm und halten

nur den Kopf noch an die Luft, den Kopf mit der Gasmaske auf dem Gesicht. Endlich nach einer halbstündigen Beschießung läßt das Toben nach, springt auf das Hintergelände. Wir spähen über die Böschung nach vorne, können aber nichts erkennen.

Erst als das Feuer ganz aufhört, ziehen wir uns rechts zurück, um die Schulterwehr, unseren Weg fortzusetzen, und stoßen dabei auf einen größeren Gegenstand. Heben ihn hoch. Es ist eine Kiste amerikanischer Handgranaten. Ein Stückchen weiter liegen zwei amerikanische Stahlhelme, ja sogar eine amerikanische Pistole finden wir. Also haben die Yankees einen Sturm auf leere Gräben gemacht und haben diese Andenken zurückgelassen. Wären sie nur wenige Meter weiter rechts eingefallen, so hätten sie uns getroffen. Seltsame Zufälle des Krieges.

Einige Nächte später, bei herrlichstem Vollmond, stehen wir gerade auf der Deckung des besetzten dritten Grabens und unterhalten uns von Krieg und anderen Sachen, da hören wir vor uns, im vordersten Graben, wo nur noch einzelne Doppelposten stehen, eine kurze, heftige Schießerei und Hilferufe. Wir laufen hinzu und finden einen der beiden Leute sterbend. Er kann uns noch rasch erzählen, daß plötzlich einige Amerikaner vor ihnen im Graben auftauchten, ihn niederschossen und seinen Kameraden mitnahmen. Gerade als wir mit dem

Sterbenden zurückkommen, rast ein Melder vom Bataillon an uns vorbei:

„Die Kaiserschlacht hat heute in der Frühe begonnen. Unsere sind mächtig durchgestoßen und ein Ferngeschütz beschießt Paris."

Alles haben wir geglaubt bis auf die Sache mit dem Ferngeschütz, doch als es tatsächlich im Regimentsbefehl bekanntgegeben wurde, haben wir Mund und Nase aufgesperrt und gehofft, daß wir jetzt doch bald siegen würden, trotz Übermacht.

Die Ereignisse werden lange besprochen. Einige Tage später zieht man uns aus der Front. Eine bayerische Division löst uns ab. Die Leute kommen gerade aus der Kaiserschlacht, erzählen von vollgestopften englischen Proviantämtern und gewaltigen Beutezügen. Sie tragen fast durchweg englische Hosen und englische Schuhe mit Wickelgamaschen. Das macht schneidig.

Wieder liegen wir auf den ehemaligen Schlachtfeldern bei Metz und haben das faulste Leben. Ergötzen uns an den täglichen Fliegerkämpfen. In ganzen Geschwadern kommen die Feinde angesurrt, ausgerichtet wie ziehende Kraniche oder wie Schneegänse. Wir hören sie Nacht für Nacht über uns hinweg nach Metz ziehen oder nach Hayingen oder nach Diedenhofen. Unsere Flak schießen nun mit Phosphor-Granaten, deren Bahn sichtbar bleibt und deren Platzen ein helles Licht erzeugt hoch oben in der Luft. Kein Wunder, wenn diese neue Waffe von allen feindlichen Fliegern gefürchtet ist.

Tagsüber wird exerziert und Angriff geübt. Nachmittags, nach den verschiedenen Appellen, liegen wir in der Sonne und lassen uns braten. Da kommt eines Nachmittags der Abmarschbefehl.

Nochmals: Marschrichtung Paris!

Wieder rollen die Züge. Es geht über Montmédy, Sedan und Charleville. In Laon werden wir ausgeladen. Die Wiesen ringsum sind mit Geschützen und Kolonnen bedeckt. Große Ereignisse stehen bevor. In der Ferne, zerrissen und von unzähligen Schützengräben durchzogen, liegt der Höhenzug des Damenweges zwischen Reims und Soissons. Darüber lugen französische Fesselballone ins deutsche Hinterland. Unsere Luftabwehr im Abschnitt ist bedeutend verstärkt. Man will dem Feind unbedingt den Einblick in die großen Vorbereitungen verbergen. Ganz offensichtlich marschieren wir am hellen Tag rückwärts nach Liesse, einem kleinen Wallfahrtsort. Dichte Staubwolken begleiten unsere Kolonnen.

In Liesse legt man uns in bequeme Bürgerquartiere. Wir bekommen sogar teilweise richtige Betten. Am Abend werden die Kompanie- und Zugführer zur Kommandantur beordert und erhalten genaue Generalstabskarten ausgehändigt.

„Jetzt geht es aber aufs Ganze!" sagt Kientz und breitet die Karte vor uns aus. Und wir sehen die eingezeichneten deutschen und französischen Stel-

lungen am Damenweg. Sehen auch die rot vermerkten rückwärtigen Linien des Gegners, bis zum befestigten Lager von Paris. So, nun wissen wir Bescheid. Der letzte Entscheidungskampf soll losgehen.

Von diesem bequemen Ruhequartier haben wir nicht allzuviel, denn schon um 2 Uhr in der Frühe werden wir alarmiert und müssen aufbrechen. Silberheller Vollmond am Himmel. Die Nacht ist warm und voller Blumenduft. Die Front ist ruhig. Kein Schuß fällt. Nur die Flieger versuchen hin und wieder unser Flakfeuer zu durchbrechen. Die deutschen Batterien schießen immer wieder mit leuchtender Munition. Es ist wie ein prachtvolles Riesenfeuerwerk.

Vorne am Damenweg ist alles ruhig, und bei Sonnenaufgang befinden wir uns schon in den Ruhestellungen der Fronttruppen. Werden einquartiert. Strenges Verbot, sich am Tage zu zeigen. Draußen in der lauen, blauen Luft, in dieser herrlichen Mailuft, spielen sich die tollsten Luftkämpfe ab. Immer wieder versuchen die Franzosen gewagte Vorstöße, aber unsere Flakbatterien wachen, und starke deutsche Staffeln sichern sich die Überlegenheit in der Luft. Dem Feind bleibt jeder Einblick in die deutsche Etappe verwehrt. Seine Fesselballone werden nach und nach abgeschossen; unsere „Würste" dagegen stehen alle hoch und schaukeln bedächtig im leisen Wind. Und wenn es doch mal einem feindlichen Flieger gelingt, die strenge Sperre zu durch-

brechen, und er in das deutsche Hinterland gelangt, da findet er nichts, gar nichts Auffälliges, nichts, was auf eine kommende Schlacht hindeuten könnte.

Die Etappenstraßen sind leer, die Dörfer liegen verlassen. Kein deutscher Soldat zu sehen. Kein Geschütz reckt sein ehernes Maul empor. Nur die Flak böllern, und die deutschen Staffeln, die hinter dem Berg von Laon liegen, steigen empor und stürzen sich auf ihn. Motoren heulen um die Wette. Wer das Höchste und das Letzte aus seiner Maschine herausholt, bleibt Sieger. Nein, die Franzosen ahnen nichts von diesen kommenden Ereignissen.

Bei Anbruch der Dunkelheit werden wir alarmiert und in Eilmärschen hinter der Front, die Front entlang auf einen anderen Punkt gezogen. Beziehen beim Morgengrauen wieder Quartier in genau so einem verlassenen, halbzerschossenen Frontdorf wie vor 24 Stunden. Etwa fünf Kilometer hinter uns soll das große Ferngeschütz stehen, heißt es, das Geschütz, das seine Granaten nach Paris schickt. Die Trümmer in unserem Dorf sollen von schweren französischen Eisenbahngeschützen herrühren, deren Geschosse die deutsche Superkanone suchten. Der Gedanke an solchen Segen, Kaliber 380 Millimeter, hat nichts Trostreiches an sich; und so gern wir das große Geschütz gehört hätten, nein, unter solchen Umständen verzichten wir. Aber man könnte sich dieses Ding mal ansehen.

Der Befehl strengstens lautet: „Wer sich unerlaubt mehr als 1000 Meter vom Quartier entfernt,

wird wegen versuchter Fahnenflucht dem Feldgericht zugeführt." Wozu gibt es ein Umgehen? Haben wir nicht oft genug gelernt, den Feind zu beschleichen? Also tippeln Quint und ich los, das große Geschütz zu besichtigen. In den Quartieren schlafen sie schon, denn es geht auf 7 Uhr in der Frühe und der morgendliche Eichelkaffee ist geschlürft.

Wir stromern querfeldein. Kommen an zahlreichen Batterien vorbei. Alle Wälder stecken voll Kanonen und Truppen und Munitionshaufen. Werden plötzlich angerufen: „Halt, wer da!" Stehen und müssen vernehmen, daß wir uns auf streng verbotenem Gebiet befinden. Nein, das große Geschütz dürfe kein Unbefugter ansehen. Es stehe dort, hinter jenem Hochwaldstücke in einer künstlichen Schneise.

Das etwa 27 Meter lange Rohr, erklärt uns der Posten, liege auf der Hügelflanke in einem Betonkanal, und nach jedem Schuß sehe man die Mündung noch zwei Minuten lang hin und her wackeln. So, nun habe er uns genug gesagt, nun aber fort mit uns, sonst müsse er uns laut Vorschrift zur Wache bringen, und wenn man ihn im Gespräch mit uns erwische, so werde er zur Infanterie strafversetzt. Nicht einmal ein General dürfe sich das Geschütz ansehen, ohne besondere Erlaubnis vom Großen Hauptquartier, denn man befürchte Sprengversuche durch verkappte Spione.

Gegen Mittag sind wir wieder in den Quartieren und erzählen lauter Schauermärchen vom Riesengeschütz, schneiden auf und lügen, wie groß und wie

lang und wie hoch das Geschütz ist, und wie sonderbar geformt die Granaten sind, auf die wir dick mit Kreide „Auf Wiedersehen in Paris" geschrieben hätten. Man glaubt uns alles. Überhaupt ist der Feldsoldat der gläubigste Mensch der Welt. Gläubig und neugierig wie ein Kind.

Abends werden wir nach vorne geschickt. Zum Ablösen der dort in Stellung befindlichen Landstürmer, heißt es. Die Stellung sei dort ruhig wie ein Friedhof.

In der Stellung wird uns erklärt, eine „große Sache" werde beim Morgengrauen „gedreht". Wir haben hier in der Stellung den Verlauf der Dinge abzuwarten, als „Eingreifdivision". Vor uns, im Niemandsland, in den zerstörten und verlassenen Dörfern, liegen schon die Sturmtruppen. Hier stehen sich Deutsche und Franzosen zwei bis vier Kilometer gegenüber.

Nach den bösen Tagen vor Jahresfrist wurde der Damenweg eine der ruhigsten Stellen der Front. Der eigentliche Damenweg ist jetzt in Feindeshand, während wir den genau parallel laufenden gegenüberliegenden Höhenzug besetzt halten. Und zwischen den beiden so weit auseinanderliegenden Linien der früher vielumstrittene Aillette-Grund mit seinen Dörfern und Gehöften.

Unbemerkt vom Gegner, sind die Sturmtruppen nachts in die zerschossenen Dörfer hinabgestiegen, haben sich in Kellern und hinter Mauerstümpfen festgesetzt. Auch die schweren Maschinengewehre und

Minenwerfer wurden bereits nächtlicherweile aufgebaut und große Munitionshaufen in das Niemandsland geschafft. Den Franzosen ist diese nächtliche Tätigkeit bisher nicht aufgefallen, weil ein starker Südwind den Schall aller Geräusche zur deutschen Linie trieb. Und nun ist die letzte Nacht vor dem Sturm angebrochen.

Kurz vor Mitternacht müssen wir heraus, Stollenbretter legen, denn es kommen Geschütze an. Ein Glück nur, daß die Frösche in diesem sumpfigen Aillette-Grund ohrenbetäubend quaken. Das Geräusch verschleiert den unvermeidlichen Krach, den wir machen. Tausende, Millionen Frösche schreien in wilder Brunst und sind für uns Helfer in der Schlacht. Fast eine ganze Stunde lang fahren die leichten Feldkanonen, bespannt und bemannt, über die rasch hergestellten Bretterstege, verschwinden im Dunkel des Niemandslandes. Es sind die Geschütze der Sturmabteilung. Sie sollen gleich beim Durchbruch mit vorgezogen werden. Die Gäule stehen dann unten im sumpfigen Grund und wiehern. Jetzt muß der Feind es merken. Jetzt sind wir verraten.

Und tatsächlich, drüben hinter dem Damenweg blitzt es, und ein kurzer, heftiger Feuerüberfall durchschüttert das Niemandsland. Verwundete eilen zurück, werden in unserer Stellung verbunden. Einer der letzten Schüsse trifft ein verstecktes Munitionslager in solch einem Dorf zwischen den Linien. Furchtbare Explosionen toben. Nun wissen sie, daß

sich etwas vor ihrer Nase abspielt, und schicken sofort eine starke Streife los.

Gegen 1 Uhr nachts, am 27. Mai 1918, steigen die Franzosen zögernd in den Aillette-Grund hinab, stoßen vor der Courtecon-Nase auf eine deutsche Feldwache. Kurzes, heftiges Gefecht. Ein Deutscher wird gefangen, und im Laufschritt jagen die Poilus mit ihrer Beute wieder den Berg hinauf. Sie haben das Arbeiten, das Kommen und Gehen im Gelände gehört und die Gewißheit gewonnen, daß eine große Sache im Gange ist. Der Gefangene wird sofort zum Stab geführt. Man will etwas erfahren. Der Deutsche aber schweigt. Doch sein Schweigen besagt genug. Und zudem wird gleichzeitig, auf der ganzen Front zwischen Reims und Soissons, eine fieberhafte Tätigkeit in und vor den deutschen Linien gemeldet. Fernsprecher rasen. Die französische Heeresleitung ist völlig überrascht, will noch nicht recht an eine deutsche Offensive glauben, da bricht um 2 Uhr und 7 Minuten mitteleuropäischer Zeit des 27. Mai 1918 schlagartig das Trommelfeuer los.

Alle Batterien sind miteinander und untereinander verbunden, und ein Klingelzeichen hat allen Kanonieren den Feuerbefehl zugerufen, aber die leichten Feldgeschütze knapp hinter uns sind die ersten am Feind. Ihre Granaten heulen zornig über den Aillette-Grund hinweg, krepieren auf dem Damenweg. Und da kommen auch schon die anderen

an, die schweren Brocken, die Langrohrgranaten, die Mörsergeschosse und die Brummer. Die Erde bebt und wankt, und drüben, auf dem Chemin-des-Dames kocht die Luft unter den Explosionen. Der ganze Höhenzug ist wie ein einziger Vulkan.

Zuerst knattern nervös und abgehackt einige französische Maschinengewehre, steigen auch Leuchtraketen und segeln an Fallschirmen bis zur Mitte des Aillette-Grundes. Starkes Artilleriefeuer der Feinde prasselt in das Niemandsland. Aber schon nach einer halben Stunde wird das Schießen drüben weniger, hört dann ganz auf. Wir haben inzwischen die Batterien der Gegner mit Gas belegt.

Hinter uns, Richtung Laon, steht der Vollmond, knapp über den Baumkronen, leuchtet in den Aillette-Grund hinab. Wir müssen uns fertigmachen. Bis 5 Uhr tobt die Artillerie unvermindert. Es ist eine gewaltige, unerhörte Artillerieschlacht, ein Einsatz aller Geschütze und aller Menschen. Da gibt es vorne in den Trümmerdörfern ein rotes Aufzucken, und gleichzeitig steigen die schweren Minen empor, klettern gleichsam die Abhänge hinan und wuchten oben in die feindlichen Felsennester. Unten im Tal hat man künstlichen Nebel gelegt, um die Bewegung der Infanterie zu verschleiern, denn drüben, hinter Reims, links von uns, ist bereits die Sonne aufgegangen und rollt feurig über die Flanken des Winterberges. Gleichzeitig hat sich auch ein starker Bodenwind erhoben, fegt durch das Aillette-Tal und reißt die verbergen-

den Nebel fort. Wir sehen unsere Kameraden 1000 oder 1500 Meter vor uns im Grund. Sie breiten sich aus in Schützenlinien, nehmen ihre Kampfstellungen ein. Kompanieführer und Zugführer stehen vor der Front. Die Linien sind gestaffelt, fix und fertig zum Vorgehen. Die Stahlhelme glänzen in der Morgensonne. Ein prachtvolles Bild von Macht und Kraft. Das letzte große Aufflackern des deutschen Siegerwillens.

Kurz vor 5.30 Uhr steigt dünn und frech aus irgendeinem Wald, aus irgendeinem Grabenstück, vom Quartier irgendeines Stabes das Hornsignal „Seitengewehr pflanzt auf!"

Wird aufgenommen, das Signal, wird weitergegeben. Zehn, hundert, tausend Hornisten blasen es in den kühlen, hellen Maimorgen. Es durchdringt das dumpfe Rasseln der Materialschlacht, es singt und jauchzt und ist das Signal letzten Kampfes.

Tausende von Seitengewehren fliegen wie Flammen empor, glitzern in der Morgensonne, und so weit das Auge reicht, vom Winterberg bis fast vor La-Malmaison, steht die eherne Wand der Stahlhelme und der blanken Seitengewehre, stehen hunderttausend entschlossene Menschen, die nun Schluß machen wollen und ihre letzte Schlacht zu kämpfen glauben, um die Gespenster des Krieges endlich loszuwerden.

Punkt 5.30 Uhr, bei wundervollstem Sonnenschein, steigen die deutschen Divisionen in 45 Kilo-

meter Front mit blanker Waffe gegen die schier uneinnehmbaren Linien am Damenweg, an der Laffaux-Ecke und vor Soissons. Die Trommeln hetzen dumpf, und die Hörner blasen ohne Unterbrechung das aufreizende, peitschende, hetzende Signal „Rasch vorwärts!"

Zehn Minuten nach dem Sturmsignal dringen die deutschen Truppen, alle diese herrlichen Frontoffiziere an der Spitze, überall siegreich in die zerschossenen, vergasten französischen Stellungen.

Die Sturmbatterien vor uns haben sich in Bewegung gesetzt, gehen in scharfem Trab gegen die Höhen vor. Jetzt keuchen ihre Pferde die Serpentinen hinan. Wie Trauben hängen die Infanteristen in den Speichen. Die Feuerwalze rollt immer weiter ins feindliche Hinterland. Frische Batterien preschen zur Verfolgung an uns vorüber, Kanoniere aufgesessen, schwitzend, in Hemdsärmeln. Bis vor einigen Minuten haben sie gefeuert.

Die Geschützrohre sind mit nassen Säcken umwickelt, so heißgeschossen sind sie. Das Letzte wird aus Mann und Pferd geholt. Eine Wut hat alle diese Menschen erfaßt, eine ernste, heilige Wut, endlich Schluß zu machen.

Verwundete eilen zurück mit gefangenen Franzosen. Die besiegten Gegner sind niedergeschlagen, verwildert, bärtig, erdig, zerlumpt. Unsere Leute erscheinen dagegen noch salonfähig. „Die Sache klappt da vorne!" rufen uns die Verwundeten zu. „Es hat bei uns so gut wie keine Toten gegeben!"

Endlich treten unsere Kompanieführer vor uns, befehlen Sammeln. Wir stellen uns auf in Gruppenkolonnen, schultern die Gewehre. Der Regimentskommandeur erscheint, aufgesessen, neben ihm der Adjutant.

„Kameraden, das ist die Entscheidung des Weltkrieges, das ist die große geschichtliche Schlacht, die uns den Endsieg bringen wird. Kameraden, in Richtung Paris — marsch!"

103 Kilometer Vormarsch

Diesen ersten Tag der Offensive verbringen wir ziemlich friedlich. Es gilt zuerst mal den zahlreichen Geschützen über den Damenweg zu helfen. Die Straßen sind arg zerschossen und zudem von verwundeten und gefangenen Franzosen verstopft. Immer neue Kolonnen Gefangener kommen vorbei. Diese Leute sind traurig, schweigsam, müde. Sie sehen nun den deutschen Soldaten ganz anders an, als man ihn bisher geschildert, sehen junge forsche Kerle und nicht mehr die bleichen, verhungerten Gestalten aus den Gefangenenlägern im Innern Frankreichs. Wenn auch wir nicht allzu gut aussehen, aber wir sind doch wenigstens braungebrannt und wetterhart. Wir sind frohe und gesunde Landsknechte, eisenharte Kerle.

Die französischen Stellungen liegen voller Leichen. Unsere Artillerie hat hier tüchtig gewühlt. Stellen-

weise sind die Gräben völlig eingeebnet, aber trotzdem, bei der Lage dieser Verteidigungslinie, so richtig auf der Bergkante, bei diesen tiefen Stollen aus der deutschen Zeit vor Jahresfrist, hätten wir einem Gegner hier viel zu schaffen gemacht. Die Franzosen wurden von einer Panik ergriffen, scheint es. —

Und dann ihre Artillerie! Eine Batterie haben wir gesehen und eine zweite nicht mehr sehen wollen. Da lagen oder saßen die Kanoniere, so wie sie der Gastod ereilte, neben den Munitionshaufen, am Geschütz, über den Lafetten. Der französische, Batterieführer lehnte tot, mit weit aufgerissenem Mund, am Rad der Kanone 3. Er konnte nicht fallen, denn seine erstarrten Hände umklammerten eisern die verkrusteten Speichen. Der runde Stahlhelm war ihm etwas in den Nacken gerutscht. So stand der tote Offizier und seine Leiche schrie den Feuerbefehl zwischen die erstarrten Mannschaften. Neben ihm, Knie an Knie, saß der Richtkanonier auf seinem eisernen Stuhl und hatte den Kopf vornüber geneigt, wie zum kurzen Schlaf. Ringsum war die Erde schwefelgelb, ausgedorrt, verbrannt, giftig. — Gaskrieg! —

Erst nach Anbruch der Dunkelheit geht es weiter, Richtung Fismes. Um Mitternacht überschreiten wir friedlich die Aisne und den Aisnekanal. Bis hierher sollte ursprünglich der deutsche Vorstoß gehen, nun aber sind wir weitergedrungen und die kämpfenden Divisionen können nicht schnell genug

laufen, so rasch zieht sich der Gegner nach Süden zurück.

Die ganze Nacht marschieren wir, und kurz vor Sonnenaufgang wird uns mitgeteilt, daß wir uns nun in einer völlig unberührten Gegend befinden, daß dieser Landstrich noch nicht die Schrecken des Krieges sah. Plündern und unbefugter Waffengebrauch werden nochmals mit schwersten Strafen bedroht, und so geht es wohlgemut durch grünes Land auf Fismes zu. Weit hinter uns schimmern weiß die zerschossenen Hügel des Damenweges.

Das Städtchen Fismes ist erfüllt von Weindunst. Die Franzosen haben vor ihrem Rückzug einige Fässer Wein auslaufen lassen, einfach über das sonnenheiße Straßenpflaster. Man führt uns rasch in südlicher Richtung weiter. Nun zeigen sich immer mehr unversehrte Dörfer abseits der Landstraße. Unser Regiment beordert starke Seitenpatrouillen dorthin, denn es könnten sich feindliche Kompanien in solch einem unbeachteten Nest festsetzen und uns gelegentlich in den Rücken schießen.

Unser Zug wird zu solch einer Seitenpatrouille bestimmt. Gehen ausgeschwärmt gegen das Nest vor. Alles wie ausgestorben. Wir sehen aus wie Strandräuber in unseren verstaubten, zerschlissenen Uniformen. Gehen mitten durch das Nest. Wird da gerade eine Tür aufgemacht und eine junge Frau tritt auf die Straße.

Kientz bleibt stehen, grinst sie galant an, grüßt

sie militärisch und sagt: „Bonjour Madame!“ Und sie, voller Angst und Entsetzen, läßt das wagenradgroße Brot von ihrem Arm fallen, läuft in das Haus, eine Bäckerei, zurück und schreit:

„Attention, les gars, les boches.“ (Achtung, ihr Jungens, die Boches sind da!)

Wir eilen hinzu, dringen mit schußbereiten Waffen in die Bäckerei und finden etwa zehn Franzosen beim Backen. Sie heben die Hände, doch wir winken ab und Kientz verlangt nur frisches Weißbrot für uns. Sie reichen uns warmes Brot, das wir gierig verschlingen. Da kommt Quint atemlos gelaufen und schreit: „Tanks!“

Springen hinter Mauern, verteilen uns. Machen die Handgranaten fertig. Ein Tank im Dorf gegen Infanterie, das wäre ja noch schöner, den nicht zur Strecke zu bringen. Doch da rattert es schon ganz in unserer Nähe, und ein amerikanischer Lastwagen kommt angerollt, beladen mit Lebensmittelkisten. Die Lenker, zwei verwegen aussehende Yankees, sind ganz erstaunt, deutsche Truppen hier zu treffen.

Man habe ihnen wohl gesagt, daß die Deutschen vorne durchgebrochen sind, aber daß die Deutschen bis hierher kommen würden, hätten sie niemals gedacht. Wundern sich und spucken ihren Kaugummi auf den Kühler des Wagens. Wir steigen auf und lassen uns zum Proviantamt führen, wo noch 15 Mann beschäftigt sind. Die zwei gefangenen Yankees müssen den Wagen hundert Meter vor der Wohnbaracke halten lassen, den Motor abstellen und ihre

Kameraden durch fortgesetztes Hupen und Rufen anlocken. Sobald sich einer am Fenster zeigt, wird erklärt, daß die Deutschen ankommen und daß jeder Widerstand zwecklos ist. Inzwischen haben wir unsere beiden leichten Maschinengewehre aufgepflanzt und bedrohen die Baracke, aus der nun die Amerikaner strömen, mit erhobenen Händen.

Gehen dann in das Proviantlager. Stochern mit dem Seitengewehr in den Büchsen und Kisten herum, futtern dies und jenes, stecken uns Kaugummi, Schokolade, Keks und Hammelfleisch gleichzeitig in den Mund, beladen uns und kehren zur Truppe zurück. Empfehlen auch den französischen Bäckern, noch recht fleißig zu backen.

Eine Stunde später bezieht unser Bataillon Quartier in diesem so friedlich eroberten Dorf. Außer der ängstlichen Frau ist kein Zivilist mehr da, wie uns erklärt wird. Daher staunen wir, als plötzlich ein feiner Gent daherkommt, in Lackschuhen, in Frack und Zylinder, um den Bauch die blau-weiß-rote Schärpe der französischen Ortsvorsteher. Der junge Gent stolziert an uns vorbei, grüßt mit dem glänzenden Zylinder, geht wie ein Storch im Salat und pafft eine mächtige amerikanische Zigarre. Im Knopfloch hat er eine prachtvolle Rose.

Na, diese Frechheit, denken wir, und wollen den Burschen gleich mal an den Hammelbeinen kriegen. Da gibt es einen Pfiff und eine junge, vollbusige Schönheit läuft dem Gent nach, hakt sich ein, kokettiert mit fransenbehangenem, seidenem Sonnenschirmchen,

beginnt mit dem Zivilisten zu liebäugeln. Nein, das ist zu viel für uns. Das ist auch zu viel für den Regimentskommandeur, der gerade daherkommt, das Paar erblickt. Vor Staunen bleibt dem Alten fast die Spucke weg. Er dreht sich um und will schon Kientz als Dolmetscher herbeirufen, was dieser festliche Aufzug zu bedeuten habe, da reißt das elegante Paar die Hacken zusammen, richtig und vorschriftsmäßig, wie es sich gehört.

Der Gent im Bratenrock des Ortsvorstehers legt die weißbehandschuhten Flossen an, und die junge Dame läßt vor Schrecken den Schirm fallen, legt ihre etwas stark und rot geratenen Hände auch dort an, wo sich bei einem deutschen Musketier die Hosennähte befinden. Dabei platzt die Bluse, und der Busen, ein Sofakissen, hängt jämmerlich heraus.

Wir prusten los, denn dieser junge Gent ist Quint, der Spaßmacher des Zuges, und die Dame ist der Sanitätsgefreite Voß. Ja, ja, diese Landsknechte.

Unsere Verpflegung ist nun reichhaltig und abwechslungsreich. Gegen Abend müssen wir aufbrechen. Marschieren die ganze Nacht und befinden uns beim Morgengrauen etwa 15 Kilometer hinter der kämpfenden und stetig vordringenden Truppe. Unsere Marschrichtung geht dem Lauf des Ourcqflusses nach. In Nanteuil-Notre-Dame, einem kleinen Wallfahrtsort mit hübscher gotischer Kirche, wird gerastet. Alle Zivilisten sind geflüchtet. In den Ställen brüllt jämmerlich das Vieh.

Das Innere der Kirche ist prachtvoll mit Trikoloren behangen, denn es muß hier kürzlich noch ein festlicher Feldgottesdienst gewesen sein. Zwischen Nanteuil, Oulchy-le-Château und Oulchy-la-Ville treffen wir die typischen Zeichen des Bewegungskrieges. Tote liegen in den Straßengräben. Die Radspuren der zahlreichen Fahrzeuge gehen haarscharf an ihnen vorbei. Handhoch liegt dieser weiße, kalkige Staub, schwebt als dichte Wolke über den ziehenden Kolonnen.

Die Sonne brennt und heizt auf die Stahlhelme nieder, die man schier nicht mehr anfassen kann. Und ohne Gnade geht es weiter, immer weiter der Marne entgegen. Es ist ein Wettrennen zwischen den Armeen, der Wettlauf zur Marne und auf Paris.

Herrenloses Vieh begleitet unseren Vormarsch, läuft neben uns her, wird teilweise eingefangen. Das zu frische Fleisch ist zäh wie Leder. Gehöfte brennen. An einem brennenden Bauernhaus, neben der flammenden Scheune, reißt ein schwarzer, angesengter Wachhund an seiner Kette. Das Tier ist hungrig und voller Entsetzen. Springt uns an und fletscht die Zähne. Ein Pistolenschuß erlöst das arme Tier von seinen Qualen.

Am Morgen des vierten Vormarschtages wird größte Eile befohlen. Vor uns, hinter dem Ort Neuilly-Saint-Front ist die Kampftruppe auf starke französische Reserven gestoßen. Der Vormarsch stockt. In Eilmärschen geht es weiter. Über uns kreisen abwechselnd deutsche und feindliche Flieger.

Das seit Tagen fast verstummte Artilleriefeuer lebt mächtig auf. Gegen Mittag erreichen wir den Ort Neuilly=Saint=Front, marschieren hindurch, an brennenden Häusern entlang. Immer mehr Verwundete kommen uns entgegen, erzählen von erbittertem Widerstand der Franzosen und von starken Gegenstößen. Hinter dem Ort wird unser Bataillon in einem Wäldchen versteckt. Bis jetzt, gemessen vom Damenweg, haben wir 103 Kilometer Vormarsch vollbracht.

Letzte Kämpfe im Marnegrund

Bis jetzt ist alles gut gegangen. Bis hierher hat es geklappt, und ganz Frankreich hat gebebt vom Schritt der heranmarschierenden deutschen Bataillone. Nun beginnt die letzte, die schwerste Etappe unseres Truppenteils.

Im letzten Haus von Neuilly, dicht am Waldrand, wohnt ein uraltes Ehepaar, die einzigen Zivilisten der Ortschaft. Die alten Leutchen sitzen vor der Tür und sehen ohne Angst die Deutschen an sich vorbeiziehen. Unsere Leute rufen ihnen scherzhaft zu: „Nach Paris!“ Und die Alten:

„Oui, Monsieur, là bas est Paris!“ und zeigen demütig, ernsthaft nach Südwesten, dort, wo hinter dem hochstämmigen Wald von Villers=Cotterets die Weltstadt Paris liegt, das Ziel und die Sehnsucht aller deutschen Soldaten.

Noch keine Stunde sind wir in diesem Wäldchen am Dorfrand von Neuilly, da erscheinen eilige Melder und rennen aufgeregt zu den Kompanieführern. Da vorne, so heißt es, sind die Franzosen durchgebrochen und sammeln sich zum Vormarsch gegen Neuilly. Im Laufschritt begeben wir uns auf die Waldwiese, schwärmen aus und treten in das offene, von greller Nachmittagssonne beleuchtete Feld. Links, aus einem Hohlweg prescht zurückweichende Artillerie.

Da zischt eine zornige Salve auf uns nieder und zerknallt hinter uns im hohen Gras. Der große, der letzte Kampf hat begonnen. Die Würfel unseres Schicksals sind gefallen.

Wir schreiten in guter Ordnung durch die hohen Getreidefelder. Fast mannshoch stehen die Halme. Man schämt sich fast, dieses Brot so zertreten zu müssen, wo doch eine Hungersnot über uns ist. So grausam ist der Krieg und so rücksichtslos.

Vor uns liegen die Trümmer der Kampfdivision im Gefecht mit frischen französischen Kräften. Wir schreiten an ihnen vorbei und ziehen weiter. Läuft aus einer Waldecke ein deutscher Batterieführer auf uns zu und beschwört uns, seine Geschütze zu retten, die im Dreck stecken und nicht mehr zurückkönnen. Die Bespannung liegt tot oder verwundet daneben. Bis auf hundert Meter waren die Franzosen schon heran und die Rohre sollten gerade gesprengt werden.

Die Gefahr ist groß und wird sofort von unserem Regimentsadjutant erkannt. Schneidig reitet dieser Offizier quer über das Gelände, ein ganz ungewöhnlicher Anblick nach Jahren des Stellungskrieges, holt rasch Verstärkungen heran. Die Leute schwärmen eiligst aus den Waldecken, unter dem zornigen Niederfauchen der feindlichen Granaten. Nach einigen kritischen Augenblicken ist die Hauptgefahr überwunden und mit jeder Minute greifen neue Gewehre ein. Den vorgehenden Franzosen prasselt bald ein lückenloses Schützenfeuer entgegen.

Die abgehetzten Leute der Kampfdivision waren diesem Gegenstoß frischer französischer Sturmtruppen nicht mehr gewachsen, und ohne unser rasches Eingreifen wäre Neuilly-St.-Front für uns verloren gewesen, mit Mann und Maus und unserer ganzen Artillerie. Jetzt ist aber die Schützenlinie gebildet, schlängelt sich über die Hügel und durch die Felder, eine lange, entschlossene Front, die sich ruckweise in Bewegung setzt und den Angriff vorwärtsträgt, auf den düsteren, hochstämmigen Wald von Villers-Cotterets zu, der dort, etwa 5000 Meter vor uns, den Horizont abschließt.

Wir springen vor und benehmen uns wie auf dem Exerzierplatz. Selbst den jungen Rekruten scheint dieser Krieg Freude zu bereiten, denn es geht vorläufig noch ohne eigene Verluste. Nur rechts von uns, beim Schwesterregiment, liegen sie im schwersten Flankenfeuer von Dammard herunter.

Wir schieben, beim Vorwärtssprung, eine schwere

Walze aus Holz vor uns her, legen uns dann sofort dahinter und haben auf diese Weise eine Gewehrauflage. Die meisten Leute haben den Spaten gezogen und halten ihn beim Sprung vor das Gesicht, laufen gebückt. Die französischen Gewehrgeschosse singen ganz sonderbar durch die hohen Halme der Weizenfelder, fluppen in die trockene Ackererde, daß uns der Staub in die Augen spritzt.

Hin und wieder sinkt ein Getroffener nieder, oder es bleibt einer liegen, wenn die Schützenlinie zum Sprung ansetzt, aber diese Schreie der Verwundeten gehen hier unter im Mahlen des rasenden Infanteriegefechts. Und jetzt sind auch die leichten Maschinengewehre endlich da, greifen ein. Die niedrigen Transportkarren haben nämlich alle versagt, als es hieß querfeldein in Stellung zu gehn. Die Achsen umwickelten sich mit Halmen und brachen teilweise. Doch nun sind die Maschinengewehre da, sechs Mündungen in jedem Kompanieabschnitt. Das Knattern wird nervenzerreißend. Es gibt nichts Gemeineres, nichts Rücksichtsloseres als dieses kalte, eintönige, störrische Arbeiten eines Maschinengewehrs. Und doch ist's ein männlich-hartes Geräusch.

Wir sind schon ein gutes Stück vorangekommen. Die feindlichen Kräfte weichen kämpfend auf die Ortschaften Cointicourt, Chézy und Dammard zurück. Da wird plötzlich „Seitengewehr pflanzt auf!" befohlen.

Noch einmal kämmen die Maschinengewehre das ganze Gelände ab, und dann, alle Offiziere

vor der Front, vom Regimentskommandeur bis zum jüngsten Leutnant, alle Unteroffiziere bei ihren Abteilungen, alle Leute entschlossen in der Schützenlinie, tritt unser Regiment zum Durchbruch an. Unsere Kehlen brüllen sich heiser. Die Seitengewehre blitzen in der untergehenden Sonne und vor uns weichen die feindlichen Bataillone, ziehn sich in regelloser Flucht auf die Dörfer zurück, die unter dem Feuer unserer schweren Maschinengewehre und Geschütze liegen. Wir gewinnen etwa drei Kilometer Gelände.

Ganz plötzlich, fast ohne Übergang, ist die Front ruhig. Der Feind hat sich in den Ortschaften festgesetzt. Wir konnten nicht tiefer nachdrängen, weil unsere Flankendeckung nicht rasch genug mitkam. Nun liegen wir auf dem Felde und schanzen uns rasch in die lockere, weiche Ackererde. Hin und wieder fällt noch ein Schuß. Sanitäter suchen die Verwundeten. Die Kampftätigkeit ist erstarrt, wie abgeschnitten. Lange Rauchfahnen ziehn von den brennenden Ortschaften her über das Land. Die Sonne geht unter.

Um zehn Uhr, nach völligem Einbruch der Dunkelheit, wird der Weitermarsch befohlen, vorsichtig, in breiten Schützenlinien. Wir streifen durch das Getreide. Spähen rechts, spähen links. Finden keinen Gegner und keine Spur von ihm. Keine Leuchtkugel steigt. Rechts, im Allant-Grund quaken die Frösche. Irgendwo raschelt Nachtgetier. Wir

streifen vorsichtig weiter, Finger am Abzug. Da blitzt es plötzlich ganz nahe, und eine Feuergarbe fährt uns an. Wie Peitschenhiebe umknallen uns die harten Abschüsse des feindlichen Maschinengewehrs. Zuerst nehmen wir volle Deckung, liegen mit dem Gesicht auf der Erde. Dann ziehen wir uns gruppenweise vorsichtig zurück. Wir wissen nun, daß sich der Gegner nicht überrumpeln läßt. Drei Mann unseres Zuges werden vermißt, drei Mann, darunter Quint, der ewig gutgelaunte Spaßmacher. Voß hat ihn zuletzt gesehen, erbietet sich, ihn zu suchen. Zwei Mann begleiten den Sanitäter.

Sie haben Quint auch gefunden. Er lag tot auf dem Gesicht, tot mit zwei Bauchschüssen. Vor Schmerzen, um nicht schreien zu müssen und unsere Linie dadurch zu verraten, hatte sich Quint den Mund voll Ackererde und Halme gestopft. Selbstverständliche Kameradschaft des Frontsoldaten.

Unsere Kompanie wird nach rechts gesammelt und an den Bach gelegt. Inzwischen tasten die Franzosen andauernd das soeben verlassene Gelände mit Artillerie- und Maschinengewehrfeuer ab.

Gegen ein Uhr nachts trifft der Befehl ein:

„Um fünf Uhr wird gestürmt!"

Trotz der inneren Unruhe vor den kommenden Ereignissen, trotz der Traurigkeit über den Tod des Kameraden Quint, schlafen wir einige Stunden, die Füße im Wasser des Allant-Baches.

Kurz nach vier Uhr schickt unsere Artillerie einige Salven in die vom Feind besetzten Ortschaften, und

im Schutze des Bodennebels bilden wir unsere Sturmabteilungen, verteilen sie im Gelände. Endlich, gegen fünf Uhr, als der warme Sonnenschein den Nebel schon aufsaugen will, brechen wir nochmals vor, mit Hurra, erstürmen einen quer im Gelände liegenden Bahndamm, nehmen die Ortschaften Cointicourt und Dammard, überrennen das Vierecks-wäldchen und dringen bis an die Chaussee nach Soissons vor. Aber unser Weg ist gezeichnet durch Blut und Tod. Am Bahndamm liegt der Sanitätsgefreite Voß und verblutet langsam, ohne Hilfe, er, der so vielen Kameraden geholfen und manchem das Sterben leichter gemacht hat. Fünf weitere Leute unseres Zuges sind gleichfalls unterwegs geblieben, alle tot. Sieben Mann sind verwundet, meist junge Kerlchen vom Jahrgang 1900.

Vor uns hat sich der Widerstand gewaltig verdichtet und wir sind abgehetzt, wir können nicht mehr. Zudem liegen unsere Flankendeckungen immer noch weit zurück. Unser letzter sieghafter Sprung ist getan. Jetzt rollen die Würfel unseres Schicksals abwärts, ganz rasch abwärts, denn vor uns tritt Amerika auf den Plan. Vor uns — das werden wir bald erfahren — schanzt sich die 26. amerikanische Division ein, um Rache zu nehmen, Rache für die Niederlage von Seicheprey.

Der Schlußpunkt unseres Vormarsches ist erreicht. Unsere Feldwache liegt an der Straße zwischen Villers-Cotterets und Chateau-Thierry, und hat ihr leichtes Maschinengewehr neben einem Kilometer-

stein in Feuerstellung gebracht. Und auf diesem Kilometerstein steht eingemeißelt: „Paris 65 Kilomètres.“

Vorbereitungen

Es ist wieder Ruhe auf der ganzen Front, das heißt, was man so Ruhe nennen kann. Ohne Unterbrechung bekämpfen sich die Flieger. Sie kommen in Staffeln daher wie Zugvögel, der Führer an der Spitze, die anderen geordnet hinter ihm. Sie bewerfen unsere Unterkünfte und Stellungen mit Kettenbomben. Allmählich, aber deutlich erkennbar, gewinnen die Feinde wieder die Oberhand in der Luft. Die deutschen Geschwader werden immer seltener. Sie werden an zu vielen Stellen der Front gebraucht.

Und dann taucht eine neue Brisanzmunition auf. Die Geschosse sind sehr lang und haben einen langen, empfindlichen Zünder. Blindgänger gibt es nicht mehr. Wo solch eine Granate den Boden nur berührt, kracht es und ihre Splitter fetzen fast waagerecht auseinander, mähen das Gras sauber ab, mindestens zwei Meter im Umkreis. Es hat keinen Zweck mehr, sich zu bücken und volle Deckung zu nehmen. Die Langzündergranaten erreichen alles, fetzen in alle Winkel und Löcher.

Außerdem haben sie drüben gewaltige Mengen einer neuen, gefährlichen Gasmunition. Hin und wieder schicken sie uns einige Granaten herüber,

als Vorkost sozusagen. Die unsichtbare Gaswolke riecht nach Zwiebeln. Du reißt die Maske aus der Büchse. Keinen Zweck. Dieses Gas greift nicht die Lunge an, sondern alle Schleimhäute des Körpers. Du siehst die Getroffenen, die Vergasten mit geschwollenen Körpern herumlaufen, sich vor Jucken und Kratzen auf dem Boden wälzen.

Täglich rasen die französischen Flieger ganz niedrig über uns hinweg, knipsen unsere Stellungen. Unser Zug liegt am Bahndamm zwischen Chézy und Dammard, genau gesagt am Viereckswäldchen, und hat nur die Feldwache gegen die Straße vorgeschoben.

Kleinere Angriffe und Gefechte, denen starke Beschießungen vorausgehen, sollen uns zermürben. Tagsüber tasten die hochempfindlichen Brisanzgranaten die Gegend ab und nachts kommen die Flieger und werfen Kettenbomben, oder die Feinde fühlen vor mit starken Patrouillen.

Unser Bataillonsadjutant, ein unerschrockener, tapferer Offizier, fällt bei solcher Gelegenheit. Überhaupt sind die täglichen Verluste an Offizieren sehr hoch. Das Gerippe des ganzen Widerstandes besteht überhaupt nur noch aus einigen Offizieren, aus Unteroffizieren und wenigen Stammannschaften. Je toller es wird, desto inniger gestaltet sich jetzt die Kameradschaft. Unsere Frontoffiziere leben und sterben mit uns und für uns. Unter den jungen, im Frühjahr erst eingetroffenen Leutchen gibt es wohl guten Willen, aber die Erfahrung fehlt ihnen und

sie werden täglich abgeschossen, wie Kaninchen. Die armen Burschen können einem leid tun. Nur wir, die alten Frontsoldaten, sind scheinbar gegen alles gefeit. Die Front will uns noch nicht freigeben. Das Schicksal hat sicher noch manches mit uns vor.

Höchste Alarmbereitschaft ist befohlen. Warum? Man wird schon wissen warum, hinten bei den Stäben.

Täglich nimmt die Kampftätigkeit der Franzosen zu. Eine große Sache liegt in der Luft.

Ein Infanteriezug wird aufgerieben

Unser Zug liegt in verschiedenen Nestern verteilt, jedes mit einem Maschinengewehr besetzt. Ich befinde mich bei Kientz. Im Nachbarnest, etwa fünfzig Meter weiter rechts, liegt Kendzierski mit seiner Gruppe. Links von uns sitzt Huba mit seinem Maschinengewehr und einer Gruppe. Liesenfeld, der inzwischen Vize wurde, befehligt den etwa zwanzig Mann starken Schützenschleier, dreihundert Meter vor uns im Gelände. In dieser Aufstellung überrascht uns das gewaltige Trommelfeuer der großangelegten französischen Gegenoffensive, der zweiten Marneschlacht.

Drei Stunden lang brüllt das Trommelfeuer. Unzählige Tonnen Stahl werden gegen uns geschleudert. Man versucht uns einzudecken, uns auszuräuchern. Wir kauern zitternd in der Tiefe der

Maschinengewehrnester, denn wir ahnen, daß unsere Zeit abgelaufen ist.

Kientz gibt mir Anweisungen: „Also, wenn es mich gepackt hat, sieh zu, daß du mit den übrigen Leuten noch zurückkommst. Halte dich am Bachufer, wo du gegen Sicht gedeckt bist."

Und nach einer Weile: „Sechs Schüsse waren es damals in der Neujahrsnacht. Sechs Schüsse. Die sechs Monate sind um. Denkst du noch an die Gespenster vom Toten Mann? — Doch das ist alles Quatsch und Blödsinn. — Weißt du, wie wir ausmarschierten, alles flotte, junge Kerle, die Bäume ausreißen wollten. — Es ist eine Schande, ich kann immer noch keinen anständigen Präsentiergriff kloppen. — Und die kleinen Mädchen von Montmédy und von Thumeries. — Ob sie noch mal an uns gedacht haben? — Du, ich Esel trage noch eine Locke von jener hübschen Blonden hier im Schutzdeckel meiner Uhr. — Was, schon acht Uhr! Nun könnten die Franzmänner endlich kommen! — Und Offizier bin ich doch nicht geworden, weil man mich, den Elsässer, immer noch mit Mißtrauen betrachtet. Es ist vielleicht gut, daß wir fallen und sterben, denn wir würden uns doch nie ins friedliche Leben schicken können. Unsere Grabkreuze werden eine Mahnung sein für die andern, die Jungen. Das größte Verbrechen an Deutschland, ja, an der ganzen Menschheit, ist dieser Krieg — —"

Wir kauern Schulter an Schulter im engen Loch und sprechen, nur um das Rasen der Materialschlacht

nicht hören zu müssen. Da springt ruckartig das Trommelfeuer auf die deutsche Hauptverteidigungslinie. Gleichzeitig schlagen die Schützen in den einzelnen Nestern Alarm. Liesenfeld eröffnet ein lebhaftes Feuer.

Ich spähe vorsichtig über die Deckung des Maschinengewehrnestes und sehe die feindlichen Schützenlinien gegen uns vorrücken. Aus Chézy kommen sie, schleichen am Bahndamm entlang, nähern sich uns in gewaltiger Übermacht. Horizontblaue und erdbraune Soldaten marschieren über Hügel und durch Täler, klettern über Böschungen und ergießen sich aus den Waldecken in die grünen Felder.

Vorneweg aber rasseln amerikanische Tanks. Manövrieren hin und her. Wir reißen die Gurte mit Panzermunition aus den Patronenkästen, laden, schießen, schießen, schießen. Unsere Maschinengewehre arbeiten sich in Glut. Das Kühlwasser kocht und zischt.

Nun hat ein schwerer Tank die Linie vor Liesenfeld erreicht, walzt über sie hinweg. Einige Leute versuchen zu entkommen. Die Tankgeschütze strecken sie nieder. Eins dieser breiten, gefährlichen Schuppenräder fährt über den liegenden, anscheinend verwundeten Liesenfeld, zermalmt ihn, stampft seine Leiche in den weichen Ackerboden.

Die Feuerwalze springt weiter nach hinten. Kientz hat das Tankabwehrgewehr geschultert und schießt mit schwerer Stahlmantelmunition. Beim zweiten Schuß wird ihm vom Rückstoß das Schlüssel-

bein entzweigeschlagen. Fast gleichzeitig kracht die leichte Granate eines Tankgeschützes auf der Böschung unseres Loches, reißt unserem Zugführer die rechte Seite auf. Ich springe hinzu, will helfen. Vergebens. Das Blut spritzt und rieselt. Der Getroffene sinkt bleich zurück.

„Siehst du, nun ist es aus. — Ich muß sterben für Deutschland, das mich, den Elsässer, immer mit so viel Mißtrauen behandelte. — Nein, ich habe gar keine Schmerzen, jetzt nicht mehr. — Renne mit den Jungen noch schnell fort. — Du guter Kerl, schau mal her, habe ich was an den Augen? Ich sehe nichts mehr. Alles so schwarz — — so schwarz — — Du, kommen sie durch? Er hatte recht, der Segmüller — — Gespenster am Toten Mann — — Alles aus mit uns! Fertig! Ich, der unsichere Kantonist — —"

Vom rechten Schützennest rennt einer zu uns. „Alles aus," schreit er, „alles erledigt und tot, Kendzierski und die ganze Gruppe." — Der Mann wirft sich zu Boden. Er ist verwundet, wie ich bemerke.

Die Tanks vor uns kommen nur langsam vorwärts im weichen, lockeren Gelände. Beschießen jetzt das linke Nest. Die Leute stieben auseinander. Huba läuft mit umgehängtem Maschinengewehr zu uns herüber. Stürzt am Rande des Loches nieder, tot. Mich packt jetzt eine furchtbare Wut, eine rasende Lust, mein Leben teuer zu verkaufen.

Zwei Rekruten reichen mir die Streifen mit

Panzermunition. Eingefädelt! Angezogen! Mein Maschinengewehr kichert und schüttelt sich. Vor dem Visier tanzt das rote Mündungsfeuer, und durch den bläulichen Pulverqualm sehe ich die Tanks näherkommen, jetzt kaum noch 200 Meter weit. Da kracht es hinter uns, und Pistolenschüsse aus Nahkampfentfernung strecken uns nieder. Die feindliche Infanterie war stellenweise rechts und links durchgebrochen und hatte uns unbemerkt umzingelt.

Beim ersten Krachen springe ich auf, drehe mich halb rechts, will schreien oder rufen oder flüchten, da blitzt es dicht neben meinem rechten Ohr und ein furchtbarer Schlag durchzuckt meinen Oberkörper. Ich falle nieder, neben den toten Offizierstellvertreter Kientz. Meine Beine ragen über die Böschung. Mein Stahlhelm rollt noch drei Schritt weiter, bleibt zwischen den röchelnden Rekruten liegen. Warmes Blut rieselt mir über Hals, Nacken und Rücken.

Französische Jägerbataillone schreiten an unserm Nest vorbei. Die langen Seitengewehre blitzen in der Morgensonne. Offiziere brüllen und befehlen:

„En avant, déployez vous en tirailleurs!“ („Vorwärts, in Schützenlinie!“)

Dann beginnen die blauen Gestalten zu laufen, auf die deutsche Hauptlinie zu. Maschinengewehre tacken von allen Seiten, und die Angreifer schreien: „Es lebe Frankreich!“

Und da haben sich auch die Tanks durch die Sumpfstellen gewunden, kommen näher. Hinter

ihnen, schußbereit die kurzen Gewehre, drängen sich Amerikaner, die Amerikaner der 26. Infanterie-Division, und brüllen: „Rache für Seicheprey!"

Mit letzter Kraft ziehe ich meine Beine in das Loch.

Die feindlichen Tankgeschwader rasseln vorbei.

Es wird Nacht vor meinen Augen.

Stunden oder Tage später werde ich wach. Die Sonne steht hoch im Mittag.

Hunderttausend Fliegen umschwirren die Leichen meiner toten Kameraden.

Irgendwo in der Ferne brüllt die Schlacht.

Im Hohlweg, dicht hinter unserem Maschinengewehrnest, ist französische Feldartillerie aufgefahren.

Ich schreie und winke. Zwei französische Sanitäter ziehen mich zwischen den Leichen hervor, mich, den einzigen Überlebenden des Infanteriezuges.

Ich bin nun der Kriegsgefangene Nummer 43282.



